STEPHAN TROCHTA



DER KARDINAL VON BÖHMEN

KARDINAL STEPHAN TROCHTA

PAVEL MORAVA

Kardinal Stephan Trochta

Eine Lebensgeschichte und eine Auswahl aus seinen Ansprachen und Hirtenbriefen

ÖSTERREICHISCHER KULTURVERLAG

1987
Österreichischer Kulturverlag, Thaur/Tirol
Druck: Thaurdruck Giesriegl Ges. m. b. H., Thaur bei Innsbruck
ISBN 3-85395-090-5

Einleitung

Am 6. April 1974 starb Kardinal Stephan Trochta, Bischof von Leitmeritz. Diese bedeutende zeitgenössische Persönlichkeit der religiösen Geschichte Böhmens und Mährens wird sicher einmal durch Geschichtsforscher studiert und in ihrer historischen Bedeutung entsprechend objektiv gewürdigt werden.
Eine ausführliche, kritische Arbeit, die sich auf alle zugänglichen Quellen stützen könnte, ist heute noch nicht möglich. Der Öffentlichkeit wird deshalb vorderhand eine nicht-wissenschaftliche Biographie vorgelegt, die zumindest eine kleine Erinnerung sein soll an den Priester und Ordensmann, den Salesianer, Bischof und Kardinal, der für die Freiheit der Kirche in seinem Vaterland arbeitete und litt, den alle – auch seine Feinde – liebten und der weiterlebt in der Erinnerung jener, die ihn kannten und für die er ein Beispiel heiligmäßigen Lebens darstellt.
Der erste Teil dieser „Erinnerungen" gibt die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Kardinals wieder. Sie stützen sich auf seine persönlichen Erlebnisse, auf das Zeugnis jener, die ihn kannten, und zum Teil auf das Zentralarchiv des Salesianerordens in Rom, soweit dieses der Öffentlichkeit zugänglich ist.
Der zweite, wichtigere und interessantere, Teil enthält einige Ansprachen, Artikel und Hirtenbriefe Kardinal Trochtas, die aufgespürt wurden und die nun dokumentarischen Wert besitzen.
Die böhmischen Salesianer möchten hiermit auch ihre Dankbarkeit und Ergebenheit dem Generaloberen des Salesianerordens, dem hw. Herrn Ägidius *Vigano,* aussprechen, dessen Impuls und Interesse die Herausgabe dieser Erinnerungen ermöglichte.

Rom, am 19. März 1984
Am Tag des hl. Josefs, des Schutzpatrons der Kirche

Die böhmischen Salesianer

I.

Eine Lebensgeschichte

I.
Glückliche und gleichzeitig kummervolle Jugend

Am dritten Fastensonntag, dem 26. März 1905, wurde in Francova Lhota (Franzensdorf – das tschechische Wort „Lhota" bedeutet soviel wie kleines Dorf oder Weiler und kommt fast immer nur im Zusammenhang mit einem Namen vor) in Nordmähren, in der sogenannten mährischen Walachei, dem Ehepaar Trochta ein Sohn geboren. Gleich am nächsten Tag – wie aus der Taufmatrikel ersichtlich ist – wurde er vom dortigen Pfarrer Ignaz Kreml auf den Namen Stephan getauft. Als Taufpaten fungierten Stephans Onkel Anton Trochta und dessen Ehefrau Theresia.

Die Familie Trochta aus der mährischen Walachei

Der Name „Trochta" soll angeblich ein abgewandelter deutsch-tschechischer Name sein, der eigentlich französischen Ursprungs ist. Man sagt, daß sich während der Napoleonischen Kriege in Francova Lhota ein Franzose niederließ, der „Trochter" hieß und eine Urgroßmutter der Familie Trochta namens Chovancova heiratete. Dieser Ehe entstammten 13 Söhne. Da sich alle Söhne in ihrem Heimatdorf vermählten, wimmelt heute das halbe Dorf – und auch die Dörfer der Umgebung – von Trochtas. Diesem Gerücht des französischen Ursprungs der Familie Trochta nachzugehen, erweist sich in einem größeren Rahmen als notwendig. In den vergangenen Jahrhunderten scheint der Name Trochta in den Pfarrmatrikeln von Francova Lhota auf. Schließlich findet man in den Matrikeln des kleinen Dorfes Lansky bereits aus dem Jahre 1670 einen gewissen

„Johann Trochta, Besitzer von drei Feldern im Umfang von 45 Steuermassen". Wie immer es sei, sicher ist, daß der spätere Kardinal Trochta aus einer eingesessenen Bauernfamilie stammt. Dem Vater nach stammt Stephan aus dem Familienzweig Trochta-Hruska. Wenn man aber seine Gestalt betrachtet und auch seinen Charakter, dann gehört er eher dem Familienzweig Trochta-Matyj an, dem Zweig, aus dem seine Großmutter stammt. Denn – wie schon berichtet – es gab im heimischen Dorf viele Trochtas, die sich durchwegs durch einen eigenen Familienakzent unterschieden. Die Trochta-Matyj lebten außerdem in den walachischen Bergen in einem einsamen Weiler, der sich Bechov nannte. Sie bauten Flachs an, verarbeiteten ihn, hüteten Schafe, spannen Wolle, hatten eine Mühle mit Goppelantrieb und fertigten selbst all das an, was sie zum Leben benötigten. Sie waren durchwegs hochgewachsene, tapfere Männer, die auch eine wohltönende Stimme besaßen und deshalb gerne sangen. Dieses Talent hat sich in der Familie Trochta sozusagen vererbt, wie wir noch sehen werden.

Stephan Trochta wurde in Francova Lhota geboren. Er liebte seine Heimat. Er liebte diese malerischen walachischen Dörfer mit ihren Hügeln und ihren Weideplätzen. Wenn er später davon erzählte, erinnerte er sich gerne an die ausgedehnten Wälder und die ärmlichen Felder, wo er als Junge gearbeitet und die Kühe gehütet hatte.

In der Nähe des Dorfes verlief damals auch der alte „limes", der die Grenze des römischen Imperiums bildete. Daß es sich hier um ein altes römisches Gebiet handelt, bezeugen noch Grundmauern und aufgefundene Mörtelreste. In früheren Jahrhunderten gehörte das Gebiet dem ungarischen Grafen Illeszhazy, der die heute noch bestehende Kirche, die fast selbstverständlich den Namen des ungarischen Königs Stephan erhielt, erbaute. Die Kirche wurde unter Josef II. im Jahre 1786 zur Pfarrkirche erhoben. Somit blieb der Bevölkerung der früher so weite Weg zur Pfarrkirche von Lidecko erspart.

Stephans Vater, Franz, entstammte keiner reichen Familie. Von seinem Vater erbte er ein kleines Stück Land, das ungefähr einem Viertel des Bauerngutes entsprach. Darauf galt es ein Haus zu bauen. Für das Fundament holte Stephans Vater Steine aus dem nahegelegenen Steinbruch, für die Mauern verwendete er selbstgemachte Ziegeln.

Stephans Vater war ein arbeitsamer, unternehmungsfreudiger und charakterlich einwandfreier Mensch. Zudem war er ein Musikliebhaber. Bereits als Jugendlicher lernte er unter der Leitung seines Oberlehrers mehrere Instrumente. In späteren Jahren bildete er aus den Dorfmusikanten eine Musikkapelle. Er selbst spielte in dieser meist den Kontrabaß.

Im Laufe der Zeit konnte Franz Trochta dank seines Fleißes und seines Unternehmungsgeistes weitere Streifen Ackerlandes dazukaufen. Dabei bewährte sich auch sein Musikertalent, das ihm bei Hochzeiten, Einweihungen und Begräbnissen als finanzielle Einnahmequelle diente. Da die Musikkapelle ihre Proben im Hause Trochta abhielt, wurde auch Stephans Liebe zur Musik geweckt. In dieser Zeit lernte er auf der Klarinette zu spielen.

Stephans Mutter war eine arbeitsame Frau. Trotz der vielen Arbeit, die täglich anfiel, vergaß sie nie, mit den Kindern gemeinsam das Abendgebet zu sprechen. Und im Monat Oktober wurde anstelle dessen der Rosenkranz gebetet, wie es damals bei den frommen Familien in der Walachei üblich war.

In den ersten Jahren seines Lebens wuchs Stephan glücklich und zufrieden in seiner Familie auf. Dieser schöne Abschnitt seines Lebens sollte jedoch nicht lange dauern.

Eines Abends im November spielte sein Vater in einem Gasthaus bei einer Hochzeit Trompete. Im Gastzimmer waren viele Leute anwesend, die Luft dadurch muffig und voller Rauch. Franz, müde und verschwitzt von der Arbeit, fühlte sich nicht wohl. Er war an diesem Tag ständig in einem Luftzug gestanden, da er in der Scheune Getreide gedroschen hatte, und seine Abwehrkräfte

waren geschwächt. Am nächsten Tag bekam er dann Fieber und mußte das Bett hüten. Als der Arzt ihn untersuchte, diagnostizierte er eine Lungenentzündung. Am späteren Nachmittag versah ihn der Pfarrer mit der Krankensalbung. Trotzdem es ihm am nächsten Tag sichtlich besser ging, erholte er sich nicht mehr von der Krankheit. Am Abend verfiel er in Agonie. Der kleine Stephan versuchte den Vater zu beruhigen. Am Morgen des 4. November verstarb Franz Trochta im Alter von 32 Jahren. Am darauffolgenden Sonntag fand das Begräbnis statt. Da der Weg so schlecht war, wurde der Sarg auf einen Wagen gelegt und zum Grab gebracht.
Noch nach Jahren erinnerte sich Stephan in allen Einzelheiten an dieses ihn prägende Erlebnis seiner Kindheit.

Hilfe der Mutter bei der Erziehung der Geschwister

Als der Vater starb, hatte Stephan schon eine Schwester namens Agnes und einen Bruder, Josef. Agnes wurde 1911 und Josef im August 1913 geboren.
Die Mutter war nach dem plötzlichen Tod des Gatten völlig gebrochen. Sie hatte ihren Mann nicht nur sehr geliebt, sondern war auch in vieler Beziehung von ihm abhängig gewesen. Sie war zwar sehr arbeitsam, aber der Vater hatte in der Familie den Ton angegeben, die Pläne gemacht, wußte einfach über alles Bescheid. Es gibt im Leben Schmerzen, die sich nicht beschreiben lassen. Eine Frau, die mit 31 Jahren Witwe wird und sich um drei kleine Kinder kümmern muß, hat es wahrhaftig nicht leicht. Stephans Mutter verheiratete sich nicht wieder, obwohl sie dazu mehrmals Gelegenheit gehabt hätte. Sie blieb Witwe, arbeitete bis in die Nacht hinein, um den Kindern ein gutes Leben bieten zu können, litt viel unter den oft schwierigen Lebensumständen. Als sie den Baum für das erste Weihnachtsfest ohne ihren Mann

schmückte, setzte sie sich plötzlich aufs Bett, nahm den kleinen Josef in die Arme und begann hemmungslos zu schluchzen. Stephan wiederum wirkte so, als hätte er nach dem Tode des Vaters mit einem Schlag alle kindliche Sorglosigkeit und Fröhlichkeit verloren. Er begann immer häufiger, sehr fromm zu beten, und schließlich kam ihm sogar der Gedanke, ob sein Vater nicht wegen seines kindlichen Ungehorsams hatte sterben müssen. Obwohl er noch ein kleiner Bub war, half er doch seiner Mutter bei allen Arbeiten, so gut er konnte. Er hütete die Kühe, spielte – um die Mutter zu entlasten – mit seinen Geschwistern und führte sich auf, als wäre er deren Vormund. Es war dies das erste Mal, daß er mit dem Gefühl konfrontiert wurde, das man Verantwortung nennt. In dieser seiner ersten erzieherischen Tätigkeit entwickelte er einen besonderen Sinn für Gerechtigkeit.

Begabt und fleißig im Lernen

In seinem Geburtsort, Francova Lhota, ging Stephan in die Schule. Es war eine im Jahre 1898 errichtete dreiklassige Volksschule, die auch Kinder aus der Umgebung besuchten. Die Lehrer erkannten bald, daß Stephan ein begabter Schüler war. Vor allem waren dies sein Lehrer Zerlik und die Tochter des Oberlehrers Merlicek, die Lehrerin Franziska Merlickova. Ihr Vater war ein typischer Schulmeister, der auch kulturell sehr interessiert war. Seine Tochter schritt erfolgreich auf dem Weg der erzieherischen Arbeit weiter. Zerlik dagegen war eher der Typ eines fortschrittlich eingestellten Lehrers. Seine geistreichen Diskussionen mit dem Pfarrer fanden fast nie ein Ende. Zerlik war ein guter Lehrer, seinen Schülern gefielen insbesondere die Geschichtsstunden, in welchen er in ihnen die Liebe zum Vaterland wecken wollte. Auch konnte er sehr gut malen. Alle Kulissen für die Theaterstücke, die er mit den Kindern einstudierte, malte er selbst. Im Klassenzimmer hatte er eine Leinwand an die

Wand gespannt, und wenn er auf dieser malte oder zeichnete, schauten alle aufmerksam zu. Auf Stephan machte die Liebe des Lehrers zum Vaterland, zur böhmischen Geschichte und zur tschechischen Literatur großen Eindruck. Mehrmals kam es vor, daß Zerlik ihn zu sich auf den Katheder rief und ihn aus der böhmischen Geschichte oder andere Zitate vorlesen und erklären hieß. Stephan hatte ein sehr gutes Gedächtnis. Seine Fähigkeit, fesselnd zu erzählen, half ihm später, als er als Erzieher tätig war. Der Lehrer lieh ihm auch oft Bücher über die böhmische Geschichte, über deren Inhalt er dann vor der Klasse erzählen mußte.

Berufung zum Priestertum?

Stephan war ein begabter, aber auch sehr frommer Bub. Besonders nach dem Tod seines Vaters und dem Empfang der ersten heiligen Kommunion wurde er immer ernster. In der Kirche stand er mit den anderen Buben vorn beim Kommuniongitter oder, wie man im Dorf sagte, „bei der Gebetbank". Er hatte eine schöne Stimme und sang auch gern. Damals benützte man bei den liturgischen Handlungen noch die alten Kanzionale und sang Lieder, die heute nur noch bei einigen historischen Forschern bekannt sind. Besonders die Frauen des Dorfes beichteten gerne vor der Messe und sangen dann wehmütige Lieder, die ans Herz griffen.
Auf Stephan machte all dies großen Eindruck. In seinem kleinen Bubenherzen erwachte gleichzeitig die Sehnsucht, all dies nachzumachen, was seine Phantasie und sein Denken aufgenommen hatten. So stellte er sich als kleiner Bub angeblich gerne auf einen Grenzstein auf dem Feld und predigte. Die Schwester und der kleine Bruder mußten natürlich diese neue Art von Sonntagspredigten des „Herrn Pfarrers" ruhig und achtungsvoll anhören. Es fiel ihnen auch gar nicht ein zu lachen. Ein andermal begrub der kleine Hochwürden einen toten Hasen, den er gefunden hatte.

Damit bei diesem kindlichen Begräbnis auch nichts fehle, hob er ein Grab aus, trug die vorgeschriebenen Gebete vor, pfiff auf einer Pfeife die Begräbnismelodien, sang und predigte ganz so, wie es eben ein Pfarrer zu tun pflegt.
Pfarrer Kreml war ein gestrenger Herr, der besonders auf Genauigkeit achtete. Mit Akribie betrieb er das geistliche Geschehen in seiner Pfarrei. Oftmals tadelte er energisch die Mängel im christlichen Leben seiner Pfarrkinder. Seelsorglich war er sehr eifrig, allerdings in der Art, wie es damals in unseren Ländern allgemein üblich war. Später wurde er Vikar (Dekan) im walachischen Klobouky. Aber es waren weder der Pfarrer noch die Mutter, die den späteren Priesterberuf in Stephan entdeckten. Es war dies Tante Mařinka, Vorsängerin in der Kirche. Die Tante war ledig geblieben, nicht, weil sie vielleicht nicht heiraten wollte. Die Kirche war ihre eigentliche Heimat, wo sie sich am wohlsten fühlte. Sie ging in die Häuser, um den Sterbenden den Rosenkranz vorzubeten, sie betete für die Seelen im Fegefeuer und tat dies alles aus tiefster Herzensüberzeugung. Ihr ganzes Leben war angefüllt mit guten Taten, die sie Gott aus tiefer Liebe darbrachte. Sie gehörte zu jener Gruppe von Frauen, die zwar nie heiliggesprochen werden, aber wesentlich dazu beitragen, daß in den Gemeinden christliches Leben erhalten bleibt. Einmal sagte sie zu Stephans Mutter: „Meine liebe Anna, wenn ich so auf deinen Sohn Stephan blicke, wie schön er in der Kirche singt und auf der Gebetbank die Hände gefaltet hält und überhaupt sich immer gut benimmt, dann denke ich immer, ob in ihm nicht ein kleiner Pfarrer steckt."
Die Worte der Tante machten auf Stephans Mutter einen tiefen Eindruck. Fast schämte sie sich, daß sie nicht von selbst daraufgekommen war. Ernsthaft begann sie darüber nachzudenken, wie sie ihrem Sohn ein Theologiestudium ermöglichen könnte.

Der neue Pfarrer interessiert sich für Stephan

Nachdem Pfarrer Kreml Francova Lhota verlassen hatte, um seinen neuen Posten anzutreten, kam der junge P. Franz Maluš, gebürtig aus Blatnice unter dem hl. Antonius, als Pfarrer in Stephans Geburtsort. Obwohl er den Doktor in Theologie hatte, ließ er sich niemals dazu verleiten, sich als geistig überlegen und hochmütig zu zeigen. Er war ein guter Prediger, aber kein gefühlvoller oder emphatischer, sondern eher einer, der seine Predigten logisch aufbaute und diese formvollendet zu gestalten wußte. Seine Vortragsweise war ausgezeichnet und ein Genuß für die Zuhörer. Bald hatten ihn die Bewohner des Dorfes in ihr Herz geschlossen. Im Religionsunterricht in der Schule pflegte er manchmal kleine Scherze einzuflechten und ihn dadurch interessant zu gestalten.

Dieser neue Pfarrer bekam bald großen Einfluß auf den kleinen Stephan. Nach dem Gespräch mit Tante Mařinka sandte die Mutter Stephan jetzt öfters zur Kirche. Er ging nun täglich in die heilige Messe und ministrierte auch. Stephan hatte den neuen Pfarrer sehr gern, und diese Liebe nahm noch zu, als sich folgendes ereignete: Da Stephans Familie arm war, konnte ihm seine Mutter keine neuen Kleider und Schuhe kaufen, er mußte die Sachen von seinem verstorbenen Vater tragen. In diesen ging er auch zur Schule. Einmal, als er zur Tafel gerufen wurde, fiel er hin, da ihm die Schuhe des Vaters zu groß waren. Daraufhin begann die ganze Klasse zu lachen. P. Maluš aber nahm ihn bei der Hand, führte ihn auf den Katheder und sagte zu den Kindern: „Warum lacht ihr? Weil er arm ist, sein Vater starb und er dessen Schuhe tragen muß? Das ist nicht zum Lachen, sondern eher traurig. Dafür solltet ihr mehr Verständnis und Mitgefühl haben." Von diesem Augenblick an hatte Stephan grenzenloses Vertrauen zu dem Priester, der sich seiner so annahm.

Der gute Pfarrer hatte aber schon lange einen besonderen Plan. Seiner Meinung nach sollte diesem begabten, frommen, elfjähri-

gen Knaben die Möglichkeit geboten werden, weiter zu studieren. Als Priester dachte er natürlich daran, daß Stephan ein geistliches Studium ermöglicht werden sollte. In der Olmützer Diözese, zu der Francova Lhota gehörte, gab es ein sogenanntes Kleines Seminar, ein erzbischöfliches Gymnasium, das staatliches Öffentlichkeitsrecht besaß und an dem erfahrene Professoren, die allesamt Weltpriester waren, junge Studenten auf das Studium der Theologie vorbereiteten. Arme, aber begabte Studenten konnten dort entweder kostenlos oder zumindest mit sehr ermäßigtem Schulgeld studieren. Der Pfarrer teilte seinen Plan Stephans Mutter mit, die sogleich damit einverstanden war.

Studium oder Feldarbeit?

Was sollte dies alles für den kleinen Stephan bedeuten? Noch Jahre später, wenn er sich an seine Kindheit und die Ereignisse dieser Zeit erinnerte, klang in seinen Worten eine tiefe Liebe zur Heimat mit. Sein ganzes Leben lang liebte er seine ländliche Heimat, und das Verbleiben in dieser Umgebung schien ihm als Bub eine ideale Zukunft zu sein. „Ich würde am liebsten zu Hause bleiben", äußerte er sich einmal. „Mich interessiert z. B. das Maurerhandwerk oder die Herstellung von Dachschindeln, die verschiedenen Arten der Holzverarbeitung, aber auch die Feldarbeit, wie überhaupt alles, was mit Handarbeit zusammenhängt." Nach seinem eigenen Eingeständnis überwog die Möglichkeit, studieren zu können in keiner Weise die Sehnsucht, ein Landleben, wie es sich ein kleiner und begabter Dorfbub ausmalt, zu führen.

Als sich dies alles zutrug, war es Sommer im Jahre 1914, und zu dieser Zeit brach der Erste Weltkrieg aus, der mit seinen Folgen sich überall bemerkbar machte, in der entlegensten Einsamkeit und auch in den Dörfern. Die Landwirte mußten in immer größerem Ausmaß das geerntete Getreide und ebenso das Vieh

abliefern. Natürlich versteckten fast alle Bauern Getreide. In den Nächten transportierte man es in die Wälder, um es dort vor den Requirierungskommissionen als Reserven zu verstecken. Auch in das Haus der Familie Trochta kamen Soldaten, um nach verstecktem Getreide zu suchen. Es waren dies in der Hauptsache magyarische Soldaten. Die Mutter aber wußte, wie man sich in solchen Situationen zu verhalten hatte: Sie kochte Tee, trieb irgendwo Slibowitz auf und bewirtete die frierenden Soldaten. Diese waren froh, daß sie sich etwas ausruhen konnten und waren bester Stimmung. Natürlich suchten sie nicht weiter in der Wohnung nach versteckten Lebensmitteln. Der kleine Stephan hatte dabei oft das Gefühl, das Familieneigentum verteidigen zu müssen.

Und was war inzwischen mit der Berufung zum Priestertum? Daß ein Bub im damaligen Alter des jungen Stephan sich völlig bewußt ist, daß er zum Priester berufen ist, ist nicht anzunehmen. Nur so ist das Wort des erwachsenen Stephan Trochta zu verstehen, der einmal in Erinnerung an seine Jugend sagte: „Als ich jung war, fühlte ich keine besondere Lust, Priester zu werden."

Gott aber besaß die Möglichkeiten und wußte um die Wege, dies dennoch zu bewirken. Er kann das Korn einer Berufung in das Herz eines jungen Mannes senken, er läßt es auch auf einen entsprechend fruchtbaren Boden fallen und wachsen. Und läßt dies alles zur rechten Zeit geschehen.

Studium in Kremsier

Im Juni 1916 beendete Stephan Trochta die Volksschule in Francova Lhota, und nach bestandener Aufnahmsprüfung sollte er in das erzbischöfliche Gymnasium eintreten. So war es zumindest geplant. Aber es kam anders. Das Schuljahr 1916/17 verlebte Stephan noch in seinem Geburtsort. Warum dies geschah, kann nicht ganz einfach beantwortet werden. Denn der Herr Pfarrer

entschied, daß es doch besser wäre, wenn Stephan noch ein Jahr mit dem Beginn des Studiums in Kremsier warten würde. Während des Krieges meldeten sich nur wenig Schüler zum Studium. Niemand ahnte, wie der Krieg ausgehen würde. Das Gymnasium in Kremsier begann damals mit seinem schwächsten Jahrgang, der ingesamt aus nur 14 Schülern bestand. Stephan war noch sehr jung. Von seiner Heimat und vor allem von seiner Mutter getrennt zu werden, wäre für ihn ein zu großer Schmerz gewesen. So ging er noch in die dreiklassige Volksschule. Dadurch verbesserte er seine Kenntnisse in allen Gegenstände, vor allem eignete er sich einen guten Stil in Tschechisch an. Auch mit dem Pfarrer blieb er in ständigem Kontakt, teils, indem er regelmäßig an den Gottesdiensten teilnahm, teils, indem er oft auch außerhalb der Kirche mit ihm zusammentraf. Von ihm erhielt er in diesem Jahr die ersten Grundlagen zur Erlernung der deutschen Sprache. Dies war sehr vorteilhaft, denn das Gymnasium in Kremsier war zweisprachig. So ist es auch verständlich, daß die neben ihm Sitzenden sich im Deutschunterricht öfters an ihn wandten und er ihnen auch gerne half. 1917 war bereits aller Welt klar, wie der Krieg ausgehen mußte. Das hatte zur Folge, daß die Anmeldungen zum Studium in Kremsier plötzlich wieder zunahmen. Um den Ansturm zu bewältigen, wurde bei den Aufnahmen strenger gesiebt. Stephans Mutter, die manchmal nach Kremsier kam, sprach bei dieser Gelegenheit mit den Müttern seiner Mitschüler und mit seinen Professoren. Bei einem dieser Besuche lernte sie den damaligen Propst von Kremsier und späteren Erzbischof von Olmütz, Dr. Stojan, kennen. In „Väterchen" Stojan glaubte die damalige Welt einen Heiligen zu sehen. Er war für viele das Ideal eines menschenfreundlichen Priesters, der die christliche Liebe nicht nur predigte, sondern aller Welt vorlebte. Er war es, der im letzten Jahr des Krieges, als schon überall Hunger herrschte, das Kleine Seminar von Kremsier davor bewahrte. Von seinen Freunden in der Hanna, aus welchem Gebiet er stammte, ließ er Erdäpfel, Getreide, Obst

usw. ins Kleine Seminar bringen. So blieb das Seminar vor dem Hunger verschont. Obwohl der damalige Jahrgang 120 Schüler umfaßte, hatten doch immer alle zumindest Brot und eine Gemüsesuppe. Der kleine Unterhaltsbeitrag, den die Eltern der Schüler bezahlten, wurde durch diese zusätzliche Hilfsmaßnahme in keiner Weise erhöht.

Ein erzbischöfliches Gymnasium mit Niveau

Die Stadt Kremsier war eine Art mährisches Athen. Die saubere und gepflegte Stadt ist ein Kulturzentrum der Hanna. Von Olmütz unterscheidet sich Kremsier durch größere Geschlossenheit und Gleichmäßigkeit im Stadtbild. Kremsier besitzt schöne Kirchen und ein Schloß mit einem schönen Garten. Im Jahre 1848 tagte dort der österreichische Reichstag. Aus Kremsier kam der im Mittelalter berühmte Prediger Johann Milic, der Gelehrte Gelasius Dobner, und damals wirkte dort auch Anton Stojan. Aber vor allem befand sich in Kremsier das erzbischöfliche Gymnasium, das in allem kulturellen Geschehen den Ton angab. Es wurde für das angesehenste und strengste Gymnasium in ganz Mähren gehalten. Das geistige Niveau der Priester-Professoren war sehr hoch. Einige von ihnen hatten das Format von Universitätsprofessoren, sie galten als absolute Kapazitäten in ihren Bereichen und schrieben vielfach auch Bücher. Als Stephan dort studierte, trug Dr. Breitenbach, der schon alt war, Geschichte vor. Er war geborener Deutscher, der über bestimmte Abschnitte der Geschichte seine eigenen Ansichten hatte, aber es war ohne weiteres zu erkennen, daß er in seinem Fach eine Kapazität war. Mathematik unterrichtete Professor Absolon, der auch noch Sternenkunde vortrug und ein guter Kenner der Astronomie war. Er starb an einer Verkühlung, die er sich in der Sternwarte zugezogen hatte, als er nachts den Sternenhimmel beobachtete. Ein hervorragender Mathematiker war auch Msgr. Blažek, der außerdem mehrere Sprachen

beherrschte und eine Art Polyhistor war. Später wurde er sogar Direktor des Gymnasiums. Er starb im Jahre 1936. Er war der einzige unter den Professoren, der griechisch sprach und die klassische griechische Literatur vollkommen beherrschte. Spiritual – also geistlicher Leiter der Studenten – war am Untergymnasium Professor P. Žetek, der ein hervorragender Seelsorger war. Tschechisch unterrichtete der neugebackene Professor Alois Vašica, der bald auch Professor an der Fakultät von Olmütz wurde. Den meisten Einfluß auf die Studenten und natürlich auch auf den heranreifenden Stephan hatte Msgr. Dr. Činek, später Kanonikus und Dekan der theologischen Fakultät in Olmütz. Er war zwar noch recht jung, aber sehr begabt und trug gut vor. Er unterrichtete Religion und Philosophie. Er hatte etwas Anziehendes und Überzeugendes an sich, man konnte sagen, daß Dr. Činek eine Führerpersönlichkeit war.

Nicht nur die Professoren, auch ihr Unterricht stand auf hohem Niveau. In der Schule verlangten sie viel und waren auch streng. Für Anfänger gestaltete sich deshalb das Leben manchmal schwierig. Außerdem war der Unterricht zweisprachig: tschechisch und deutsch. Die Diözese Olmütz war damals von Tschechen und Deutschen bewohnt, und das Kleine Seminar war für Angehörige beider Volksgruppen zugänglich. Geschichte und Geographie z. B. wurde in beiden Sprachen vorgetragen, Mathematik nur in Deutsch. Da die Olmützer Diözese auch viele Pfarren besaß, wo Deutsche wohnten, war die Kenntnis der deutschen Sprache für Priester, auch für jene, die aus den tschechischen Teilen kamen, sehr wichtig. Vom Beginn ihrer Studien an lernten deshalb die Knaben sowohl Tschechisch wie Deutsch perfekt sprechen. Und so kam Stephan das wenige Deutsch, das er in Francova Lhota von seinem Pfarrer gelernt hatte, sehr zustatten.

Weihnachtsurlaub zu Hause

Das letzte Jahr des Weltkrieges brachte allen Hunger und Elend. Stephans Mutter sandte ihm Pakete nach Kremsier, in denen sich vor allem Brot befand. Einmal schrieb er nach Hause: „Mutter, wenn Du mir wieder Brot schickst, gib beim Backen bitte keine Erdäpfel hinein. Das Brot wird dann immer feucht, und mir wird davon schlecht. Ich habe bis heute noch ein Stück schimmeliges Brot bei mir."

Die Mutter tat, was sie konnte. Aber die Zeiten waren schwer. Als sie ihm einmal einen Rock kaufte, hatte sie nicht mehr das Geld, um auch Hosen dazu zu kaufen. Aber dennoch ging Stephan immer gut angezogen, als wäre er ein Bub aus der Stadt.

Stephan freute sich schon sehr auf Weihnachten. Er zählte die Tage bis zum Beginn der Ferien und konnte diese kaum erwarten. Die ersten Ferien zu Hause sind für Studenten immer die weitaus schönsten. Ebenfalls aus der Walachei kommend, studierten mit Stephan in der Prima noch drei oder vier weitere Studenten. Eine gemeinsame Reise verbindet solche Kameraden im allgemeinen am meisten.

Mit dem Zug nach Hause reisen bedeutete allerdings einige Stunden Fahrzeit. Es war ja Krieg, und das hieß, daß die Züge in allen Bahnhöfen warten mußten. Als sie schließlich nach Všetin kamen, war es Abend. Die Geleise waren durch Schnee verweht, an ein Weiterfahren war nicht zu denken. Stephan übernachtete deshalb bei den Eltern eines Kameraden. Erst am nächsten Tag machte er sich schon früh am Morgen zu Fuß nach Francova Lhota auf. Er benötigte sechs Stunden, um über alle Hügel zu kommen. Reisen im Winter entbehren nicht einer gewissen Romantik, sie strengen aber auch sehr an. Auf dem Rücken trug er eine kleine hölzerne Kiste, die seine schmutzige Wäsche enthielt, an den Füßen derbe Schuhe. Im Schnee hinterließ er die Spuren eines kleinen Knirpses, dessen Absätze beschlagen waren.

Die zweitnächste Station von seinem Heimatort wäre Bylnice an der Vlaře gewesen, und von dort wäre er in fünf Stunden zu Hause gewesen. Aber von Všetin konnte man früher abfahren, und die Gesellschaft der Mitschüler war auch angenehmer als eine Reise allein.
Ein andermal, als er in den Weihnachtsferien nach Hause fuhr, überraschte ihn unterwegs ein Schneesturm, und das inmitten der Hügel. Es hätte nicht viel gefehlt und er wäre unterwegs in einer Schneewehe steckengeblieben. Nur wie durch ein Wunder und unter Aufbietung aller Kräfte gelang es ihm, doch noch nach Hause zu seiner Mutter und zu seinen Geschwistern zu kommen, die schon auf ihn warteten. Er war so entkräftet, daß er die gefrorenen Schuhe nicht von den Füßen brachte. Er mußte sich zum Ofen setzen und die Schuhe erst auftauen lassen. Die Unterkühlung brachte ihm einen starken Husten ein, der seine Nachwirkungen hatte.

Theaterspielen für Mitschüler

Im erzbischöflichen Gymnasium in Kremsier wurde viel gelernt. Die Professoren stellten hohe Anforderungen an die Studenten, denen nichts anderes übrig blieb, als durch fleißiges Studium diesen nachzukommen. Das Leben im Seminar war aber auch durchdrungen von Frömmigkeit. Und trotzdem fehlte dem kleinen Stephan etwas. Er lernte gut, war er doch ein Jahr älter als seine Kameraden, viele Fächer fielen ihm leicht, so manches wußte er bereits. Was ihm aber fehlte, war die Freiheit. Und nicht nur diese. Auch die walachischen Berge fehlten ihm, die Hügel und Waldlichtungen, wo er noch vor kurzem herumgelaufen war und gespielt hatte. Das alles gab es in der Stadt nicht. Diese Erinnerungen verblieben nur in seinen Sehnsüchten.
Von klein auf sehnte sich Stephan immer danach, sein Leben in voller Freiheit leben zu können. Er bewahrte sich diesen grund-

legenden Wunsch bis zum Tode. Keine Unterdrückung, kein Gefängnis oder gar Konzentrationslager konnten ihm diese innere Freiheit je rauben. So ist seine folgende Initiative vielleicht besser zu begreifen: Als Ausdruck seiner inneren Freiheit wollte er eine Theateraufführung für seine Mitschüler organisieren. Im Seminar war dies allerdings nicht möglich, die verantwortlichen Erzieher hatten kein Verständnis für die diesbezüglichen Vorschläge der jungen Künstler.
So geschah es einmal in der Prima, daß der gute Stephan mit einem Kameraden im Schlafsaal Theater spielte. Ein paar Dekken und Stricke, angeklebte künstliche Bärte, das waren die gesamten Requisiten. Gespielt wurde ein Ritterstück. Alle waren begeistert und klatschten Beifall. Als die Aufführung auf dem Höhepunkt war, erklang auf dem Gang die Glocke, und bevor die Künstler alles wegräumen konnten, stand ein Professor vor ihnen als Mahner der gestörten Ordnung. Obwohl er ansonsten ein freundlicher und wohlwollender Mensch war, hatte er für derlei Scherze kein Verständnis. Besonders verstand er nicht das unschuldige Lachen der Primaner, welches ihn herausforderte, die ganze Angelegenheit zu einer Affäre größeren Ausmaßes zu machen. Da jedoch einige Professoren für das Engagement der jungen Leute mehr Verständnis hatten, wurde es Stephan später erlaubt, mehrmals Theaterstücke aufzuführen.

Der politische Umschwung und der Abfall von der Kirche

Im Herbst 1918 besuchte Stephan Trochta die Sekunda. Die neue tschechoslowakische Republik war am 28. Oktober geboren worden. Dieser Umsturz wirkte sich auch im Kleinen Seminar und erzbischöflichen Gymnasium aus. Die deutschen Professoren und Schüler mußten das Seminar verlassen. Der Erzbischof errichtete für sie ein neues Seminar in Freudental in Schle-

sien. Dann hörte der Unterricht in Deutsch auf, was immer zu bedauern ist, denn die Beherrschung einer zweiten Sprache stellt eine Bereicherung des Wissens dar. Aber die neuen politischen Verhältnisse brachten noch weitere Änderungen mit sich. Große Teile der Bevölkerung traten in dieser Zeit aus der Kirche aus.

Mit dem Argument, daß die frühere Dynastie der Habsburger der Kirche großen Schutz geboten hatte, traten sie nicht nur aus der katholischen Kirche aus, sondern gingen auch zum Angriff gegen ihre wesentlichen Strukturen über. Mit aller Schärfe und voller Haß überfielen die Feinde der Kirche ihre wohlgegliederte Einheit, welche sich nach dem Willen ihres Gründers Jesu Christi auf den Felsen Petri stützte.

Das Schlagwort „Los von Rom" wurde in allen möglichen Formen propagiert, vor allem in den Schulen, aber auch in den Ämtern, in den Fabriken, in den Städten und auf dem Land. Ja, es wurde sogar die Behauptung aufgestellt, daß es unmöglich sei, Katholik und gleichzeitig ein guter Tschechoslowake zu sein.

Von einem „vaterländischen Patrioten" wurde nicht nur verlangt, daß er aus der katholischen Kirche austrat, sondern daß er auch die Religion und den Glauben an Gott aufgab.

Die neue Bewegung, die jetzt die ehemalige Vorkriegsöffentlichkeit durcheinanderschüttelte, drang auch in das erzbischöfliche Seminar in Kremsier. Es kam zu einer Scheidung der Geister sowohl bei den Professoren als auch bei den Schülern. So bildeten sich ganz ausgeprägte Gruppen. Unter ihnen gab es auch progressive, die mehrheitlich mit dem Programm des „Modernismus", welches von Papst Pius X. verboten worden war, sympathisierten. Später traten die Anhänger dieser Richtung samt und sonders in die neu gegründete tschechoslowakische Kirche ein, so z. B. der Dekan der theologischen Fakultät in Olmütz, Prof. Činek, der nicht nur aus der katholischen Kirche aus- und zur tschechoslowakischen übertrat, sondern auch heiratete und Pfarrer der tschechoslowakischen Kirche in Kremsier wurde.

Die damalige Situation war auch sehr beeinflußt von einem gewissen P. Pavlik. Er hatte eine große Rolle bei der Gründung der tschechoslowakischen Kirche in Prag am 8. Jänner 1920 gespielt. P. Pavlik kam aus Kremsier und hatte die geistliche Verwaltung am Institut für Geisteskranke. Er war Redakteur der Zeitung „Der Beobachter", die der katholischen Volkspartei gehörte. Pavlik war ein sehr agiler und einflußreicher Mann. Unter dem Druck seiner fortschrittlichen Freunde und der Vereinigung „Jednota" („Einheit"), der er angehörte und die als erste die Aufhebung des Zölibats forderte, kam er bald in Konflikt mit der katholischen Hierarchie. Durch seinen Einfluß kam es sowohl in Kremsier selbst wie auch in der Umgebung zu einer großen Abfallbewegung. Manchmal traten ganze Gemeinden aus der katholischen Kirche aus. Später unterstellte sich Pavlik dem serbischen Patriarchen Dositoff und nahm selbst den Namen Gorazd an. Im Jahre 1942 wurde er hingerichtet, da er in seiner Prager Kirche die Heydrich-Attentäter verborgen gehalten hatte.

Die Richtung des nationalen und religiösen Denkens

Für den heranreifenden Studenten Stephan Trochta war es zu dieser Zeit gewiß nicht leicht, sogleich seine eigene Position zu beziehen. Im unmittelbaren Nachkriegsgeschehen waren die nationalen und religiösen Werte so vermischt, daß es nur zu leicht zu einer Verwechslung und zum Mißbrauch kommen konnte.

Um die Situation noch besser zu verstehen, muß auch bemerkt werden, daß in dieser unmittelbaren Nachkriegszeit in Kremsier der tschechoslowakische Generalstab sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, denn teils gab es Unruhen in der Slowakei, teils mußte um das ehemals ungarische Gebiet gekämpft werden. Neben tschechoslowakischen Truppen gab es in Kremsier deren

viele aus mit der Tschechoslowakei verbündeten Ländern, so Engländer, Italiener und Franzosen. Die Franzosen stellten das größte Kontingent. Der oberste General wohnte im erzbischöflichen Palais, und aus dem erzbischöflichen Gynmasium wurde eine Telegraphenstation.

Außer den genannten Truppen gab es in Kremsier auch viele Legionäre. Gerade zu dieser Zeit waren sie aus Rußland und allen möglichen Ecken der Welt gekommen. Als sie am Bahnhof ankamen und in die Stadt marschierten, bildete die Schuljugend überall in den Straßen, durch die die Legionäre kamen, Spalier, begrüßte jubelnd die einziehenden Truppen und bewarf sie mit Blumen. Überhaupt waren die Straßen von Kremsier aus Anlaß des Einzuges dieser Truppen prächtig geschmückt worden, überall hingen Bilder von Masaryk, Komensky und Magister Hus. An sich hatte die „Intelligenz" von Kremsier das alles vorbereitet, wobei die Kaufleute die finanziellen Kosten dieses Schmuckes trugen, denn sie wollten nicht ihre Kunden verlieren. Überall wurde an diesem Tag gesungen und bis zum Überdruß Reden gehalten. Dennoch muß gesagt werden, daß diese Reden im großen und ganzen Niveau hatten.

Wie die übrigen Jugendlichen nahm auch Stephan an vielen nationalen Kundgebungen teil und freute sich der Selbständigkeit der Tschechoslowakei. Aber – Nation und Religion sind zwei verschiedene Gebiete. Die christliche Religion ist die äußerlich in Erscheinung getretene Religion Gottes, und nach dem Willen ihres Gründers Jesu Christus garantiert ihre Rechtgläubigkeit und Unverfälschtheit die katholische Kirche, die Jesus Christus auf die Apostel mit Petrus an der Spitze gegründet hat. Ihre Nachfolger, die Bischöfe, die mit dem Papst in Gemeinsamkeit leben, sind somit auch heute noch kompetent für alle Fragen des Glaubens und der Moral.

Auf diese grundlegende Wahrheit vergaßen damals aber viele Tschechoslowaken. Darunter befanden sich leider auch mehrere

Priester, die mitgeholfen hatten, die neue tschechoslowakische Kirche zu gründen und somit vom alten Glauben abfielen.
Das schlechte Beispiel dieser Abtrünnigen wurde aber aufgewogen durch den Eifer anderer Priester. Einer von diesen war P. Vašica, Professor für die tschechische Sprache, der in seinen Vorträgen versuchte, das Denken der Zuhörer auf den rechten Weg zurückzuführen, um dem propagandistischen Kampf gegen die Kirche Einhalt zu gebieten.
Unter den Professoren, die sich bemühten, die Gedanken der heranreifenden Studenten in religiöse Bahnen zu lenken, ragte im Seminar in Kremsier insbesondere Dr. Činek hervor. Er verfaßte Abhandlungen über die tschechoslowakische Kirche, über den Modernismus und über strittige Fragen der modernen nationalen Geistesgeschichte. Es war dies eine so gelungene Arbeit, daß viele von ihr begeistert waren. Sie trug zur Aufhellung vieler strittiger Fragen bei, und vor allem festigte sie den Glauben der jungen Seminaristen an die katholische Kirche. Selbst die Anhänger der neuen tschechoslowakischen Kirche erkannten an, daß dies die erste Abhandlung sei, aus der eine Klärung in Glaubensfragen hervorging.
Die Verdienste dieses Priester-Professors um die Erkenntnis der Situation waren sehr groß. Dr. Činek trug wesentlich dazu bei, daß in dieser Zeit der Wirrnis, die auch das erzbischöfliche Gymnasium und das Kleine Seminar in Kremsier überkommen hatte, die wahre Richtung in den Fragen der Religion erhalten blieb. Jeden Donnerstag veranstaltete er Vorträge über religiöse Themen. Bei diesen Vorträgen beantwortete er immer auch vorgelegte Fragen, wodurch er viele Irrtümer aufklären konnte. Er reiste viel, um bei allen möglichen Veranstaltungen dabeizusein. Mit seinem feinen, erzieherischen Gefühl konnte er in den Diskussionen jeweils jene praktischen Aspekte der vorgelegten Fragen erhellen, die die jungen Seminaristen betrafen.

Der Zweck der Theorie ist tatkräftige Praxis

Stephan Trochta war niemals ein abstrakter Theoretiker. Vielmehr war seine ganze Persönlichkeit dem praktischen Leben zugewandt. Er gab sich nicht mit reiner Theorie zufrieden. Sobald er sich mit einem Problem vertraut gemacht hatte, versuchte er sofort, die praktischen Konsequenzen daraus zu ziehen. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte sich an ihm diese Eigenschaft. Als er am Gymnasium studierte, arbeitete er in der Freizeit nur soviel, als unbedingt notwendig war. Die übrige freie Zeit widmete er Tätigkeiten, die wir heute mit dem Wort Apostolat bezeichnen würden. So z. B. las Stephan alles, was wertvoll und ihm in der tschechischen und fremdsprachigen Literatur zugänglich war. In der Tertia gründete er mit anderen begeisterten Mitschülern sogar eine Zeitschrift, die – wie seine Zeitgenossen berichten – literarisch und geistig anspruchsvoll war. Stephans selbstgeschriebene Beiträge hatten nicht nur Niveau, sondern enthielten meist auch praktische Hinweise. Er verfaßte sogar kleine Gedichte sowie Märchen, schrieb schließlich auch apologetische Betrachtungen im Sinn der nationalen Tradition und anderes mehr. Am meisten aber wurden seine polemischen Beiträge und seine Anspielungen auf die religiös-politische Situation gelesen. Stephan hatte schon damals einen ganz besonderen Stil, der Leichtigkeit und Geschicklichkeit, vermischt mit Ironie und Sarkasmus, verriet und ihm bis zu seinem Lebensende anhaftete.

Sein literarisches Talent und sein geistiger Reichtum aber kamen besonders auf dem Gebiet des Theaters zur Geltung. Diese Begabung war ihm angeboren und wuchs mit ihm ebenso wie die Sehnsucht, Werte und Wahrheiten, an die er glaubte, richtig darzustellen. Geradezu instinktiv fühlte er, welchen Einfluß ein gut gespieltes Theaterstück auf die jugendliche Seele hat. Und dies blieb ein weiteres charakteristisches Kennzeichen seiner erzieherischen Tätigkeit.

Im Seminar in Kremsier befand sich ein großer Theatersaal. Er diente aber mehr Repräsentationszwecken als seiner ursprünglichen Bestimmung. Er wurde nur geöffnet und entstaubt, wenn der Erzbischof oder eine andere hohe Persönlichkeit empfangen werden sollte. Wirklich Theater wurde nur ein- bis zweimal im Jahr dort gespielt. Es war – wie behauptet wurde – nicht genügend Zeit, aber sicher auch nicht genügend Geduld vorhanden, um Theaterstücke einzustudieren.

Stephan ergriff die Initiative, stellte einen Kreis von Mitschülern zusammen, die bereit waren, ihn zu unterstützen, schrieb Theaterstücke ab, übte sie ein und organisierte auch sonst alles Notwendige dafür. Er selbst war ja ein hervorragender Schauspieler.

Einmal versuchte er selbst, ein Theaterstück zu verfassen. Es hatte einen religiösen Hintergrund, entnommen der Heiligen Schrift oder der böhmischen Geschichte. Leider fand er nicht genügend Verständnis, welches seine Initiative und seine Tatkraft so notwendig in diesem Alter gebraucht hätte.

Sein energischer und tatkräftiger Charakter und sein Gefühl für die Praxis machten Stephan in der Quarta (1920/21) zur einflußreichsten Persönlichkeit unter seinen Mitschülern, auch wenn er nicht immer lauter Einser in sein Zeugnis bekam.

Krankheit der Mutter – Unterbrechung des Studiums

Es können im Leben eines Menschen unverhofft Ereignisse eintreten, die ihm eine bestimmte, nachhaltige Wendung geben. Sie hinterlassen das Gefühl – es ist manchmal ein schmerzliches –, daß Gott immer Ursache allen Geschehens ist und die erste Initiative im menschlichen Leben immer von ihm ausgeht. Gottes Voraussicht und Gnade gehen der freien Entscheidung voraus und lassen dies in den Lebensumständen erkennen.

Das Jahr 1921 war für den jungen Stephan, der erst 16 Jahre zählte, ein Jahr der schweren Prüfungen. Seine Mutter erkrankte an Tuberkulose. Wie das Röntgenbild ergab, war der linke Lungenflügel bereits zerstört. Sie in ein Krankenhaus oder gar Sanatorium zu bringen, daran war nicht zu denken. Dazu fehlte einfach das nötige Geld. Der Vater lebte ja nicht mehr, die Studien Stephans kosteten viel, und die beiden anderen Kinder waren noch minderjährig. Die Schwester Agnes war zehn Jahre alt und der Bruder Josef erst acht. Seit dem Tod des Vaters hatte die Mutter zu Hause und auf dem Feld alle Arbeit allein verrichten müssen. Sie arbeitete mehr, als in ihren Kräften lag.

Die Krankheit war schwer, aber der Glaube dieser Frau war groß. In späteren Jahren erzählte Stephan einmal über diese Zeiten: „Ich erinnere mich, wie unsere Mutter im Bett lag und neben ihr eine kleine Schüssel stand. Sie war mit Wasser gefüllt, und in diese erbrach sie immer wieder Blut. Manchmal floß das Blut wie ein Strom. Sie aber sagte dann immer nur: ‚Kinder, kniet euch nieder und betet. Gott hat das Gebet von Kindern gern und erhört es.' – Wir knieten uns dann neben das Bett und beteten: ‚Vater unser . . .' Kurze Zeit später wurde die Mutter mit den Sterbesakramenten versehen."

Früher heilte man Krankeiten in den walachischen Dörfern und kleinen Ansiedlungen mit Kräutern. Man sammelte sie in den Wäldern und auf den Wiesen, trocknete sie und kochte davon einen Absud, den der Kranke einnahm oder den man ihm auf die Wunden legte. In den Dörfern fand sich immer jemand, der sich darauf verstand und dazu gute Ratschläge gab.

Auch Stephans Mutter wurde auf diese Weise geheilt. Besser gesagt, Gott erhörte die Gebete seiner Getreuen, und an Stelle von Penicillin und anderer moderner Heilmittel benützte er dazu auch natürliche Mittel.

Für Stephan bedeutete die Krankheit der Mutter eine Wende in seinem Leben. Mit einem Schlag wurde er sich seiner Verpflichtungen gegenüber der Mutter, seinen Geschwistern und dem

elterlichen Besitztum bewußt. Die fröhlichen und sorglosen Jahre des Seminarstudiums waren zu Ende. Stephan wurde erwachsen, begann die Felder zu bearbeiten, brachte das Getreide ein und drosch es, pflügte die Äcker, säte, auch für den Winter, und kümmerte sich um die Kühe. Mit einem Wort – er verrichtete die Arbeit eines Bauern. Er war noch nicht siebzehn, aber kräftig geworden, ähnlich wie sein Vater. Dazu kam noch, daß ihm die Feldarbeit immer mehr gefiel. Vielleicht – dieser Gedanke kam in ihm auf – ist das wichtiger als alles Studium.

Feldarbeit oder Priesterberuf?

Als Stephan die notwendigsten Arbeiten zu Hause getan hatte, sollte er auf Wunsch der Mutter seine Studien fortsetzen. Ins Seminar zurückzukehren, war bereits zu spät. Zudem hatte er auch eine gewisse Aversion gegen das Seminarmilieu. Für einen regelmäßigen Schulbesuch fehlte nicht nur das Geld, er hatte auch keine Lust dazu. Vielleicht, so dachte die Mutter, hätte er als Externer das Studium fortsetzen können. Stephan schleppte tatsächlich einige Bücher nach Hause, aber für ein echtes Studium fehlte die Zeit und auch die Einstellung. Inzwischen wurde die Mutter wieder gesund. Gott aber sandte Stephan eine neue, schwere Prüfung. Durch die Umstände genötigt, dachte er immer häufiger darüber nach, ob er überhaupt den Wunsch in sich habe, Priester zu werden. Ist dies wirklich der Wille Gottes, daß er Weltpriester werde?

Jede Berufung zum Priestertum ist einer ähnlichen Prüfung ausgesetzt. Stephan betete und überlegte. Er wurde schweigsam und kümmerte sich in erster Linie um die Feldarbeit. Auf die fragenden Blicke und das spöttische Lächeln seiner Freunde und Altersgenossen gab er keine Antwort. Er gewann die Gewißheit, daß er gerne Priester werden würde, daß dies sein Lebensweg sein sollte. Aber andererseits scheute er sich davor, ein solcher

Priester-Beamter zu werden, dessen Tätigkeit sich schließlich auf die Seminarerziehung konzentrierte. Er sehnte sich danach, ein Priester zu werden, der einen Beitrag zur Umkehr der breiten sozialen Schichten zu einem wahren christlichen Denken und Handeln leisten konnte. Dazu neigte seine ganze dynamische Persönlichkeit. Die Wege dahin fand er allerdings noch nicht.
Die Ungewißheit, in der sich Stephan befand, wurde durch einen Rat des Pfarrers erhellt: „Stephan", sagte er zu ihm, „mach inzwischen etwas Nützliches für die Pfarre. Wenn dich Gott unbedingt zum Priester berufen will, kannst du sicher sein, daß du deinen Weg findest. Hab doch ein wenig Glauben!"
Dieser weise Rat P. Maluš gab ihm seinen Lebensoptimismus wieder zurück. Von nun an ließ er alles im Vertrauen auf Gott bewußt „laufen".

Apostolat im Dorf – Gründung der „OMLADINA"

Wie einst im Seminar in Kremsier begann der siebzehnjährige Stephan nun im heimischen Dorf seine Altersgenossen um sich zu scharen.
Er gründete eine Vereinigung, die sich „Omladina" nannte. Schon einmal hatte es eine Vereinigung gleichen Namens gegeben. Diese hatte der damalige Propst von Kremsier, Msgr. Dr. Cyrill Stojan, gegründet, um das religiös-kulturelle Leben der heranwachsenden dörflichen katholischen Jugend zu formen. Diese Vereinigung war in erster Linie für Mähren gegründet worden und zog ihre Spuren auch in Böhmen.
Stephan stürzte sich voll Aktivität in die Arbeit. Das Haus der Trochtas füllte sich wieder jeden Abend, wie es schon zur Zeit des Vaters gewesen war. Junge Burschen und Mädchen versammelten sich, um Theaterstücke und ebenso Spiele einzustudie-

ren, auch sangen die jungen Leute gern. Stephan sprach, belehrte und regelte alles. So wandelte er die gewonnenen Erkenntnisse aus dem Gymnasium in die Praxis um. Manchmal fand er auch den einen oder anderen Helfer, Kameraden aus der Studienzeit oder den Förster, der die Harmonika zu spielen verstand.
Der erste Auftritt fand in der Raiffeisenkasse statt, die eine Art kulturelles Zentrum des Dorfes war. Zuerst wurden Gedichte rezitiert, Stephan sang ein Solo, wieder wurden einige Gedichte aufgesagt und nationale Lieder gesungen. Das erste Theaterstück, das zur Aufführung kam, hieß „Der heilige Wenzel". Stephan hatte alle Vorbereitungen getroffen, die Kulissen gemalt, alles einstudiert. Er selbst spielte die Hauptrolle. So war er wieder ganz in seinem Element. Der Erfolg war unerwartet groß.
Stephan war auch bei den Mädchen sehr beliebt, sowohl bei jenen, die beim Theater mitwirkten, als auch bei jenen, die unter seiner Anleitung Gedichte rezitierten.
Er war jung, gut gebaut und hübsch, wie es auch auf den Fotos aus der damaligen Zeit zu sehen ist. Begreiflich, daß so manches junge Mädchen mit begehrlichen Augen auf ihn blickte. Ab und zu scherzte der Pfarrer, der dies bemerkte hatte, indem er vorsichtig warnte: „Stephan, gib acht, damit nichts passiert!" Aber solche Dinge gehören nach Gottes Plan in das Programm einer Prüfung, mit der die geistliche Berufung festgestellt werden soll. Stephan bestand auch diese Prüfung mit Auszeichnung.
In den Jahren 1922 bis 1923 wurde er die wichtigste Persönlichkeit bei der jungen Generation seines Heimatortes. Er hatte die heranwachsende Jugend gewonnen und wußte sie besser zu führen als der Pfarrer. Alle hatten ihn gern und anerkannten seine Führerrolle. In Zusammenarbeit mit dem Pfarrer gab Stephan seiner kulturellen Tätigkeit eine religiöse Note. „Richtig denken und folgerichtig handeln" war die Devise seiner Bemühungen. Gerade diese Gesinnung ist für die Beurteilung seiner bisherigen Tätigkeit maßgebend. Das Laienapostolat, das Stephan ausübte,

bereitete ihn auf das kommende priesterliche und Ordensapostolat vor, zu dem er hingeführt wurde, ohne sich dessen bewußt zu sein. Wie wir aus den Aussagen seiner Zeitgenossen wissen, wählten viele seiner Kameraden den geistlichen Stand wie er. Die Früchte waren gut, weil auch der Baum gut war.

II.
Zu den Salesianern nach Italien

Gott läßt Fehler zu, aber er verläßt niemanden. Wer sich in schwierigen Situationen seines Lebens an ihn wendet, wird erhört. Auch die geistige Anspannung, die der junge Stephan heldenhaft ertrug und vergeblich versuchte, sie hinter einer hektischen Tätigkeit inmitten der Jugend zu verbergen und zu unterdrücken, erhielt nach zwei Jahren eine verdiente Belohnung.

Die erste Nachricht vom Werk des hl. Don Bosco

Es geschah ungefähr im Frühling 1923. Stephan las viele Zeitungen, darunter auch den Brünner „Den" („Der Tag"). Unter verschiedenen anderen Nachrichten in der Rubrik „Kleiner Anzeiger" fiel sein Blick auf einen Artikel, den irgend ein Goldschmied geschrieben hatte. Der Verfasser war ein getaufter Jude, der in Italien das Werk des hl. Don Bosco kennengelernt und sofort dessen Aktualität erkannt hatte. Sein Artikel konnte das große Verdienst für sich verbuchen, daß die katholische Öffentlichkeit in der Tschechoslowakei etwas von den Salesianern erfuhr.

In dem angeführten Artikel erzählte der Verfasser, daß in Italien, und zwar in Perosa Argentina, ein Institut für geistliche Berufe existiere, das von slowakischen Salesianern geleitet werde. Es würden dort Buben unterrichtet, die die Unterstufe des Gymnasiums besuchen und sich vorbereiten, zu Hause ein Institut für die Betreuung der Jugend ähnlich dem einzurichten, welches von dem im Rufe der Heiligkeit verstorbenen italienischen Priester Don Bosco gegründet worden ist. Zum Schluß wurde noch angeführt, daß sich Interessenten an eine Adresse in Tyrnau wenden sollten.

Stephan faszinierte diese Nachricht. Sein Blick blieb immer und immer wieder an dem Satz hängen, der von der Bewährung der Jugend sprach. Dann schrieb er nach Tyrnau und bat um nähere Auskünfte.
Die Antwort kam bald. Verbunden damit war die Einladung, die Sommerferien in Tyrnau zu verbringen und sich an einem bestimmten Tag dort zu melden. Stephan fuhr hin. Er übernachtete in einem Heuschober, meldete sich am nächsten Morgen bei der angegebenen Adresse und traf die ersten slowakischen Salesianer: P. Vagac und den Theologen Hlubik. Die Begegnung war sehr herzlich. Stephan wurde erklärt, worum es dem Salesianerorden ging, und P. Vagac begriff schon während des ersten Gespräches, daß dieser sympathische, achtzehnjährige junge Mann für eine Berufung zum Salesianer die besten Voraussetzungen habe. Man vereinbarte, daß Stephan so bald als möglich nach Italien reisen sollte, um mit anderen slowakischen und tschechischen jungen Burschen weiterstudieren zu können. Stephan schien es, daß sein Lebensweg den richtigen Verlauf nehmen würde. Er würde Priester werden, und zwar ein Priester, der seine Tätigkeit der Jugend widmen werde. Er hatte endlich das gefunden, was er gesucht hatte, was seinem dynamischen Charakter entsprach und was auch in Übereinstimmung mit seiner bisherigen Tätigkeit war, die er sowohl in seinem Heimatdorf als auch im Seminar in Kremsier schon ausgeübt hatte.

Abenteuerliche Reise nach Italien

Im Sommer 1923 entschloß sich Stephan, nach Italien zu reisen. Er war überzeugt, daß Gott selbst es war, der auf diese Weise auf seine Gebete antwortete und ihm den Weg zeigen wollte, auf dem er ihn im Leben führen würde.
Aber da war noch die Mutter, die sich gerade erst von einer zweijährigen schweren Krankheit zu erholen begann. Da waren

noch die kleinen Geschwister, denen er als älterer Bruder den Vater ersetzen sollte. Da war noch der bescheidene Familienbesitz, ererbt vom Vater, den Stephan nach Meinung der Verwandten bearbeiten sollte.
Und was würde zu all dem seine Mutter sagen? Würde sie einverstanden sein, daß Stephan sie neuerlich verließ?
Aber Anna Trochta war eine fromme Frau. Sie schob alle Bedenken beiseite, verkaufte Teile ihres Grundbesitzes, stattete Stephan mit Kleidung und Geld aus, lieh sich von der heimischen Sparkasse 800 Kronen aus und sandte ihn mit ihrem Segen auf die Reise.
In der ersten Novemberhälfte des Jahres 1923 reiste Stephan nach Italien. Schmerzlich war der Abschied von der „Omladina", dem Verein, dem er soviel Zeit gewidmet hatte. Auch sonst flossen viele Tränen, und so manch geheime Hoffnung eines Mädchens zerrann. Einige seiner jungen Kameraden gaben ihm ein kurzes Geleit: In einem Wagen fuhren sie bis zu dem Dorf Bylnic an der Vlaŕa mit. Dann gab es einen endgültigen Abschied von der Heimat. Stephan führte nur einen Korb mit Wäsche und einen kleinen Koffer mit sich sowie Geld, das er in einer Tasche seines Rockes verstaut hatte.
In Ungarisch-Hradisch bestieg er einen Zug, der ihn über Lundenburg nach Wien bringen sollte. Er betrat ein Coupé, in dem einige Männer saßen, die deutsch miteinander sprachen und ebenfalls nach Wien fuhren. Einer von ihnen erregte Stephans besondere Aufmerksamkeit, denn er sprach tschechisch und machte den Eindruck eines Kaufmannes. Auf dieser seiner ersten Reise nach Wien empfand Stephan nicht wenig Unbehagen vor allem darüber, wie es in Wien weitergehen würde. Er wußte nur, daß er vom Ostbahnhof zum Südbahnhof gelangen mußte. Aber wie konnte er dorthin kommen?
Er nahm sich ein Herz und bat den tschechischsprechenden Reisenden um eine entsprechende Auskunft. Dieser nahm sich sogleich des unerfahrenen jungen Mannes an, von dem er ver-

mutete, daß er tschechisches Geld bei sich hatte, das im damaligen Wien der Wirtschaftskrise und Inflation sehr wertvoll war. Er bot sich an, ihn durch Wien zu führen. Dort angekommen, gab Stephan sein Gepäck in die Gepäckaufbewahrung. Und dann gingen er und sein Begleiter statt die Straßenbahn zu nehmen zu Fuß durch die Straßen zu einem Restaurant, in das der Fremde versprach, Stephan zu einem Nachtmahl einzuladen.
Plötzlich bogen sie in eine dunkle Seitenstraße ein. Auf einmal gesellte sich irgendein Bursche zu ihnen, der ihnen scheinbar gefolgt war und der an einem Finger einen ungewöhnlichen Ring trug. Stephans Begleiter blieb stehen, und – wie dies bei ähnlichen Tricks üblich ist – die beiden Männer begannen sich zu unterhalten. Schließlich wandte sich Stephans Begleiter an ihn mit der Bitte, ihm Geld zu borgen, damit er diesen wertvollen Ring erstehen könne. Er habe momentan das notwendige Geld nicht bei sich, aber er würde es ihm morgen zurückgeben. Er wohne dort und dort. Als Haftung überlasse er ihm diesen wertvollen Ring mit Diamanten. Stephan begriff sofort, daß er sich in einer Falle befand, aber es war zu spät. Er mußte seine Börse herausziehen und borgte seinem „Freund" 400 tschechische Kronen, worauf derselbe verschwand.
Es war ein Glück, daß Stephan noch weiteres Geld in einer anderen Rocktasche verwahrt hatte. Mit diesem konnte er sich eine Fahrkarte nach Italien kaufen, nachdem er sich erkundigt hatte, von welchem Bahnhof sein Zug abging. So gelangte er nach Mestre bei Venedig.

Ein Mann, gesandt von der Vorsehung

Stephan hatte alles bis jetzt eher von der heiteren Seite genommen. Als er aber nach einer scheinbar nicht enden wollenden Reise ermüdet in Mestre ausstieg, war ihm nicht zum Lachen zumute. Von Wien bis hierher war er mit einem Personenzug

gefahren, da ein Schnellzug zu teuer gewesen wäre. Als er früh am Morgen den Zug verließ, war es dunkel, kalt, und ein leichter Regen fiel vom Himmel. Stephan stand am Bahnhof und war völlig durchnäßt. Für die Weiterreise hatte er kein Geld, dafür plagte ihn der Hunger. Die mährischen Buchteln, die ihm seine Mutter mitgegeben hatte, waren bereits längst aufgezehrt. In diesem Moment begann Stephan innigst zu beten und versuchte, einige italienische Sätze zu bilden, anhand derer er sich nach dem Kloster der Don-Bosco-Brüder erkundigen könnte. Als er so vor sich hin sann, kam ihm ungewollt ein italienischer Offizier zu Hilfe, der gerade den Bahnsteig betrat. Stephan hoffte, daß der Offizier deutsch verstünde. Er erzählte ihm von seinem Vorhaben, nach Turin zu fahren, um bei den Salesianern zu studieren. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Offizier sprach tatsächlich recht gut deutsch, aber nicht nur das, er kannte auch die Salesianer und die tschechoslowakischen Legionäre, die während des Krieges in Italien gedient hatten.

Stephan fand in diesem italienischen Offizier einen Mann, den ihm die Vorsehung gesandt hatte. Der Offizier führte ihn zunächst in das Bahnhofsrestaurant und bestellte Kaffee und Gebäck. „Wissen Sie", sagte er vertraulich zu Stephan, „ich kommandierte nämlich während des Krieges eine Abteilung tschechoslowakischer Legionäre. Das waren brave Soldaten. Auf sie konnte man sich verlassen. Sie halfen uns auch in schwierigsten Situationen, wie z. B. im Jahre 1916." Stephan faßte sich daraufhin ein Herz und legte dem Offizier seine hoffnungslose Lage dar. Als Entschädigung – er besaß ja kein Geld mehr für die Weiterreise – bot er ihm den Ring an, den er um 400 tschechoslowakische Kronen in Wien „gekauft" hatte. Der Offizier, der natürlich sogleich dessen Wertlosigkeit erkannte, mußte lachen.

„Fürchten Sie nichts", sagte er, „die Reise nach Turin bezahle ich Ihnen gern, und den Ring kaufe ich mir zur Erinnerung an Sie." Er setzte dann Stephan tatsächlich in den Schnellzug nach

Turin und gab ihm für alle Fälle noch italienisches Geld mit. Stephan verabschiedete sich herzlich und dankbar von ihm und ließ sich seine Adresse geben. Aber er sollte ihn nie wiedersehen.

Studien in Foglizzo

Ab dem Jahre 1921 bereiteten sich künftige Salesianer in einem Gebäude in einem Städtchen in der Nähe von Turin, das dem Orden zur Verfügung gestellt worden war, auf ihr Studium vor. Dieses Städtchen hieß „Perosa Argentina" und lag in einem wunderschönen Tal, umgeben von Hügeln und Wäldern. In der Ferne war sogar das verschneite Hochgebirge der Alpen zu sehen. Die Bewohner dieses Voralpengebietes waren biedere Piemontesen: langsam, abwägend, an schwere Arbeit gewöhnt. Vor allem hatten sie das Institut der Salesianer gerne und unterstützten durch ihre Arbeit dessen Erhaltung.
In Perosa Argentina befanden sich damals vier Klassen eines Untergymnasiums. Im Jahre 1923/24 studierten dort mit den slowakischen Burschen auch zwei junge Leute aus Böhmen und Mähren. Da Stephan bereits die Quarta absolviert und zu Hause privat den Stoff der Quinta durchgemacht hatte, wurde er in jenen Jahrgang eingeteilt, der sich direkt auf das Noviziat vorbereitete. Die Mitglieder dieses Jahrganges wurden „Aspiranten" genannt, und unter ihnen befanden sich außer zwanzig Slowaken auch vier Tschechen aus Böhmen und Mähren. Diese mußten zunächst den Lehrstoff der Quinta eines Gymnasiums nachholen. In diese Gruppe wurde Stephan eingeteilt. Der Vorbereitungslehrgang für das Noviziat und das Noviziat selbst befanden sich in einem Dorf namens Foglizzo, ca. 40 Kilometer von Turin entfernt, das auf den Fundamenten einer alten römischen Siedlung am Eingang eines Tales lag, das den Namen „Aosta-Tal" trug. In der Nähe floß der Orco. Rundherum nur Felder, die ganze Landschaft strahlte völlige Ruhe aus, die weder durch Fabriken noch sonstige Anlagen gestört wurde.

Die Leiter, die Stephan dort vorfand, waren Italiener und zwei Slowaken, die Theologen Bokor und Gunis, die den Vorstehern assistierten und sich dabei privat auf Prüfungen in Theologie vorbereiteten. Er fügte sich rasch in das neue Milieu ein. Er hatte schon ein reiferes Alter und war außerdem von verschiedenen Erlebnissen bereits geformt. Von Tag zu Tag verstand er seine Berufung besser und dankte Gott, daß er ihm seinen Lebensweg gewiesen hatte.
Mit großem Eifer widmete er sich dem Studium der slowakischen und italienischen Sprache. Für Sprachen und deren Literatur war er ausgesprochen begabt. Dort lernte er die slowakische Literatur kennen, von der er bisher wenig gewußt hatte und die er vor allem auch nicht in Kremsier hatte studieren können. Bald sprach Stephan perfekt slowakisch.
Seit frühester Kindheit war er gewohnt zu arbeiten. Alle Arbeit, auch die schwere und schmutzige, verrichtete er mit großer Bereitwilligkeit. Dazu kam noch, daß er eine schöne Stimme hatte und gerne sang. So war es nicht verwunderlich, daß er sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreute. Besonders schätzte und würdigte ihn sein Assistent Bokor. Ohne zu zögern bezeichnete er Stephan als den für das Noviziat im Jahr 1924/25 am besten geeigneten Kandidaten.

Die Basis des tschechischen Salesianerwerkes

Die Person Stephan Trochta ist für immer und untrennbar verbunden mit der Gründung und Verbreitung der Salesianerkongregation innerhalb des tschechischen Volkes. Als neunzehnjähriger Aspirant begriff er durch Diskussionen mit seinen slowakischen Mitschülern, daß der tschechoslowakische Staat, die tschechische und slowakische Nation mit jeweils eigener Schriftsprache und Literatur und eigenen charakteristischen kulturellen Kennzeichen nicht dasselbe sind. Durch Gottes Vorse-

hung erhielt das slowakische Salesianerwerk Gastfreundschaft und erste Unterstützung durch sieben junge Burschen aus Böhmen und Mähren. Unter ihnen war Stephan Trochta der Bedeutendste. Bis zu seinem Tode blieb er ein aufrichtiger Freund der slowakischen Salesianer und der slowakischen Nation überhaupt, für deren Entwicklung und historische Bedeutung er immer Verständnis hatte, wie wir noch sehen werden. Aber für ihn war es doch in erster Linie wichtig, an die Verbreitung des Werkes von Don Bosco in den Ländern, in denen tschechisch gesprochen wurde, zu denken.

Im Jahre 1924 gelang es den slowakischen Salesianern in Šaštin nahe bei Tyrnau ein altes, von Kaiser Joseph II. aufgehobenes Paulinerkloster zu erwerben. Das Gebäude hatte bis dahin einer stattlichen Forstverwaltung gedient. Aber es war für die Verwaltung nicht sehr geeignet. Vor allem hätten die Beamten lieber in der Stadt gelebt. Mit dem Gebäude des ehemaligen Klosters wurde den Salesianern auch die Verwaltung des dazugehörigen Wallfahrtsortes anvertraut. Diese Wallfahrt war der Muttergottes zu den sieben Schmerzen von Saštin geweiht, die als die Patronin der Slowakei galt. Die Übersiedlung der jungen slowakischen Aspiranten in die Slowakei erfolgte so rasch, daß bereits 1924/25 das Schuljahr im eigenen Heim begonnen werden konnte. Durch die Übersiedlung wurde das Gebäude in Perosa Argentina frei. Im Frühjahr 1924 kam Don Filip Rinaldi, höchstes Oberhaupt aller Salesianer und dritter Nachfolger des hl. Don Bosco, nach Foglizzo. Er war ein ständig lächelnder älterer Herr, der ein gutes Herz besaß, mit jedem plauderte und jedem Freude machen wollte.

Stephan, der damals schon recht gut Italienisch verstand und sich an einer Unterhaltung beteiligen konnte, bat den Generaloberen um ein vertrauliches Gespräch unter vier Augen, denn er habe ihm Wichtiges mitzuteilen. Der Generalobere bat ihn daraufhin in sein Zimmer, und Stephan begann, ihm seine Idee darzulegen: Er habe erfahren, daß – verstreut über die ganze

Welt – es bereits Salesianer tschechischer Abstammung gebe. Perosa Argentina werde im Herbst frei werden und könnte junge tschechische Männer aufnehmen, die sich vielleicht berufen fühlten, Salesianer zu werden. Wenn eine entsprechende Werbung betrieben würde, fänden sich sicher Interessierte. Don Rinaldi hörte ruhig zu, dann sah er ihm in die Augen und sagte schließlich: „Die Zukunft ist in den Händen Gottes. Wir werden sehen, was sich machen läßt. Setz dich vorderhand mit allen in Verbindung, von denen du glaubst, daß sie bereit wären, diesen Plan zu verwirklichen. Und gib mir Nachricht von deiner Aktion. Gott segne dich, und beeile dich, damit du so bald wie möglich mit deinen Studien fertig und so gut wie möglich für deine kommende Arbeit vorbereitet bist."

Stephan stürzte sich sofort in die Arbeit. Er schrieb von diesem Plan an Tschechen, von denen er gehört hatte, daß sie bereits Salesianer waren. So an Pater Prchlik, Missionar in Patagonien.

Leider bekam er eine negative Antwort. Daraufhin schrieb er an Pater Sišek in das Heilige Land. Dieser war väterlicherseits Tscheche, mütterlicherseits Slowake. Der Pater selbst konnte nicht einmal mehr tschechisch, aber er war bereit, sich zur Verfügung zu stellen. Er erfuhr auch, daß in Polen ein Salesianerkleriker namens Wenzel Šebek, ein geborener Prager, Theologie studiere. Dieser war mit dem Plan einverstanden. Wer sich aber als wichtigstes Werkzeug der göttlichen Vorsehung erweisen sollte, war Pater Ignaz Stuchly. Er war gebürtiger Schlesier, stammte also aus einer deutschsprachigen Gegend. Pater Stuchly schrieb zurück, daß er die tschechische Sprache bereits vergessen habe, er sei schon alt – er zählte 60 Jahre –, und die Vorgesetzten würden ihn wahrscheinlich nicht in Jugoslawien, seiner zweiten Heimat, sterben lassen wollen.

Stephan schrieb auch nach Prag an Pater Klement, den Leiter der Vereinigung katholischer Jugend (SKM) und an Monsignore Augustin Štancel, Religionsprofessor in Hranice in Mähren.

Beide meinten, daß sie sich bereits für das Werk des hl. Don Bosco interessierten und die böhmische Öffentlichkeit und einige tschechische Burschen, die sich bereits in Italien befanden, auf die Salesianer aufmerksam gemacht hätten. Beide waren begeistert und versprachen Stephan, daß sie größtes Interesse und Hilfe dem Werk widmen wollten. Tatsächlich fanden sie auch ein Gruppe von Jugendlichen, die bereit war, sich innerhalb der böhmischen und mährischen Jugend für diese Arbeit vorzubereiten. Danach wurden sie zum Studium nach Italien gesandt.
Diese ersten positiven Erfolge teilte Stephan Trochta dem Generaloberen mit. Don Filip Rinaldi äußerte seine Zufriedenheit. Damit war die Grundlage für die Zukunft der Salesianerkongregation in den böhmischen Ländern geschaffen.

Hoffnungsvoller Novize und vorbildlicher Salesianer

Das Schuljahr 1924/25 war für Stephan Trochta ein wichtiger Meilenstein in seinem Leben. Ihm gefiel der Beruf eines Salesianers immer mehr, und er hatte dazu auch die besten Voraussetzungen. Einstimmig wurde er zum Noviziat zugelassen, denn seine Vorgesetzten setzten große Hoffnungen in ihn. Stephan freute es, für die Jugend zu arbeiten, und er wünschte sich, ein so guter Priester zu werden wie Don Bosco, den er aus Büchern kennengelernt hatte und noch bei jenen Söhnen Don Boscos verwirklicht fand, die den verehrungswürdigen Gründer persönlich gekannt und mit ihm viele Jahre zusammengelebt hatten.
Das Noviziatsjahr ist eine sehr wichtige und auch kritische Zeit. Es ist das Jahr der wechselseitigen Prüfungen. Der künftige Ordensmann muß sich selbst prüfen und von den Vorgesetzten prüfen lassen, ob er genug Kraft haben wird, die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams das ganze Leben hindurch halten zu können. Der wichtigste Punkt der Prüfung, der

geistigen Arbeit und Bemühung ist herauszufinden, ob der Kandidat das besitzt, was man den Geist der betreffenden Ordensgesellschaft nennt. Alle Orden und Kongregationen erhielten von der göttlichen Vorsehung ihre eigene, besondere Berufung, die sie in der Kirche Christi erfüllen sollen. Das bringt in der Folge in der Lebensweise ein besonderes Handeln und Denken mit sich, eine besondere und charakteristische Stellungnahme in der Lösung von Situationen und im Umgang mit dem Nächsten. Den echten salesianischen Geist zu finden, ist nicht ganz einfach.

Wie aber schon hingewiesen wurde, besaß Stephan dafür natürliche Voraussetzungen. Er war fröhlich, gesellig, offen, direkt, unternehmungslustig, zielbewußt, ausdauernd, ein einflußreicher Organisator für die Jugendlichen. Dabei verstand er es immer, den Charakter der Menschen schnell einzuschätzen und auch schwierige Situationen mit geringsten Verlusten zu bewältigen. Seine Frömmigkeit war unaufdringlich und unauffällig. Seine Gefühle konnte er ausgezeichnet verbergen, und mittels eines guten Witzes konnte er die Aufmerksamkeit der Personen, mit denen er sich unterhielt, von sich ablenken. Unter dem Schleier einer äußerlich ungezwungenen Jovialität, die bei der Jugend so beliebt war, verbarg sich eine harte, persönliche Disziplin und eine vollkommene Beherrschung der Leidenschaften. Dies galt insbesondere für den Zorn. Stephan war energisch, tatkräftig, er sah Probleme und deren Lösungen besser und rascher als andere. Schwer konnte er Menschen ertragen, die zur Durchsetzung ihrer Interessen sich mit Intrigen behalfen.

Das Noviziatsjahr war für Stephan Trochta ein Jahr harter, asketischer Vorbereitung für das Leben. Gottes Vorsehung bot ihm oft Gelegenheit, Demut zu üben und die Initiativen seines starken Willens mit dem Willen jener, die den jungen Leuten im Noviziat die Absichten Gottes verdeutlichten, in Übereinstimmung zu bringen.

Der Erfolg von Stephans Noviziatsjahr, das immer ein Jahr der Zusammenarbeit mit den besonderen Gnaden Gottes ist, war nach der Ansicht der Oberen mehr als zufriedenstellend. Wie aus dem Archiv der Salesianerkongregation zu ersehen ist, wurde Stephan einstimmig als Mitglied zu den Salesianern aufgenommen und legte am 25. September 1925 in die Hände seines höchsten Oberen, Don Rinaldi, seine Gelübde ab, dem zwei berühmte Missionare, Don Cimatti und Don Carletti, assistierten. Der Tag dieser persönlichen Weihe an Gott in der Gesellschaft des hl. Don Bosco blieb für Stephan unvergeßlich.

Ankunft der ersten böhmischen und mährischen Studenten in Turin

Wir haben schon berichtet, wie Stephan Trochta – obgleich noch nicht Salesianer – mit Don Rinaldi das böhmische Salesianerwerk begründete. Sein schriftlicher Kontakt mit der Heimat war entscheidend. Stephan fand einen begeisterten Mitarbeiter in der Person des Karl Klement, dem Leiter der Vereinigung tschechischer katholischer Jugend. Dieser junge und opferbereite Priester wohnte in Prag und war Kaplan in der Kirche zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit in der Spalena-Gasse. Er war Nachfolger des früheren Generalsekretärs dieser Vereinigung, P. Chlumskys.

Auf eine Anfrage P. Klements antworteten einige begeisterte Jünglinge aus Böhmen. Zu ihnen gesellten sich auch junge Burschen aus Mähren, die Msgr. Strnack motiviert hatte. Im ganzen waren es ungefähr dreißig. In der ersten Novemberhälfte führte sie P. Dr. Kulač, Kaplan in Kolin und später Kanonikus am Prager Veitsdom, nach Turin. Er kannte das Werk des hl. Don Bosco und sprach auch etwas Italienisch. Zwar war die Ankunft der Expedition noch nicht in allen Einzelheiten besprochen und vereinbart, aber die Jugendlichen, die ungeduldig und voller Begeisterung waren, wollten nicht warten.

Es lohnt sich, ihre Ankunft in der Wiege des Salesianerwerkes zu schildern. Stephan Trochta hatte dem Generaloberen des Ordens, Don Filip Rinaldi, von dieser Gruppe begeisterter Jugendlicher berichtet, die bereit waren, in Perosa Argentina zu studieren, und auch von jenen drei böhmischen Salesianern, die in Erwägung zogen, ebenfalls zu kommen, um sich den tschechischen Jünglingen zu widmen. Im äußersten Fall wäre es vielleicht möglich, die slowakischen Salesianer vorübergehend um Hilfe zu bitten, schlug Stephan vor. Als diese vielen jungen Leute nach Turin kamen, war Don Rinaldi nicht anwesend. Er hatte verreisen müssen, und sein Stellvertreter, Don Pietro Ricaldone, wußte von nichts. Was sind das für junge Burschen? Von wo kommen sie? Wohin soll man ihre Schritte lenken? Bei allen Fragen tauchte der Name Trochta auf. Aber wo befand sich dieser jetzt? Wer hat ihm erlaubt, sich zu entfernen? Stephan Trochta, ein drei Monate alter Salesianer Novize, erhielt ein Telegramm, unverzüglich nach Turin zu kommen. Die wenigen Kilometer von Foglizzo nach Turin legte Stephan in einem alten, kleinen Zug zurück, auf einer Strecke, die heute durch eine Autobuslinie befahren wird, voller Spannung und Neugierde, was ihn in Turin erwartete.

Die erste Freude über die Begegnung mit den Landsleuten im Ordenshaus war bald abgekühlt. Don Ricaldone empfing Stephan zwar freundlich, aber gereizt. Wer diesen Oberen, den Nachfolger Don Rinaldis (1932 – 1951) gekannt hat, kann sich den Verlauf des damals stattfindenden Gespräches vorstellen. Stephan jedenfalls bekam das bei seinen Prüfungen, die er im Noviziat zu absolvieren hatte, zu spüren.

Don Ricaldone war ein Mann der Ordnung und der Disziplin, von tatkräftiger Unternehmungslust und ungebrochener Lebensenergie. Bei dieser ersten unerwarteten Begegnung mit Stephan begriff er sofort, daß dieser zwanzigjährige junge Mann ihm sehr ähnlich war. Von diesem Augenblick an beobachtete er ihn mit besonderer Aufmerksamkeit. Die Situation erhellte und

entspannte sich durch die Entscheidung Don Ricaldones, die jungen Leute nach Perosa zu senden. Dorthin begleiteten sie auch zwei slowakische Salesianer, der Theologe Hlubik und der Kleriker Gunis. Gleichzeitig ging ein Telegramm nach Laibach mit dem Ersuchen, daß P. Ignaz Stuchly sogleich alles stehen und liegen lassen und nach Turin kommen soll. Stephan aber reiste still und unbemerkt zurück ins Noviziat, um weiterhin geistig zu wachsen und sich zu stärken. Trotz des Durcheinanders von Eindrücken und Gefühlen, das er in seinem Inneren spürte, überwog aber nach wie vor das Lob und die Dankbarkeit gegenüber Gottes Vorsehung.

Studium in Valsalice

Das Noviziat war vermutlich das ruhigste Jahr im Leben Stephan Trochtas. Nach Ablegung der Gelübde wurde er nach Turin gesandt. In einem Turiner Stadtviertel, das den Namen Valsalice führte, besaßen die Salesianer bereits seit den Tagen Don Boscos ein Gebäude, in dem sich ein höheres Gymnasium mit Öffentlichkeitsrecht befand. Bis heute gilt diese Schule als eine der besten der Stadt. Außer externen Schülern, die täglich zur Schule kamen, und internen, welche im selben Gebäude wohnten, befanden sich dort auch salesianische Kleriker, die durchschnittlich 20 Jahre alt waren. Diese studierten gemäß den Gepflogenheiten neben dem Gymnasium auch scholastische Philosophie und unterrichteten am Sonntag kleine Buben in Religion.
Die italienischen Schulen unterschieden sich in wesentlichen Punkten vom Lehrstoff der tschechoslowakischen. Stephan, der bereits in Foglizzo mit slowenischen Mitschülern privat in der Quinta studiert hatte, wurde unter der Bedingung aufgenommen, daß er sich der Aufnahmsprüfung für die erste Klasse des Lyceums, wie in Italien die höheren Gymnasien genannt wer-

den, unterziehe. Die drei Klassen eines Lyceums entsprachen ungefähr der heimischen Sexta, Septima und Oktava. Aber nicht ganz, denn in Italien wurde großer Wert auf die humanen Fächer gelegt, also auf Latein, Griechisch, Italienisch mit der dazugehörenden Literatur und Geschichte. Stephan, der immer schon eine Vorliebe für Literatur und Sprachen und wenig Beziehung zur Technik hatte, war dies nur angenehm. Die Professoren waren Salesianer, die ihn bald wegen seines Fleißes und seiner Intelligenz schätzen lernten. Stephan studierte in dieser Zeit alles, was nur möglich war und wofür er Zeit hatte, sein besonderes Interesse aber galt den Klassikern.

Auch in Philosophie, wofür er jetzt sehr viel Zeit aufwendete, hatte er ausgezeichnete Professoren. Das Schuljahr 1925/26 war für Stephan ein wichtiges Jahr seiner ideologischen Formung.

Erwähnenswert für Valsalice war noch, daß das Studium am Gymnasium und das der Philosophie getragen war von einer besonderen Atmosphäre der salesianischen Frömmigkeit. In einer eigenen Nische, gleich einer Kapelle, befand sich das provisorische Grab des hl. Don Bosco. Bis zum Jahre seiner Heiligsprechung (1929) ruhte hier der Heilige zwischen seinen jungen Söhnen und war ihr eigentlicher Zufluchtsort und ihr Schutz. Diese besondere geistige Gegenwart des Heiligen an dem Ort, an dem seine Gebeine ruhten, machte sicher einen tiefen Eindruck auf den jungen Trochta und spornte gewiß seinen Fleiß an. Er studierte, betete und arbeitete. In Perosa Argentina hatte man schon vor einem Jahr begonnen, die tschechischen Salesianer auf ihren Beruf vorzubereiten. Dies erforderte vor allem auch finanzielle Mittel, die nur aus der Heimat kommen konnten. Da aber niemand etwas unterstützt, was er nicht kennt, mußte die katholische Öffentlichkeit über das Werk des hl. Don Bosco informiert werden. Das erforderte viel Arbeit und Organisation.

Stephan verfaßte eine ungefähr zwanzigseitige Broschüre mit dem Titel „Wer war Don Bosco?". Inhalt dieser Broschüre war

eine kurze Lebensbeschreibung des Heiligen und eine Darstellung seines Werkes. Vor allem erwähnt sei auch die Hilfe der Gemeinschaft der salesianischen Mitarbeiter. Ohne geistige und materielle Hilfe dieser seiner Freunde hätte Don Bosco – und keiner seiner Söhne – je etwas verwirklicht. Das begriff Stephan sehr wohl.
Die Broschüre wurde in Turin gedruckt, die tschechische Ausgabe aber kam in London heraus. Dies berichtete Stephan P. Stuchly in einem Schreiben vom 18. Dezember 1925.
Außer dieser Broschüre verfaßte Stephan noch Artikel über die Salesianer und über die Jugend in verschiedenen katholischen Zeitschriften der Heimat, wie „Das Leben", „Morgen", „Das Apostolat der hll. Cyrill und Method", „Jugend", „Familie und Schule". Erwähnt muß auch werden, daß er Kontakte mit tschechischen Gemeinden in den USA suchte. Seine Artikel erschienen in den tschechischen Zeitschriften Chicagos wie „Der Katholik" und „Die Stimme". Außerdem mußte er die ständig wachsende Korrespondenz bewältigen. Wie konnte Stephan all dieser Arbeit neben einem redlichen Studium Genüge leisten?
Das tägliche Progamm der Philosophiestudenten ist genau eingeteilt. Gemeinsames Aufstehen, gemeinsame Arbeit, gemeinsame Schulstunden, gemeinsame Erholung bis zu gemeinsamen Pausen: alles wird durch eine Glocke geregelt und vollzieht sich unter den Augen der Oberen. Die Antwort ist deshalb einfach: Stephan nutzte die kurz bemessene Zeit so gut als möglich.

Assistent in Perosa Argentina

Am 22. Juni 1926 wurde Stephan – erst einundzwanzigjährig – nach Perosa Argentina versetzt. Er sollte dort unter seinen Landsleuten eine Assistentenpraxis absolvieren. Die Oberen scheuten mit dieser Maßnahme vor einer dringenden Notwendigkeit zurück und unterbrachen sein Studium. Trotz aller

außerschulischen Arbeit hatte Stephan das erste Jahr des klassischen Lyceums mit Auszeichnung absolviert. Die Oberen glaubten deshalb, daß er die übrigen Jahrgänge privat studieren könne. Diese Verfügung stellte eine große und seltene Ausnahme dar. Sie bezeugt einerseits den schwierigen Beginn des böhmischen Salesianerwerkes, andererseits aber auch die hohe Meinung, die sich die Oberen von Stephan gebildet hatten.

Um sein Studium besser verstehen zu können, erscheint es notwendig, mit einigen Worten zu erklären, welchen Aufgabenbereich die Salesianerassistenz beinhaltet.

Der hl. Don Bosco hätte gewünscht, daß ein Kleriker seines Ordens, sobald er die drei Jahre Studium am Lyceum und der Philosophie beendet habe, mit einer praktischen Arbeit betraut werde. Diese dreijährige Praxis mit der Jugend vor Beginn des Theologiestudiums wird im Orden „Assistenz" genannt, denn der junge Salesianer soll lernen, mit präventiven Methoden die Jugend zu erziehen, wie dies der hl. Don Bosco persönlich formulierte.

Diese Tätigkeit besteht vor allem darin, daß der Erzieher ständig gegenwärtig ist (das Wort „Assistenz" kommt vom lateinischen adsistere, auf italienisch assistere) und alle Probleme der ihm Anvertrauten miterlebt, möge es sich dabei um ihre Freuden oder ihren Kummer handeln, sei es in der Schule, in der Freizeit, beim Studium, im Speisesaal, bei einem Spaziergang, einfach überall.

Das kann manchmal eine lustige Unterhaltung sein – oder zumindest als solche scheinen. Öfter aber erfordert das viele Opfer: Selbstbeherrschung, Unterdrückung des Zorns, Übung in Geduld, Freundlichkeit, Beherrschung der Gefühle usw. Es handelt sich, wie im Noviziat, um eine Zeit der Prüfung. Diese Zeit der Information über das Leben eines Salesianers sieht der hl. Don Bosco als überaus wichtig. Denn der junge Salesianer lernt dadurch nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch die salesianische Arbeitsweise kennen und eignet sich unter der

Führung erprobter Mitbrüder und Oberen fast ohne Mühe gewisse Standfestigkeit und Ausdauer an, die bei der Erziehungsarbeit unumgänglich notwendig sind.
Die praktische Erprobung der geistigen Kräfte bringt es mit sich, daß das Studium der Theologie dann eine abgewogenere und verantwortlichere Vorbereitung für das Priestertum darstellt und Verluste bei der priesterlichen Berufung nur geringfügige Prozente ausmachen.

Schwere Anfänge

Als Stephan in einer kleinen elektrischen Gebirgsbahn nach Perosa Argentina kam, begrüßten ihn P. Ignaz Stuchly und P. Siška, der, wie damals bei Missionaren üblich, einen großen Bart trug. Später gesellten sich noch zwei Helfer hinzu. Mit fünf tschechischen Oberen befanden sich gleichzeitig ungefähr 70 junge Burschen dort. Probleme gab es noch und noch.
Eines der schwierigsten Probleme war die Frage der Finanzen. Der monatliche Beitrag, den die Zöglinge zu entrichten hatten, betrug damals 150 Lire. Das war nicht viel, aber für die böhmischen und mährischen Studenten, die zumeist aus armen Familien kamen, doch zu viel. Sie waren nach Italien gekommen, da sie nicht genug Geld besaßen, um zu Hause studieren zu können. Viele von ihnen konnten überhaupt nichts bezahlen. Daraufhin ermäßigte der Obere Don Ricaldone den Beitrag auf 100 Lire und sagte, wenn es sich als notwendig erweisen sollte, könnte dieser Beitrag noch mehr herabgesetzt werden.
Um nicht Schulden zu machen und alle Sorgen auf die Schultern der italienischen Oberen abzuwälzen, die genug eigene Schwierigkeiten hatten, kam man auf den Gedanken, in der Heimat Sammlungen zur veranstalten und sich auf jeden Fall einzuschränken. Neben P. Klement, der tat, was er konnte, veranstalteten zu Hause Dr. Štancl und Dr. Kula Sammlungen und

schickten die Erträge nach Italien. Reichliche Spenden sandten auch der Prager Nuntius, der Olmützer Erzbischof und der Brünner Bischof. In Dankbarkeit muß auch der slowakischen Salesianer gedacht werden, die, als sie 1924 in die Slowakei übersiedelten, ihren böhmischen und mährischen Mitbrüdern in Perosa Argentina Vorräte von Lebensmitteln und andere wichtige Dinge, die für den Anfang notwendig waren, zurückließen. In der Niederlassung herrschte ein fast franziskanischer Geist der Armut. In die Heimat schrieb man nur, wenn es unbedingt notwendig war und – Marken vorhanden waren. Die Verpflegung war einfach, aber ausreichend. Wählerisch durfte niemand sein. Brot gab es genug und von guter Qualität. Die gesamte Administration lag auf den Schultern von P. Ignaz Stuchly. Im Jahre 1926 war er schon 57 Jahre alt. Er kam nach Italien zur Zeit von Don Michael Ruy, dem ersten Nachfolger des hl. Don Bosco, und den größten Teil seines Lebens verbrachte er in der norditalienischen Stadt Görz und schließlich in Laibach, wo er das Amt eines Ökonom ausübte. Er war ein Priester mit einem heiligmäßigen Lebenswandel. Ohne ihn hätte es kein Salesianerwerk gegeben. Durch sein einfallsreiches und überlegtes Handeln, das von ständigem Gebet begleitet wurde, durch seine unglaubliche persönliche Bescheidenheit und durch seine Zähigkeit festigte er das böhmische Salesianerwerk in diesen schweren Anfangszeiten in Perosa Argentina.
Zu all diesen guten Eigenschaften kam, daß Don Stuchly es verstand, seine Sorgen nach außen hin zu verbergen und ständig eine geradezu ansteckende Heiterkeit auszustrahlen. Auch die jungen Aspiranten waren fröhlich und trugen in ihr künftiges Salesianerleben aus dieser sie formenden Zeit diesen guten Geist mit hinüber.

Freude und Zufriedenheit

Geld ist nicht die wichtigste Komponente des Lebens. Eher das Gegenteil! Wenn die ökonomische Grundlage nur halbwegs gegeben ist, ist dies für ein Ordensleben – und man kann sagen für eine christliche Einstellung überhaupt – eine gute Basis für ein tugendhaftes Leben. Alle heiligen Ordensbrüder, vor allem der hl. Franz von Assisi, haben dies nur zu gut begriffen.
In Armut lebte auch der hl. Don Bosco und die ersten Salesianer. In Armut wurde ihr Werk geboren und gefestigt, in Armut lebten auch die ersten Buben in Perosa Argentina, die das böhmische Salesianerwerk begründeten. Gegenüber der materialistischen Auffassung der Welt und des Lebens hatten dort die jungen Leute Gelegenheit, die Wirkung eines geistigen Lebens, an sich eines Lebens aus dem Glauben zu erproben.
Nicht alle jungen Burschen, die in diesen Zeiten nach Italien gesandt wurden, waren zu einem geistlichen Leben berufen. Nicht alle hatten die Voraussetzungen für ein Salesianerleben. Alle aber erhielten in Perosa Argentina eine gute christliche Erziehung und erinnerten sich mit Freude an die Jahre ihrer Jugend, die sie in Italien verbracht hatten.
„Wir waren arm, aber es waren dennoch sehr schöne Zeiten . . .“ Alle Berichte behaupten, daß dort eine seltene Einstimmigkeit zwischen den Oberen, den jungen Burschen und ihren Erziehern herrschte. Und niemand kam auf den Gedanken, sich etwas Besonderes herauszunehmen. Es herrschte Armut, aber auch Fröhlichkeit und jugendliche Sorglosigkeit.
Alle fühlten sich dort wie zu Hause, auch jene, die später einen anderen Beruf wählten, und wenn es auch ein Geistlicher war, nie vergaßen sie auf das Leben in Perosa Argentina und bewahrten eine freundschaftliche Beziehung zum Salesianerwerk.

Erzieherkunst

Der Kleriker Stephan Trochta war ein geborener Erzieher. Er verstand es, seine starke Persönlichkeit, seine Ansichten und seinen Witz nicht zu sehr auf die Leute zu übertragen und diese damit zu beeinflussen. Er hatte immer die passenden Worte zur Hand und wußte sich aber auch manchmal in Szene zu setzen. Er verstand zu erheitern, er verstand es aber auch, Disziplin und Ansehen zu wahren. Er mußte die verschiedensten Fächer unterrichten. Im Hof und bei Ausgängen war er der geistige Autor aller lustigen Spiele. Die jungen Burschen hatten ihn gerne und befolgten alle seine Anregungen.

Ein sehr wirksames Erziehungsmittel war für den hl. Don Bosco das Theaterspielen. Wie schon darauf hingewiesen wurde, hatte Stephan für das Theater ein ausgesprochenes Talent. Hier, in Perosa Argentina, war er wieder in seinem Element. Er übte mit den jungen Burschen Theaterstücke ein und ließ sie diese auch aufführen. Das waren Spiele, die nicht nur von den jungen Burschen im Kloster, sondern auch von der ganzen Bevölkerung mit großer Freude, ja Begeisterung aufgenommen wurden. Oftmals waren diese Aufführungen die Quelle einer ungewollten Heiterkeit, auch wenn das Thema nicht unmittelbar dazu Anlaß bot.

So z. B. bereitete Stephan einmal ein sehr erfolgreiches Stück vor, das einen ernsten, religiösen Inhalt hatte. Es hieß „Der Sieg des hl. Antonius". Er selbst spielte die Rolle des Don Fernandus, des Vaters des hl. Aloisius und Befehlshabers der königlichen Armee. Alle Rollen waren gut einstudiert und auch sonst alles gut vorbereitet. Der denkwürdige Tag war gekommen, und die Bevölkerung war bereit, sich das Spiel über das Heldentum und die Tugendhaftigkeit des hl. Aloisius anzuhören.

Es kam der Moment, da der Kasperl, der Hofnarr, auftreten sollte. Stephan, der auch Regie führte, winkte dem ungeduldigen Schauspieler zu, der auf der anderen Seite hinter den Kulissen mit der Gitarre auf den Schultern auf seinen Auftritt wartete,

worauf dieser sofort und ohne zu überlegen auf die Bühne sprang. In diesem Augenblick fing das Publikum zu lachen an.

Dadurch fühlte sich der junge Künstler aber angespornt und spielte fröhlich und lebhaft und sang seine Rolle, ohne sich der Quelle der Heiterkeit bewußt zu sein. Als er hinter die Kulissen zurückkehrte, sagte Stephan zu ihm: „Du hättest ein paar Ohrfeigen verdient." Erschrocken sah ihn der junge Künstler fragend an. „Du hast die Gitarre hinter den Kulissen so fest an dich gerissen, daß der halbe Wald zu wackeln anfing wie bei einem Erdbeben."

Das Italienisch, in dem das Stück gespielt wurde, ließ zu wünschen übrig, aber dennoch hatte die Aufführung viel Erfolg und mußte einige Male wiederholt werden. Den größten Erziehungserfolg aber hatte die „Kongregation". Nach dem Beispiel der berühmten Jesuitenkongregationen war es der Wunsch des hl. Don Bosco, daß in jedem der salesianischen Erziehungszentren eine „Kongregation" errichtet werde und tätig sei. In fast allen Salesianerniederlassungen für Jugendliche finden sich solche „Kongregationen": zum hl. Antonius, zum hl. Josef, zur allerheiligsten Jungfrau Maria, zum Allerheiligsten Sakrament usw. Einer der Oberen fungierte als geistlicher Ratgeber bei diesen „Kongregationen", ansonsten machten sich die jungen Burschen alles selbst.

Die „Kongregation" der allerseligsten Jungfrau Maria in Perosa Argentina leitete Stephan. Die meisten Mitglieder waren bereits ältere Burschen, welche sich auf das Noviziat vorbereiteten. Ihr Ziel war nicht nur die Vertiefung des persönlichen religiösen Lebens, sondern auch ein Apostolat inmitten der Kameraden.

Aus der „Kongregation" kamen immer die besten Berufungen, sei es zum Priestertum, sei es zum Laienapostolat. Stephan führte in das Leben der „Kongregation" als neue Einrichtung eine interne Post ein. In den Briefkasten konnten die jungen Burschen anonyme Briefe mit diversen Fragen werfen, die Ste-

phan dann in der „Kongregation" offen beantwortete. Es waren verschiedenste Fragen: über den Katechismus, das geistliche Leben, die Heiligkeit usw.

Verhandlungen über eine Rückkehr in die Heimat

Das Leben in Perosa Argentina war für den jungen Kleriker Stephan ein Leben voller Arbeit. Außer der täglichen Verpflichtung, mit den ihm anvertrauten Burschen, sei es in der Schule, sei es bei den Erholungspausen, ständig in Kontakt zu sein, mußte er auch die zahlreiche Korrespondenz sowohl mit der Heimat als auch mit Amerika bewältigen und dazu noch Artikel für Zeitungen und Zeitschriften verfassen. Dies alles lastete auf Stephans Schultern. Zusätzlich war er die rechte Hand von P. Stuchly. Doch dieser hatte sein bisheriges Leben nur in einem deutschen, einem italienischen und einem slowenischen Milieu verbracht. Tschechisch mußte er erst neu dazulernen. Stephan dagegen beherrschte das Hoch-Tschechisch besser als alle anderen Salesianer. Das Institut in Perosa Argentina hatte viele Ausgaben, die aber alle notwendig waren, während nur wenige Geldmittel zur Verfügung standen. Don Stuchly beauftragte deshalb Stephan, an Wohltäter, bekannte oder unbekannte, mit der Bitte um Spenden und seien es noch so kleine heranzutreten, sich für jede Gabe zu bedanken und überhaupt mit einflußreichen Persönlichkeiten Kontakt zu pflegen, um auch von diesen Hilfe zu erhalten. Dies bedeutete natürlich einen großen Aufwand an Arbeit, und manchmal mußte Stephan dafür seine Ruhepausen opfern. Nach durchwachten Nächten wusch er sich morgens gründlich – um munter zu werden – mit kaltem Wasser und arbeitete weiter. Niemand merkte ihm die durchwachte Nacht an. Mit 21 Jahren kann man solche und auch andere Dinge noch dazu leisten.

Um die jungen Burschen in Perosa Argentina nahm sich auch besonders – wobei er dadurch Stephan sehr half – Msgr. Štancl an. Mit seiner Hilfe konnte Stephan auch in Kontakt mit anderen wichtigen Persönlichkeiten treten. Msgr. Štancl war vielleicht sogar der größte heimische Wohltäter des Salesianerwerkes in Italien. Zu ihm hatte Stephan auch das allergrößte Vertrauen. Ihm vertraute er auch als erstem seinen geheimen Plan an: sobald wie möglich wieder in die Heimat zurückzukehren, um dort ein kleineres Objekt zu finden, ähnlich wie seinerzeit die Salesianer in der Slowakei, und dort eine Niederlassung der Salesianerkongregation ins Leben zu rufen.
Schon im Frühjahr 1926 erhielt Stephan eine diesbezügliche Nachricht von Msgr. Štancl. Im kleinen Städtchen Freistadt, zwölf Kilometer von Holešov in Mähren entfernt, in der Nähe von Zlin (dem heutigen Gottwaldov), wollten die Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis der Jungrau Maria ihr Kloster, in dem ein Mädchenerziehungsheim untergebracht war, verkaufen. Die Schwestern wollten an einen anderen Ort ziehen. Stephan vertraute die ganze Angelegenheit Don Stuchly an. Dieser aber war ein vorsichtiger Mann. Als erfahrener Salesianer und Ökonom sah er Schwierigkeiten von seiten der italienischen Salesianeroberen voraus. Er hielt die Sache für noch nicht spruchreif. Denn zur Eröffnung einer solchen Anstalt waren nicht nur die materiellen Mittel Voraussetzung, sondern auch entsprechendes Personal. Aber er hinderte Stephan nicht, sich weiter zu informieren. Die ganze Angelegenheit wurde aktuell, als der Olmützer Erzbischof, Dr. Leopold Prečan, den Salesianern den Ankauf des Freistadt-Klosters anbot. Der Generalobere beauftragte den polnischen Provinzial, die ganze Sache zu überprüfen. Der Bericht war sehr negativ. Das Gebäude lag zu weit von der Bahn entfernt, und für die Adaptionen wären erhebliche Summen nötig.
Aber Gottes Vorsehung kam dem ganzen Plan zu Hilfe, denn im Mai 1927 kam Dr. Hynek Dostal aus den USA nach Perosa

Argentina. Dr. Dostal war eine markante und einflußreiche Persönlichkeit der relativ großen tschechischen Minderheit in den Vereinigten Staaten. Er befand sich gerade auf einer Reise von Amerika in die ehemalige Heimat, nützte dabei die Gelegenheit, in Rom an der Eröffnung des päpstlichen Kollegs „Nepomuceum" teilzunehmen, eines Instituts, das der Heranbildung von Priesterkandidaten dienen sollten, die aus den böhmischen Ländern stammten. Aus Briefen von jungen tschechischen Burschen aus Perosa Argentina und von Stephan, ebenso aus Artikeln in amerikanisch-tschechischen Zeitungen kannte er die Salesianerkongregation und war schon seit zwei Jahren ein großzügiger Wohltäter und Gönner des böhmischen Salesianerwerkes. Stephan schilderte ihm in einem Schreiben die ganze Angelegenheit und übersandte ihm auch die Briefe des Erzbischofs Prečan und Msgr. Štancls.

Der Erfolg dieser rein privaten und etwas eigenmächtigen Diplomatie war, daß der Erzbischof von Olmütz einen dringenden Brief an den Salesianer-Generaloberen in Turin sandte mit der Versicherung, daß die Finanzierung der neuen Anstalt kein Problem sein werde. Infolge dieser Intervention des Olmützer Erzbischofs wurden die Verhandlungen aufgenommen.

Ankunft in Freistadt in Mähren

Stephan war mit dem Erreichten zufrieden. Als erfahrener Regisseur war es eigentlich er, der von nun an hinter den Kulissen die Fäden zog. Zufrieden war auch Don Stuchly. Die Oberen in Turin beauftragten ihn, nach Mähren zu reisen, sich mit den zuständigen Leuten ins Einvernehmen zu setzen, sich alles anzusehen und so rasch als möglich einen Bericht nach Turin zu senden. Zufrieden waren auch die jungen Burschen, die sich schon freuten, bald wieder in der Heimat zu weilen.

Am Geburtstag Don Stuchlys, am 31. Juli 1927, wurde ihm zu Ehren eine Feierstunde in Perosa Argentina veranstaltet. Stephan trug ein Gedicht mit 56 Strophen vor. Der künstlerische Wert dieser in Versen abgefaßten Prosa war recht unbedeutend, aber aus jeder dieser Zeilen atmete die aufrichtige Liebe eines Sohnes zu jenem Menschen, der sich mehr als die Oberen, wie ein Vater um das böhmische Salesianerwerk angenommen hatte. Für Stephan, aber nicht nur für ihn allein, war Don Stuchly Vorbild priesterlicher und salesianischer Tugend.

Don Stuchly reiste anfangs September in die Heimat. Zum letztenmal war er vor dem Kriege dort gewesen. Was hatte sich nicht alles verändert! Ebenso wie der Kleriker Trochta war auch er von der Notwendigkeit überzeugt, etwas Neues in der Heimat zu beginnen. Die Menschen waren bereit, freigebig ein Werk zu unterstützen, das sie sahen, das sie kannten und das sie mitverfolgen konnten.

Alles besichtigte er, überall knüpfte er Beziehungen an. Besonders herzlich und freundlich wurde er vom Olmützer Erzbischof und von Msgr. Štancl empfangen, der übrigens ein Jahr vorher Perosa Argentina besucht hatte. Alles war bestens erledigt worden. Der polnische Provinzial, P. Plywaczyk, unter dessen Leitung das neue Institut übernommen worden war, hatte seine Zustimmung gegeben, und die Oberen in Turin gaben ebenfalls ihren Segen.

Nach dem Auszug der Schwestern aus Freistadt wurde das Gebäude schnell instand gesetzt. Zwei bereits etwas ältere Burschen kamen aus Italien und halfen Don Stuchly bei der Arbeit. Es wurden nur die notwendigsten Einrichtungen beschafft, der Hof wurde um eine Ecke erweitert, und schließlich wurden neue Schüler in die erste Gymnasialklasse aufgenommen. Im Handumdrehen kamen aus Perosa Argentina auch Schüler für die zweite und dritte Klasse. Und dies war für das erste Schuljahr in Freistadt fast schon zuviel, denn insgesamt waren 52 Zöglinge eingeschrieben.

Am Feiertag des hl. Wenzel, am 28. September 1927, stiegen frühmorgens am Bahnhof in Holešov die „Italiener" aus, wie ihre Mitschüler sie scherzhaft nannten. Mit den jungen Burschen kamen auch Stephan und P. Siška, die Assistenten Vratnik und Pattek sowie der Koadjutor Hlavač aus Perosa Argentina an. Mit einem Lastauto wurden sie nach Freistadt gebracht. Sie deponierten dort im Haus nur ihr Gepäck und nahmen gleich darauf an einer feierlichen heiligen Messe teil, die der polnische Provinzial P. Stanislav Plywaczyk hielt und bei der Msgr. Štancl predigte. Die Chronik berichtet, daß dann noch ein festliches Mittagessen stattfand, das P. Siška in aller Eile hatte vorbereiten lassen.

Erneut nach Italien

Das erste Schuljahr (1927/28) in Freistadt verging rasch. Das Gymnasium hatte zwar kein Öffentlichkeitsrecht, aber auf Wunsch des Erzbischofs von Olmütz wurde es als eine Filiale des Gymnasiums von Kremsier betrachtet. Am Ende des Schuljahres legten dann dort die Zöglinge des Freistädter Instituts ihre Prüfungen als Privatschüler ab. Die jungen Burschen lernten ausgezeichnet und machten dem Institut alle Ehre. Zwischen Freistadt und Kremsier, wo Stephan einst studierte, entstanden bald freundschaftliche Bande. Für das Werk des hl. Don Bosco war das von größtem Nutzen. Außer der Abhaltung des Unterrichtes oblag Stephan in diesem Jahr auch die Propaganda. Er reiste in der Umgebung umher, hielt Vorträge, zeigte farbige Bilder aus dem Leben des hl. Don Bosco, machte alle Welt mit dem Salesianerwerk bekannt und sammelte Geld für den Aufbau. Als am 3. Juni 1928 die Freistädter Niederlassung in Gegenwart des Erzbischofs Prečan von Olmütz und anderen kirchlichen und staatlichen Würdenträgern feierlich und amtlich eröffnet wurde, waren die Salesianer in der ganzen Umgebung keine unbekannte Größe mehr. Sie genossen im Gegenteil viel Sympathie und gaben zu berechtigter Hoffnung Anlaß.

Als die jungen Burschen in die Ferien gefahren waren, kam es zu einigen bedeutenden Veränderungen. Das slowakische Salesianerwerk, welches sich vielversprechend entwickelt hatte und mit ihm auch die erste Niederlassung in Freistadt in Mähren, wurden der neugegründeten südslawischen Provinz eingegliedert. Der neue Provinzial, Dr. Franz Walland, kam nach Freistadt, um sich über die dortige Situation zu informieren. Bei diesem Besuch lernte er auch Stephan kennen. Er erkannte sofort, welch außerordentlichen Fähigkeiten in diesem jungen Kleriker verborgen waren.

„Nächstes Jahr wirst du Theologie studieren", teilte ihm gleich einem Befehl der neue Obere mit. „Du gehst nach Rom und wirst die Gregoriana besuchen. Dort wirst du das Doktorat der Theologie machen. Vorher aber mußt du dein Philosophiestudium beenden und auch die Matura ablegen."

Die Universität Gregoriana ist weltberühmt. Aus ihr gingen eine Reihe von Professoren, kirchlichen Würdenträgern und Ordensoberen hervor. Die Absolventen lernten hier logisch zu denken und die Richtigkeit des katholischen Glaubens zu verteidigen, alles aber, was in ihr gelehrt wurde, stimmte mit dem kirchlichen Lehramt überein. Stephan wußte dies alles und freute sich deshalb auf das Studium an dieser berühmten Universität. Auch freute er sich besonders darüber, daß er dieses Studium im internationalen Zentrum der Christenheit, in der Nähe des Heiligen Vaters und in Rom überhaupt absolvieren sollte. Zur Vorbereitung auf das Studium erhielt er außerdem neue und seltene Vergünstigungen – statt drei mußte er nur zwei Jahre Assistent sein. Und dabei war er erst dreiundzwanzig Jahre alt!

Er verbrachte die Ferien, indem er italienische philosphische Texte studierte und auch sonst alle möglichen Lehrbücher eines italienischen Lyzeums durcharbeitete. Drei Monate hindurch bereitete sich Stephan Tag für Tag fleißig auf die Prüfungen vor, und nicht nur auf die Prüfungen in scholastischer Philosophie,

sondern auch auf jene, die es ihm ermöglichen sollten, zu der Matura am klassischen Lyceum der Salesianer in Turin zugelassen zu werden, welches das Öffentlichkeitsrecht besaß und auf dem er vor drei Jahren das Studium in einem höheren Gymnasiums begonnen hatte.

„Du bleibst in Turin."

Im Oktober 1928 reiste Stephan zum zweitenmal nach Italien. Als er durch Wien fuhr, erinnerte er sich an das abenteuerliche Erlebnis, das ihm vor fünf Jahren in der ehemals kaiserlichen Stadt widerfahren war. In Mestre wiederum erinnerte er sich des italienischen Obersten, den ihm die Vorsehung gesandt hatte. Wie unerforschlich sind doch die Wege der göttlichen Vorsehung! Dessen wurde er sich noch mehrmals im Leben bewußt, da er bis zu seinem Tode immer wieder Wohltaten empfing.
In Turin fand er bald das Zentrum des Salesianerwerkes. Der Generalobere und Nachfolger des hl. Don Bosco wohnte noch einige Zeit dort, wo der hl. Don Bosco sein Werk ins Leben gerufen, wo er gelebt hatte und gestorben war, im sogenannten Turiner Viertel Valdocco. Hier befand sich auch der Dom zur Heiligen Jungfrau Maria von der immerwährenden Hilfe, in den später das Grab des heiligen Gründers verlegt wurde, und von hier wurden jedes Jahr Missionare in alle Welt gesandt. An diesem Ort wurden auch im Juli Salesianer zu neuen Priestern geweiht, die im Turiner Viertel, genannt Crocetta, Theologie studiert hatten. Stephan gelangte glücklich hierher, und hier blieb er auch.
Er ging zum Generalspiritual der Kongregation, Don Petrus Tironi, um sich diesem vorzustellen und ihn zu bitten, ihm irgendetwas Schriftliches in die Hand zu geben, denn, wie er sich rühmte, der Provinzial wolle ihn nach den Prüfungen zum Studium der Theologie nach Rom senden. „Nach Rom? – Niemals! Dein Rom ist hier. Du wirst auch nicht Professor. Du mußt

zuerst den wahren Geist des hl. Don Bosco studieren und deine Oberen kennenlernen. Theologie wirst du hier in Turin, in Crocetta, studieren, und, wenn möglich, wirst du das Doktorat auf der päpstlichen theologischen Fakultät in Turin erwerben."
Stephan sagte nichts dazu. Er begriff, daß es momentan nicht in seiner Macht lag, Entscheidungen über das eigene Leben zu treffen. Er blieb also in Turin und bestand die Matura mit mäßigem Erfolg, wie es eben einem Ausländer in Italien ansteht.

Das Theologiestudium ist anstrengend

Das Seminarleben ist in den ersten Wochen für Salesianerkleriker, die an ein reges Leben zwischen jungen Menschen gewöhnt sind, sehr beschwerlich. Nach drei Jahren eines Lebens als Assistent, angefüllt mit Unterricht, wo man auch entsprechend zur Geltung kommt, ist man nun eingeengt, ist der Erziehung der Lehrer unterworfen, muß in Bänken sitzen und stundenlang den Vorträgen der Professoren zuhören, während draußen die Sonne scheint und im Hof die Jugend herumtollt. Aber die Jugend blieb, auch wenn sich die Kandidaten durch ein vierjähriges geistliches und intellektuelles Studium auf das Priestertum vorbereiten mußten. Bei seinem Studium hatte Stephan in erster Linie die praktische Anwendung vor Augen. Er überlegte ständig, wie er diese oder jene Wahrheit den Jugendlichen erklären könnte. Ein Beweis dafür sind seine Predigten, auf die er sich gut vorbereitete und die er auch zu notieren pflegte. Er bemühte sich, immer zunächst den Stoff, den er studierte, zu begreifen und mit eigenen Worten zu erklären. Dabei mußte er aber auch sein Gedächtnis schulen, denn in Italien wird großer Wert darauf gelegt, den Stoff auswendig wiederzugeben. Er „mußte schuften wie ein Pferd", wie man so sagt. Er hatte aber nicht nur Talent, sondern auch einen starken Willen. Binnen kurzem war er einer der besten Schüler.

Damals gab es in Turin noch eine alte theologische Fakultät. Sie war einst sehr berühmt, hat doch angeblich Erasmus hier gelehrt. Sie hatte das Recht, akademische Titel zu verleihen, die der italienische Staat anerkannte. Es befanden sich in ihr, in der Nähe der Kathedrale, die Räumlichkeiten von theologischen Seminaren. In diesen studierten Kleriker aus allen piemontesischen Diözesen, aber auch aus den verschiedensten Orden und Kongregationen. Die Professoren waren teils Weltpriester, teils Ordensleute. Auch von der salesianischen Lehranstalt in Turin entsandten die Oberen von einem Jahrgang immer zwei der besten Hörer, damit sie auf der Fakultät das Doktorat in Theologie erwerben. Stephan gehörte zu den Auserwählten.

Das bedeutete nicht nur eine große Ehre, sondern auch Anstrengung. Außer dem Unterrichtsprogramm, das für alle Hörer gleich war, mußte er zusätzlich den Stoff der Fakultät studieren und jedes halbe Jahr darüber eine eigene Prüfung ablegen.

Zudem waren die versierten Herren Professoren nicht nur anspruchsvoller, sondern auch neugierig, was der wagemutige Fremde alles nicht wissen konnte. Nach dem ersten Jahr dieses Theologiestudiums war Stephan völlig erschöpft. Seine Lernfähigkeit ließ nach, er konnte nicht schlafen, hatte immer Kopfschmerzen usw. Die Oberen schickten ihn zum Arzt. Der untersuchte ihn, klopfte ihn ab, fragte ihn nach diesem und jenem, verabreichte ihm einige Injektionen und schrieb etwas auf ein Papier. Das tat er in ein Kuvert und sagte mit merkwürdiger Miene, er möge dies den Oberen geben. Stephan verbeugte sich und ging. Er begriff die Situation. Naivität ist eine liebe und gute Eigenschaft, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Er öffnete deshalb den Umschlag und las den Brief. Seine Ahnungen hatten ihn nicht getäuscht. Der berühmte Doktor empfahl, Stephan möge seine Studien unterbrechen und in seine Heimat reisen.

Die gute Luft auf den Weideplätzen und auf den Feldern würde ihm sicher bald wieder zur Gesundheit verhelfen.

Stephan nahm die vorgeschriebene Medizin ein, aber den Brief vernichtete er, und unter Anspannung aller Kräfte begab er sich in die Ferien. In diesen Ferien, 1929, sandten ihn die Oberen für zwei Monate in die Alpen, wo er bald gesund wurde. Es waren dies Stephans erste Ferien seit 1923.

Priester und Doktor der Theologie

Die vier Jahre Studium und die geistliche Vorbereitung verflossen im Nu. Turin, die ehemalige Hauptstadt des italienischen Königreiches, architektonisch schön gestaltet, war auch die Stadt heiligmäßiger Priester wie des Kanonikus Gottolengo, des Don Cafasso, des Don Bosco und war zur Zeit, als Stephan dort studierte, eine ruhige und saubere Stadt mit einer höflichen und friedliebenden Bevölkerung. Die Stadt ist im Nordwesten von Bergen umkränzt, im Südosten von einer Hügellandschaft umgeben. Durchströmt wird sie vom Fluß Pad, dem sich die Nebenflüsse Dora und Stura zugesellen. Die malerische Umgebung reizt zu vielen Ausflügen, von denen Stephan eine entsprechende Auswahl traf, vielleicht auch aus Angst, neuerlich gesundheitlich überfordert zu werden.
Der Wohnort in Turin hatte für Stephan aber auch eine große Bedeutung im Hinblick auf seine Ordens- und Salesianerformung. Die Kontakte mit den Oberen wurden schnell herzlich und vertrauensvoll. Er lernte noch alte Salesianer kennen, die einst Schüler von Don Bosco gewesen waren und konnte auch die heldenhaften Missionare bewundern, die teils über den Ozean zurückkamen, teils diesen überquerten. Außerdem fand im Jahre 1929 die Heiligsprechung Don Boscos statt, und der Kleriker Trochta erlebte begeistert die außergewöhnlichen Feiern mit, die die kirchlichen und städtischen Behörden in Turin veranstalteten, insbesondere die triumphale Überführung der Gebeine des Heiligen aus Valsalice nach Valdocco in den Dom der Heiligen Jungfrau Maria von der Hilfe der Christen.

Während des Theologiestudiums hat der Kandidat Zeit und die Pflicht, über das Priestertum, über seine gesamte zukünftige Situation verantwortungsvoll Überlegungen anzustellen, über die Verbindlichkeiten, die er mit dem Priestertum auf sich nehmen muß, über die geistlichen Kräfte, mit denen er mit Gottes Hilfe erfolgreich mitarbeiten wird, die Gnaden des priesterlichen Standes zu erfüllen. Unter Berücksichtigung der persönlichen Reife ist es üblich, dem Kandidaten innerhalb von vier Jahren die niederen und höheren Weihen zu erteilen, deren Höhepunkt die Weihe zum Priester ist.
Bevor der Theologe Trochta die Priesterweihe empfing, mußte er sich noch abschließenden Prüfungen auf der Turiner Päpstlichen Fakultät unterziehen. Seine Dissertation hatte den Titel „Die hussitische Frage. Abhandlung über deren wissenschaftliche Abweichungen". Das Thema war für Stephan sehr aktuell – angesichts der Vorgänge um die tschechoslowakische Kirche in der Heimat – und für die Professoren sehr interessant. Die Arbeit wurde übereinstimmend angenommen. Schwieriger war schon die mündliche Prüfung. Nach den damals geltenden Gepflogenheiten mußte der Kandidat in zweieinhalb Stunden vier Thesen (Argumente) vor einer Kommission von fünf Professoren auf lateinisch verteidigen, die ihm von den Prüfern aus 100 Thesen vorgelegt wurden.
Am 20. Juli vormittags kamen die Salesianer, Stephan und seine Kameraden, an die Reihe, geprüft zu werden. Aber da die Angst auch die gewieftesten studentischen Herzen ins Bockshorn jagen konnte, fanden die jungen Studenten einen Weg, wie man sich in solch schrecklichen Zeiten den nötigen Mut machen kann. Es genügt, einen Liter Barbara, ein besonders schwerer piemontesischer Wein, zu trinken, der dann die besten Gedanken aufblitzen läßt und eine treffliche Beredsamkeit verleiht. Der Erfolg dieser Methode war auch für Stephan zufriedenstellend. Eine Fotografie, die den jungen, schlanken Hochwürden mit Doktorbirett, mit langer, schwarzer, Toga und einem Pergamentdi-

plom in der Hand zeigt, beweist, daß der Dargestellte von nun an mit Dr. theol. Stephan Trochta unterschreiben konnte.
Der neue Doktor der Theologie mußte noch Exerzitien durchmachen, und dann erfolgte, wie immer am ersten Sonntag im Juli, die Priesterweihe. Im Jahre 1932 war dies der 3. Juli. Die Weihe fand im Dom zur Heiligen Jungfrau Maria Hilfe der Christen statt, und der Bischof, der Stephan die Weihe erteilte, war der Erzbischof von Turin, Maurilio Fossati, der spätere Kardinal. Die Gefühle des Neupriesters P. Stephan Trochta am Tag seiner Weihe zu beschreiben ist ebensowenig möglich wie die Gefühle, die er bei der Zelebration seiner ersten heiligen, aber stillen Messe in der Basilika zur Jungfrau Maria von der immerwährenden Hilfe empfand. Einmal, weil dies ein einmaliges und schwer zu beschreibendes Erlebnis ist, andererseits weil Stephan Gefühlsbewegungen grundsätzlich nicht zeigte. Er sprach auch nie von seinen Gefühlen, eher versuchte er sie ängstlich zu verbergen. Die geistliche Struktur des neuen Priesters und Salesianers P. Stephan Trochta war fest und widerstandsfähig. Dies beruhte vor allem auf seinem starken Willen und seinem ständigen Gebet. Aber sie war nicht auffällig. Sein geistliches Leben wird P. Trochta niemals zur Bewunderung ausstellen.

III.
Arbeit für die Jugend in der Heimat

Am 3. Juli 1932 war der neupromovierte Doktor der Theologie Stephan Trochta zum Priester geweiht worden. Damit begann ein neuer Abschnitt in seinem Leben. Zu Ende waren nun die jahrelangen Vorbereitungen und die anstrengenden Studien. Mit seinen 27 Jahren war P. Trochta allseitig vorbereitet für eine verantwortungsvolle Arbeit im Weinberg des Herrn zum Wohl der Jugend.

Primiz in Bolognano

Bevor P. Trochta nach Hause zurückkehrte, hielt sich der Neupriester noch in Bolognano, einem kleinen italienischen Dorf im Voralpengebiet, nicht weit von Trient und vom Gardasee auf. Am Sonntag, den 10. Juli, feierte er seine erste feierlich gesungene heilige Messe. Der Pfarrer fuhr ihm sogar im Zug bis Desenzano entgegen.

Dann fand die Feier statt. Triumphbogen, eine Kapelle und überall Massen von frommen und neugierigen Leuten. Jugendliche vom Florianverein begleiteten P. Trochta fahnenschwingend in die Kirche. Viele Kinder empfingen während der heiligen Messe die Kommunion aus seinen Händen. Der Pfarrer des Dorfes hielt die Festpredigt und bedankte sich beim Primizianten für die Überbringung einer Relique des hl. Don Bosco für die Pfarrkirche.

Nachmittags kam eine riesige Menge von Leuten aus den umliegenden Dörfern und auch aus der Stadt Arco, begeistert von der Nachricht, daß der Neupriester, der doch ein Ausländer sei, italienisch predigen werde. Als die Anwesenden dann die wohltönende Stimme des Primizianten vernahmen, wunderten sie

sich, daß er Italienisch ohne Fehler und fremden Akzent sprach. Nach dem Segen veranstaltete der Florianverein in einem Saal noch eine festliche Feier.

Aber warum wollte der Priester aus der Tschechoslowakei ausgerechnet seine Primiz in Italien halten?

Dieses Anliegen geht auf den Ersten Weltkrieg zurück. Das damalige Österreich, dessen Grenzen weit in das heutige Norditalien reichten, siedelte die Bewohner der südlichen Gebiete, in denen gekämpft wurde, ins Innere des Landes um. So kam es, daß Walachisch-Mezeritsch vorübergehend viele Flüchtlinge aus dem damals österreichischen Riva, Torbole, Varona und besonders aus Oltesacra beherbergte. In Walachisch-Mezeritsch wohnte auch Stephans Onkel Antonin, ein wohltätiger Bürger und bekannter Mitarbeiter auf katholisch-sozialem Gebiet, der sich der Flüchtlinge, soweit es ihm möglich war, annahm.

Der zehnjährige Bub Stephan war bei Onkel Antonin in den Ferien, und die „Taliani", wie die Leute die Flüchtinge nannten, machten auf ihn einen nachhaltigen Eindruck. Er liebte ihre Gesänge, spielte mit den kleinen „Taliani", ging zu ihren Andachten in die kleine Kirche, die sich im Krankenhaus befand und die ihnen Graf Harrach für die Gottesdienste zur Verfügung gestellt hatte. Besonders freundschaftlich benahm sich ihm gegenüber ein junger Priester, der die italienischen Familien begleitet hatte. Es war dies Don Quirino Maria Pretti, Kaplan in Riva und später Pfarrer in Bolognano. Stephan blieb mit ihm auch nach dem Krieg in Verbindung, teils über den Onkel, teils während seines Aufenthaltes in Italien. Möglicherweise trug auch der Einfluß dieses jungen italienischen Priesters dazu bei, daß auch Stephan sich dem Priestertum zuwandte. Der Neupriester P. Trochta nahm deshalb mit Freude die Einladung seines Freundes an, und die feierliche Primiz, die ihm Don Pretti bereitete, gab ihm Gelegenheit, seine alten Freunde aus der Zeit des Ersten Weltkrieges wieder zu begrüßen.

In der Heimat

In dem Zug, der den Neugeweihten in die Heimat und den Geburtsort Francova Lhota führte, gab sich der hochwürdige Herr, wie er von nun an genannt werden würde, in seinem Herzen Erinnerungen hin an die Feierlichkeiten der Priesterweihe, an die Predigten, die dabei gehalten wurden und freute sich auch, seine Mutter, seine Geschwister und sein Heimatdorf wiederzusehen. Er war der erste Priester, der aus Francova Lhota kam und war sich dessen auch bewußt.

Der Tag der feierlichen Primiz P. Trochtas in seinem Geburtsort war Sonntag, der 17. Juli. Das Geburtshaus des Primizianten war geschmückt, alles war sauber und ausgekehrt, in der Küche wurde bereits seit drei Tagen gekocht: haufenweise die berühmten mährischen Kolatschen und sonst noch allerlei. Das ganze Dorf und auch viele Priester bereiteten sich auf den feierlichen Zug vor.

Der geweihte Primiziant war voller Rührung, aber vor allem erbat er mit fester Stimme den Segen der Mutter, die in Tränen zerfloß. Es war ja dies auch einer ihrer schönsten Tage. Unterdessen beteten die Leute, die vor dem Haus harrten, den Rosenkranz; als sich schließlich alle in Reihen aufgestellt hatten, kamen die Priester aus dem Haus, und alles schritt betend zur Kirche.

Der Festtagsprediger war Msgr. Augustin Štancl, seit langem P. Trochtas Freund und der erste Wohltäter des böhmischen Salesianerwerkes. Wie damals üblich, beteiligten sich an der Primiz auch viele Priester aus der näheren Umgebung. Schließlich wohnte der Feier auch ein Kanonikus aus Lissa bei, der natürlich ganz in Violett gekleidet war und so würdig die hierarchischen Farben vertrat.

In seiner Heimat war es auch Sitte, daß ein Neupriester nach der Messe seinen Segen austeilte. Zunächst knieten sich die Familie und dann die Gläubigen nieder. Mutter eines Priesters zu sein

bedeutet nicht nur teilzunehmen am menschlichen Schicksal des Sohnes, welches jede gute Mutter bis zum Tode begleitet, sondern auch mitzuarbeiten an seiner geistlichen Sendung zum Heile der Seelen, möge es sich um Freude oder Leid handeln. Und die Mutter wird immer treu an der Seite ihres Sohnes stehen, sei es während seiner erfolgreichen Tätigkeit, sei es bei seinem Leiden in den Konzentrationslagern und Gefängnissen.
Bei der Primiz von P. Stephan Trochta war auch sein damaliger Provinzial Dr. Walland in Francova Lhota anwesend. Am Ende des unvergeßlichen Tages, bevor er wegfuhr, sagte er zu Stephan: „Du kannst hier bis Mittwoch bleiben. Aber am Donnerstag würde ich dich schon gerne in Freistadt sehen. Denn es beginnen dort die Exerzitien für die Kleriker, und bei diesen mußt du die Predigt halten."

Beliebter Prediger

P. Trochta hatte schon als Kleriker den Ruf, ein geborener Redner zu sein. Zu der klaren Aussprache und zum richtigen Vortrag gesellte sich sein schauspielerisches Talent, das er ja schon in der Jugend gepflegt hatte. Er hatte keine Mühe, in der Öffentlichkeit zu sprechen und sich richtig auszudrücken. Aber die Predigten für Exerzitien einem jungen Neupriester anzuvertrauen, der nach den Mühen der Studien im Seminar noch nicht einmal gehörig Luft geschöpft hatte, war an sich ungewöhnlich, auf jeden Fall aber riskant. Man kann dies nur als eine Äußerung großen Vertrauens seitens der Oberen gegenüber Stephan ansehen.
Die Hoffnungen, die die Vorsteher in die Predigerfähigkeit des jungen hochwürdigen Herrn setzten, waren berechtigt. P. Trochta wußte nicht nur durch Reden, sondern auch dadurch, daß er viele Dinge einfach in Erinnerung brachte, die Dinge jeweils so darzustellen, daß sie den Zuhörern in einer

Weise nahegebracht wurden, wie es gerade zum Heil ihrer Seele notwendig war. Er führte seine Zuhörer zum Kern der Sache, zu deren Wurzeln. Er führte sie durch seinen eigenwilligen Stil, der manchmal ernst, manchmal heiter war, manchmal scherzhaft, manchmal erläuternd durch Ironie oder durch ein witziges Beispiel, entnommen dem täglichen Leben, auf die in der Seele verborgenen Fehler oder Wunden hin und auch auf deren positive Lösung. Er hielt keine Predigt, in der er nicht auf die Wichtigkeit der heiligen Beichte und heiligen Kommunion hingewiesen hätte. Als treuer Sohn des hl. Don Bosco hielt er es für einen wesentlichen Teil seines priesterlichen Wirkens, besonders die Jugendlichen von der Notwendigkeit eines häufigen Empfanges der Sakramente zu überzeugen.

Die Predigten P. Trochtas wirkten auf die Zuhörer, denn sie waren inhaltsreich, geistig gut vorbereitet und wurden gut vorgetragen. Für seine Predigten pflegte er sich sorgfältig vorzubereiten. Wie aus seinen Heften, in die er als junger Priester seine Predigten niederschrieb, ersichtlich ist, legte er anfänglich das Hauptgewicht auf emotionale Momente, später konzentrierte er sich mehr auf Verstandesgründe. Auf seine Predigten freuten sich alle. Wenn es sich herumgesprochen hatte, daß P. Trochta predigen werde, garantierte dies bereits eine große Zuhörerzahl. So predigte er meist vor vollen Bänken. Seine Worte hatten etwas Einladendes, Erwärmendes, Hinreißendes an sich. Man kann sagen, daß die Ferien des Jahres 1932 für den jungen Neupriester den Charakter eines Wanderpredigerlebens hatten. Kaum hatte er seine Predigten bei den Exerzitien in Freistadt beendet, wurde ihm aufgetragen, bei den Exerzitien für Dominikanerinnen in Prerau die Predigten zu halten. Und dann ging es weiter: Missionen in Pfarreien, Triduen, Novenen, Anbetungstage usw. Überall, wo er predigte, hinterließ er einen großen Eindruck. Einer seiner ehemaligen Mitschüler aus Kremsier erinnert sich: „Ich war zugegen, als Stephan in H. predigte. Ich habe schon viele Dominikaner, Redemptoristen usw. predigen

gehört, aber seine Predigten waren die besten. Die Zuhörer harrten eine ganze Stunde aus, und niemand langweilte sich. Es gab keine Unruhe, keinen Mißmut. Einmal, als er von der Kanzel in die Sakristei zurückging, antwortete er auf die Frage eines Kaplans: ‚Hochwürden, wie machen Sie das, daß Sie immer so gut predigen?' – ‚Weißt du', sagte Stephan lächelnd, ‚man muß meditieren, beten und . . . fasten.' Damals begann ich, die starke Persönlichkeit P. Stephan Trochtas näher kennenzulernen."

Als Soldat in Brünn

Als tschechoslowakischer Staatsbürger und Student in Italien wurde P. Trochta aufgefordert, in Mailand am Konsulat zur Assentierungsuntersuchung zu erscheinen, wo er als tauglich erkannt wurde. Als Student wurde ihm ein Aufschub zur Ableistung des Militärdienstes bis zur Beendigung der Studien bewilligt. Aber nach seiner Rückkehr in die Heimat kam der endgültige Einrückungsbefehl, der besagte, daß er am 1. Oktober 1932 gestellt sein müsse.

Er rückte in Brünn, in Zabrdovice ein. Dort befand sich ein Divisionskrankenhaus. Der oberste Befehlshaber war ein Major, Soldat mit Leib und Seele. P. Trochta wurde einer Gruppe zugeteilt, in der ungefähr 50 Priester im Sanitätsdienst ihrer Soldatenpflicht nachkamen. Aber vorher mußte er noch die Grundausbildung sowie einen Sanitäterkurs durchmachen. Dem kleinen, alten, untersetzten Rottmeister bereitete es Freude, frühmorgens den Soldaten Befehle zu erteilen. Danach unterrichtete sie ein alter Hauptmann in der Schule.

Dann erfolgte die Zuteilung der Soldaten zu diversen Diensten. P. Trochta kam in die Seelsorgeabteilung des Landesmilitärkommandos. Dazu verhalf ihm wahrscheinlich sein Doktortitel und seine Arbeitsauffassung. Sein unmittelbarer neuer Vorge-

setzer, ein Priester im Rang eines Oberst, vertraute ihm sogleich die Feier der heiligen Sonntagsmesse mit Predigt für die gesamte Garnison an. Für den Herrn Oberst bedeutete das zwar etwas Zeitgewinn, aber . . . was kann ein nicht williger Soldat alles ausnützen. Denn beim Militär galt das Sprichwort: Tue nie von selbst das, was am nächsten Tag ein anderer für dich tun kann. Der Erfolg war ein ganz anderer, als sich der Herr Oberst vorgestellt hatte. Seit jenem Sonntag wagte es P. Trochta, sich ablösen zu lassen. Der Oberst N. hielt einiges auf seine Autorität, war sonst aber ein anständiger und ehrlicher Mann. Als er erkannte, mit wem er es zu tun hatte, vertraute er ihm einen ganzen Zyklus von Vorträgen an und sandte ihn in Brünn in die verschiedensten Kasernen. Für Stefan war das eine neue Aufgabe, welche den Horizont seines seelsorglichen Apostolats erweiterte.
Bald genoß er die Gunst und das Vertrauen seiner Vorgesetzten, sodaß er von seinen Amtspflichten in den Kasernen entbunden und zur Aushilfe den Pfarrern in Brünn und Umgebung zur Verfügung gestellt wurde. Nachdem sich nach sechs Monaten Leutnant Dr. theol. Stephan Trochta von der Armee verabschiedet hatte, kehrte er nach Freistadt nicht nur mit neuen pastoralen Erfahrungen zurück, sondern auch mit dem Bewußtsein, daß er viele neue Freunde gewonnen hatte, die ihm später nützlich sein würden. Vor allem hatte er aber auch Brünn, die Hauptstadt Mährens, kennengelernt.

Verantwortlich für junge Salesianer

Als P. Trochta vom Dienst in der Armee zurückkehrte, blieb er zunächst Prediger, der zu allen möglichen Gelegenheiten gebraucht wurde und half in vielen Seelsorgestellen aus. Das Schuljahr in Freistadt näherte sich bereits dem Ende, und so wurde er nicht mehr für den Unterricht benötigt. Im Laufe der Ferien, bis zum Beginn des neuen Schuljahres, bereiste der junge P. Trochta ganz Mähren.

Seine Missionstätigkeit war für das Salesianerwerk von entscheidender Bedeutung. Er informierte die katholische Öffentlichkeit in den Pfarren über das Leben der Salesianer und das Werk Don Boscos, dessen Heiligsprechung gerade vorbereitet wurde.

Während seiner Reisen schleppte er immer Flugblätter über das Leben des hl. Don Bosco mit sich, Hefte einer salesianischen Zeitschrift, die er überall an Interessenten verteilte, ihnen Bilder aus dessen Leben zeigte und anhand dieser Bilder über die Tätigkeit der Salesianer in der Welt und in den Missionen informierte. Somit war seine apostolische Tätigkeit auch Propaganda.

Das böhmische Salesianerwerk war bis zu diesem Zeitpunkt in einem Gebäude in Freistadt bei Holeschau/Mähren untergebracht. Jedes Jahr kamen aus dem Noviziat neue Mitglieder der Kongregation und, ehe noch eine Wohnstätte gefunden, beendeten die neuen Kleriker ihr Philosophiestudium in Freistadt, wo sie einen Teil des Gebäudes innehatten. Das ursprüngliche Gebäude, das im Jahre 1927 von den Schwestern seitens der Kongregation übernommen worden war, wurde zwar später etwas erweitert und restauriert, diese Reparaturarbeiten waren aber eigentlich nur provisorisch. Im Schuljahr 1933/34 zeichneten sich für das Salesianerinstitut in Freistadt eine Reihe von Neuerungen ab. Zunächst galt es, die Heiligsprechung des seligen Don Bosco vorzubereiten, dann die Verhandlungen um die Gründung einer neuen Niederlassung zu führen und vor allem die Bestellung eines neuen geistlichen Leiters, des Spirituals, für die jungen Salesianer durchzuführen. Als solcher war P. Stephan Trochta in Aussicht genommen.

Der damalige Provinzial, Dr. theol. Franz Walland, ein Slowene, war bereits seit längerer Zeit von den überdurchschnittlichen Fähigkeiten P. Trochtas und seiner trotz seiner Jugend ungewöhnlichen geistigen Reife überzeugt, die dieser durch eine ständige Bereitschaft zum Gehorsam und durch sein bescheidenes, unauffälliges und dennoch fröhliches und sympathisches

Auftreten zeigte. Nach Meinung der Oberen ruhte die Zukunft des Salesianerwerkes in Böhmen und Mähren auf seinen Schultern.
Die jungen Kleriker erhielten somit durch ihn zugleich einen Leiter und ein Vorbild, dem sie nacheifern sollten. Mit seinen 28 Jahren lehrte und überwachte P. Trochta nicht nur den Lernfortschritt seiner Studenten, sondern war auch ihr geistiger Vater. Um ihr Wissen ständig zu fordern und auch um ihr religiöses Leben zu bereichern, hielt er mit den jungen Klerikern regelmäßig Konferenzen ab, bei welchen er geistige Gespräche führte, von den Klerikern Berichte entgegennahm und ihnen vor allem auch spirituelle Gedanken sowie Grundsätze des Ordenslebens vorlegte, über die sie am folgenden Tag meditieren sollten.
Auf solche abendlichen Unterhaltungen, die in allen Salesianerniederlassungen traditionsgemäß abgehalten werden, bereitete sich P. Trochta immer sehr sorgfältig vor. Sie pflegten meist kurz zu sein, höchstens fünf Minuten, waren aber sehr konzentriert und inhaltsreich. Er bediente sich dabei oftmals Aphorismen. Einige seiner Themen haben sich bis heute erhalten, z. B. „Der Salesianerkleriker ist fleißig und weiß den Wert der Zeit zu schätzen" oder „Wie betätigt man praktisch die brüderliche Liebe" oder „Die Schönheit der Keuschheit und ihre Wichtigkeit für das Ordensleben".

„Du kommst nach Mährisch-Ostrau."

Seine verantwortungsvolle Tätigkeit führte P. Stephan Trochta in Freistadt nur sechs Monate durch.
Im Feber 1934 reifte der Plan, ein neues Salesianerwerk zum Schutz der Jugend in Mährisch-Ostrau ins Leben zu rufen. Lange wurde verhandelt und ausgewählte Angebote in den verschiedensten Orten überprüft, bis schließlich die verantwortlichen Oberen glaubten, nachdem lange hin und her erwogen

wurde, den Willen Gottes erraten zu haben. In jenem Teil von Ostrau, der „In der Tiefe" genannt wurde, war bereits seit einigen Jahren der „Verein zum hl. Josef" tätig, der Geldmittel zur Erbauung einer Kirche sammelte, die für jenen Arbeiterdistrikt sehr notwendig gewesen wäre. Den Salesianern wurde angeboten, dieses Werk fortzusetzen und die Kirche mit den dazugehörenden Gebäuden zu erbauen.

Das Angebot wurde von den Oberen angenommen. Es stellte sich nur die Frage, wem die Verantwortung für die Durchführung der Bauten und die notwendige Propagandatätigkeit anvertraut werden sollte. Einmal mehr fiel die Wahl auf den ahnungslosen P. Trochta. Anzunehmen ist, daß keiner von jenen, die für diese Aufgabe in Frage gekommen wären, Kraft dafür fand.

Wahrscheinlich ist auch, daß die Oberen von Anfang an mit Stephan rechneten. Nach dem Abendgebet, gerade als er sich zur Ruhe begeben wollte, hielt ihn auf dem Gang der Provinzial Dr. Walland auf und sagte zu ihm: „Du wirst nach Ostrau versetzt. Unser Direktor, Don Stuchly, wird dir alles übrige mitteilen. Gute Nacht!"

Es ist nicht bekannt, welche Gefühle der junge Salesianer P. Stephan Trochta in dieser Nacht hatte. Später, als er sich zurückerinnerte, sagte er, er hätte nur eine Befürchtung gehegt: daß die übrigen Mitbrüder ihn um diese Aufgabe beneiden würden. Aber er sah in dieser neuen Aufgabe eine Gemeinschaftsaktion, bei der ihm seine Mitbrüder helfen und ihn unterstützen sollten.

Schwierigkeiten jedoch bereitete ihm die Übernahme dieser Aufgabe nicht. Er war Ordensmann und wußte, daß er aus Gehorsam diese Aufgabe zu übernehmen habe. Außerdem sah er in allem den Willen Gottes. Und die Oberen wußten auch, daß sie sich auf ihn hundertprozentig verlassen konnten. Er hatte eher Angst, daß er mit seinen außerordentlichen Fähigkeiten und seiner starken Persönlichkeit seine Mitbrüder in den Hintergrund drängen und sie durch seine scheinbar uneigennüt-

zige brüderliche Liebe in Versuchung führen würde. Eine ähnliche Befürchtung hegten übrigens auch die Oberen.
Ende Feber reiste P. Stephan Trochta mit dem damaligen Direktor der Freistädter Niederlassung, P. Dr. Stuchly, nach Ostrau. Don Stuchly, der über die vorangegangenen Verhandlungen eingeweiht war, stellte Stephan dem Ostrauer Pfarrer Msgr. Kubicek und anderen hohen Persönlichkeiten der Stadt vor, gab ihm für den Anfang 100 Kronen und sagte: „Für weiteres wirst du schon selber sorgen. Gott segne dich, und Don Bosco beschütze dich. Schreibe bald."

Neue Umgebung

In Ostrau wohnte P. Trochta zunächst in der Pfarre zum Göttlichen Erlöser. Msgr. Kubicek empfing ihn gern als Gast, hatte er dadurch doch einen Kaplan dazugewonnen. Ostrau hatte damals einschließlich der Vorstädte 120.000 Einwohner und nur fünf Pfarreien. Insgesamt gab es in Ostrau nur 20 Priester, die Seelsorger, die Katecheten in den Schulen und die Pensionisten inbegriffen. Seine Bereitschaft, im Beichtstuhl auszuhelfen, von der Kanzel zu predigen, Nachtdienste und andere unangenehme Dienste zu versehen, kam dem Pfarrer sehr gelegen.
Sogleich wünschte der Pfarrer, daß sein Gast in der kommenden Woche in der Pfarrkirche zum Göttlichen Erlöser die Predigten anläßlich einer Mission halte. Die Mission war bereits angekündigt, aber der bestellte Prediger war jedoch krank geworden. P. Trochta hatte aber bereits seit langem zugesagt, die Mission in Friedland zu halten. Der Herr Pfarrer hatte für diese schwierige Entscheidung eine ganz einfache Lösung zur Hand: „Das macht gar nichts", sagte er, „du kannst dort in der Früh predigen, dann kommst du wieder nach Ostrau und wirst hier vor dem Essen und nachher predigen, und nachmittags fährst du wieder gemütlich nach Friedland und hältst dort die Abendpredigt." Vom Bahnhof Ostrau-Witkowitz benötigt man mit dem

Zug ungefähr zweieinhalb Stunden. Der junge und so bereitwillige P. Trochta fuhr die ganze Woche lang schlecht und recht hin und zurück.
Bald gewann er nicht nur die Freundschaft, sondern auch die aufrichtige Bewunderung und Bereitschaft zur Zusammenarbeit der übrigen Ostrauer Priester. Er wurde eingeladen, die Prozession auf die Marienberge zu führen und gebeten, in Witkowitz und in Zabreh zu predigen, was ihm Gelegenheit gab, weite Ostrauer Bevölkerungskreise mit dem Werk Don Boscos vertraut zu machen.
Besonders bedeutsam für P. Trochta war, daß er in Ostrau seinen ehemaligen Tschechisch-Professor, Dr. theol. Alois Vašica, vom erzbischöflichen Gymnasium in Kremsier wieder traf, der derzeit Kaplan in der Pfarre zum Göttlichen Erlöser war und sich des populärsten Predigers und opferbereitesten Priesterapostels von Ostrau annahm. P. Vašica war immer ein aufrichtiger Freund P. Trochtas gewesen und brachte ihn mit vielen katholischen Laien in Kontakt. Vor allem war es der Verband katholischer Frauen, deren geistlicher Führer zur Zeit P. Vašica war, welchen P. Trochta durch ihn kennenlernte und der bald das Salesianerwerk ausgiebig unterstützte.
Eine der aktivsten Ostrauer katholischen Persönlichkeiten war der tatkräftige Advokat Dr. Richter. Ohne ihn wäre P. Trochta nicht weitergekommen. Alle rechtlichen Klärungen bei den Ämtern und alle Verhandlungen mit den diversen Vereinen gingen durch seine Hände. Er schlug auch eine Regelung für das Eigentum des Salesianerwerkes in Ostrau vor, denn die Kongregation der Salesianer besaß bis zu diesem Zeitpunkt noch keine Anerkennung durch den tschechoslowakischen Staat. Es wurde deshalb eine „Gesellschaft der salesianischen Mitarbeiter" ins Leben gerufen, die praktisch ein Verein unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Olmütz, Msgr. Leopold Prečan, war und zu dessen Vorsitzendenstellvertreter Don Ignaz Stuchly berufen wurde, der älteste Salesianer der böhmischen Provinz und

Direktor der Freistädter Niederlassung. Unter den übrigen Mitgliedern des Vereins, sowohl Priester als auch Laien, befand sich auch der Name Stephan Trochta. Auf den neuen Verein wurde dann das Eigentum des aufgelösten Vereins zum Bau der Kirche zum hl. Josef übertragen. Bei all diesen Gelegenheiten vertrat P. Trochta die Salesianerkongregation.

Weihe des Grundsteins des neuen Instituts

Das Grundstück für den Bau des neuen Instituts befand sich in der Nähe der Kohlengrube „Hlubina" neben der jetzigen Witkowitzer Straße. In der Nähe lag auch der alte, bereits aufgelassene Friedhof. Der Verein zum Bau der Kirche des hl. Josef hatte auf der Bank bereits ein Guthaben in der Höhe von 235.000 Kč. P. Trochta kaufte von diesem Geld sofort die umliegenden Gründe auf, die noch Ackerland waren. Er hoffte, er würde einmal auf diesen Gründen einen Spielplatz für die Jugend gleich neben der Kirche gestalten können. Und genauso hielt er es später in Prag. Im Frühjahr bereits wurde mit dem Bau begonnen. Zunächst das Pfarrhaus, dann die Kirche. Alles ging ungewöhnlich rasch. Nach Ausheben des Grundes ragten im Juni bereits die ersten Mauern des Gebäudes auf. Damals wohnte P. Trochta schon lange nicht mehr in der Pfarre. Er übersiedelte direkt auf den Bauplatz, um alles übersehen zu können. Er überprüfte die Pläne, kontrollierte das bestellte Material und sprach an Ort und Stelle mit den Maurern und Meistern. Früher gehörte der Baugrund einer Kohlenbergbaugesellschaft. Genau vor dem künftigen Kirchengebäude stießen die Bergleute beim Schürfen nach Kohle bis in eine Tiefe von 1000 Metern vor. Aus diesem Grund mußte man auf Stahlbetondecken bauen.
Da der Sommer immer näher rückte, mußten sich die Betroffenen Gedanken zur feierlichen Grundsteinlegung machen. Das war für P. Trochta, wie er bereits allgemein in Ostrau in der

katholischen Öffentlichkeit genannt wurde, eine einmalige Gelegenheit, seine organisatorischen und diplomatischen Talente wieder einmal zu beweisen. Alles wurde von ihm sorgfältig vorbereitet, sodaß sich die Feier zu einer großen Manifestation der katholischen Öffentlichkeit gestaltete, wobei das Geschehen auch eine große soziale Bedeutung hatte.
Sonntag, der 17. Juni 1934, war für das katholische Ostrau ein denkwürdiger Tag. Schon am frühen Morgen kam eine kleine Gruppe von Leuten, hauptsächlich Jugendliche, auf den Bauplatz in der Witkowitzer Straße. Dort war bereits auf einem hohen Podium ein Altar errichtet worden, geschmückt mit Blumen und farbigen Stoffen. In der Mitte war ein Bild des gekreuzigten Christus angebracht mit dem weithin lesbaren Satz: „Du, unser König, behüte unsere Jugend". Ringsherum wehten Fahnen. Eine Werkkapelle und die Kapelle der Salesianerzöglinge aus Freistadt, die extra zur Feier gekommen war, spielten abwechselnd Märsche und Lieder. Langsam näherten sich auch die Prozessionen von den Ostrauer Kirchen, in denen an drei Abenden vor der Feier immer ein Triduum abgehalten worden war, bei welchen man über den hl. Don Bosco und sein Werk predigte. Diese Feier – so war es gedacht – sollte auch gleichzeitig eine öffentliche Feier der Heiligsprechung Don Boscos sein, der am 1. April 1934 zur Ehre der Altäre erhoben worden war. Nach Schätzungen der Journalisten dürften sich zur Zeit der heiligen Messe, die um 10 Uhr begann, ungefähr 25.000 Menschen auf dem Platz befunden haben.
Knapp vor 10 Uhr kamen die diversen hohen Persönlichkeiten. Sie wurden von kleinen Gruppen empfangen, die ihnen Blumen überreichten und Sprüchlein aufsagten, während die Gäste auf den reservierten Sitzen Platz nahmen. Der Erzbischof von Olmütz, Msgr. Dr. Leopold Prečan, der auch zur Feier gekommen war, segnete den Grundstein ein. Mit ihm waren auch zwei residierende Kanoniker des Olmützer Metropolitankapitels gekommen. Einer hielt die Predigt, während der andere die fei-

erlich gesungene heilige Messe zelebrierte. Anwesend bei dieser Feierlichkeit waren auch die Direktoren der Kohlenbergwerke sowie der Eisenwerke, die Elite der städtischen Gesellschaft, die Exponenten der katholischen Vereine sowie Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Ein ganz außergewöhnlicher Erfolg der diplomatischen Tätigkeit P. Trochtas war es auch, daß er den Primator (Bürgermeister) der Stadt Ostrau zur Teilnahme an der Feier hatte bewegen können, dessen politisches Parteicredo es ihm normalerweise nicht erlaubt hätte, an einer katholischen Veranstaltung teilzunehmen. Am Ende der Feier wurden noch Telegramme an den Heiligen Vater und an den Präsidenten Masareyk gesandt.
Der unvergeßliche Tag wurde nachmittags mit einer feierlichen Akademie im Saal Blanik beendet. Das Salesianerwerk hatte sich damit auf eine offizielle katholische und soziale Ebene begeben.

„Bei uns ist es lustig, da gibt es Spiele und Spaß."

Die Bauarbeiten schritten rasch voran, und am 7. November 1934 übergab die Baufirma Nekvasil und Co. P. Trochta die Schlüssel zum neuen Gebäude. Dieses war provisorisch nur mit den allernotwendigsten Möbeln eingerichtet und konnte 50 Salesianerkleriker, die bisher in Freistadt gewesen waren oder ihr Noviziat in St. Benedikt in der Slowakei beendet hatten, aufnehmen. So erhielten die jungen Salesianer endlich ein eigenes Heim. In Ostrau sollten sie entweder ihr Noviziat beenden oder Philosophie studieren.
Im Gebäude war eine sehr geräumige Kapelle, die ungefähr 600 Personen aufnehmen konnte und ab dem Tag ihrer Einweihung (8. Dezember) auch der Öffentlichkeit zugänglich war. Solange die geplante Kirche zum heiligen Josef noch nicht gebaut war, wurde jeden Sonn- und Feiertag eine heilige Messe nach der anderen gefeiert, und jede war bestens, hauptsächlich von Jugendlichen besucht.

Eigentlicher Grund dafür, daß die Salesianer nach Ostrau gekommen waren und zu arbeiten begannen, war ja die Jugend. Wie einst Don Bosco in Turin, gründeten auch seine Söhne in Ostrau gleich ein „Oratorium". Darunter verstand man die gesamte Erziehung der Jugend, nicht nur die religiöse, wenn dieser auch Vorrang eingeräumt wurde, sondern auch die rekreative und allgemeinbildende.
Dazu gehörten vor allem verschiedenartigste Spiele, die die gesamte Jugend ausüben konnte. Dank der Tüchtigkeit P. Trochtas besaß das Salesianeroratorium in Ostrau gleich von allem Anfang an auch einen Fußballplatz, wo bald auch Treffen mit anderen Mannschaften stattfinden konnten.
Im Gebäude befanden sich auch Klubräume und Spielzimmer für Tischspiele, wenn ungünstiges Wetter herrschte und natürlich auch ein geräumiger Theatersaal, der ja in keinem Salesianergebäude fehlen darf. Man begann sogleich auch Theaterstücke einzustudieren, wobei diese meist Übersetzungen aus dem Italienischen waren. Bald wurde eine Musikkapelle, ein Streichorchester und auch ein Sängerchor gegründet.
Jeden Nachmittag und jeden Abend wimmelte es im Hof und in den ausgedehnten Räumen des Oratoriums von Jugendlichen. Täglich besuchten ungefähr 300 junge Menschen das Oratorium. Einige kamen sogar aus weiter entfernten Vierteln Ostraus. Überall war bewegtes Leben, und die besonders freundliche Atmosphäre umgab sofort den Besucher, der wie verzaubert von diesem Eindruck war. Diese Atmosphäre drückte auch ein hübsches Lied aus, das im Ostrauer Oratorium komponiert worden war: „Schwarz ist Ostrau, voller Ruß und Rauch. Aber bei uns ist es fröhlich, herrschen Witz und Scherz." Man kann mit Worten kaum beschreiben, was für die jungen Söhne Ostraus die Eröffnung dieses Zentrums der Fröhlichkeit bedeutete.
Das Problem der Jugenderziehung ist allerdings in erster Linie ein Problem der Familie. Mit den jungen Burschen kamen öfters auch deren Väter ins Oratorium. Sie fanden in den Klubräumen

entsprechende Aufnahme, wo sie im Gespräch mit den hochwürdigen Herren auch die Möglichkeit hatten, über die Lösung ihrer besonderen Probleme zu sprechen. Mit der Zeit wurden sie so vertraut mit dem Werk des hl. Don Bosco, daß sie es geradezu als ihr eigenes betrachteten. Es entstanden auch Theatergruppen, gebildet von Erwachsenen, Sängerchöre, Kultur- und Sportzirkel usw.

Der größte Erfolg der Tätigkeit der Salesianer aber war, daß das schon traditionelle Mißtrauen gegenüber den Priestern als Repräsentanten einer sozial höheren, verbürokratisierten und schwer zugänglichen Kaste überwunden wurde. Die Ostrauer Jugend, die aus Arbeiter- und Bergbauernkreisen stammte, nach außen hin etwas grobschlächtig wirkte, aber im Inneren ein gutes Herz hatte, schloß die Priester bald ins Herz; diese Priester, die mit ihnen spielten, sie verstanden, in ihrer Sprache von ihren Interessen redeten, sie besserten und zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machten.

Die rekreative und kulturelle Tätigkeit ist bei der Erziehung der Jugend nur ein Mittel, nicht das Ziel. Dies bleibt bei der christlichen Erziehung immer die religiöse Seite, d. h. persönliche und gläubige Beziehungen zu Jesus Christus aufzubauen und gemäß seiner Lehre und seinen Grundsätzen zu leben. Nur so ist es möglich, den ganzen Menschen zu erziehen und mit Erfolg an der Erneuerung der menschlichen Gesellschaft zu arbeiten.

Das Ostrauer Oratorium brachte aber auch bald geistliche Früchte. Das Leben der Familien verbesserte sich qualitativ, und mit Hilfe der Jugend drangen die christlichen Ideale tief in das gesellschaftliche Leben der Arbeiterklasse im schwarzen, aber goldenen Ostrau. Um das Wirken des Salesianerwerkes in Ostrau, das auch in der Zeit des Protektorates nicht zugrunde ging, richtig zu würdigen, genügt es zu vermerken, daß während der 15 Jahre seines Bestandes (1935 – 1950) nicht weniger als 15 Priester- und Ordensberufungen daraus hervorgingen.

„Pater Stephan, morgen fahren wir gemeinsam nach Prag!“

Das Gebäude des Salesianerwerkes in Ostrau war noch nicht fertiggestellt, als Don Trochta bereits mit dem Architekten den Bau der Josephskirche besprach. Das Geld, das seinerzeit der Verein gesammelt hatte, reichte natürlich nicht. Der Voranschlag für den Bau, d. h. sowohl des Gebäudes wie der Kirche, erreichte die Höhe von einigen Millionen. Es war deshalb nötig, Geld aufzutreiben, sei es durch Werbung in den Zeitungen, sei es durch regelmäßiges Übersenden von Informationen in illustrierten Anzeigern, sei es durch Besuch bei einflußreichen und vermögenden Personen. Es ist wichtig, daß die Menschen, die um eine Gabe gebeten werden, wissen, worum es geht, denn wenn die Information fehlt, kann das Interesse für eine Sache nicht geweckt und weiters auch keine Unterstützung erlangt werden.

Zu einflußreichen und hochgestellten Persönlichkeiten ging Dr. Trochta persönlich. Überall stellte er das Salesianerwerk als ein wichtiges soziales Werk dar, das in keiner Weise politisch ausgerichtet war, dessen Tätigkeit aber weit über einen engen, nur konfessionellen Rahmen hinausgeht. In das Salesianeroratorium kamen Buben und Burschen aus allen Gesellschaftsschichten.

Zu den Gottesdiensten in die Kapelle, zu den Predigten oder zum Katechismusunterricht wurde niemand gezwungen. Die Freiheit des Gewissens oder der politischen Überzeugung wurde immer respektiert. So gewann Dr. Trochta auch die Sympathien nichtkatholischer sozialer und politischer Schichten und bekam von ihnen ansehnliche finanzielle Unterstützung. So z. B. spendete die Direktion der Ostrauer Kohlengrube 10.000 Kč, und der Generaldirektor der Witkowitzer Eisenwerke, die schon 100 Tonnen Stahl für den Bau der Kapelle gespendet hatten, ermäßigte den Preis dieses Stahls um 30.000 Kč.

Trotz aller Verhandlungen und trotz aller Beaufsichtigung des Baues fand Don Trochta noch Zeit, sich am Abend den Buben und Burschen zu widmen, die bereits seit mehreren Monaten, ehe noch das Oratorium offiziell eröffnet worden war, zum Bau kamen, um zuzuschauen und mit P. Stephan in Verbindung zu bleiben. Es war für sie immer lustig, wenn sich Herr Dr. Trochta bemühte, den Ostrauer Dialekt zu sprechen. Er spielte mit ihnen Fußball, diskutierte mit ihnen auf „ostrauerisch" und genoß, wenn auch nur für kurze Zeit, das Glück einer sorglosen Jugend. Er war ja in erster Linie ein Sohn des hl. Don Bosco geworden, um für die Jugend zu arbeiten.

Als das Gebäude fertig war und das Oratorium eröffnet, rechneten alle damit, daß P. Stephan, nachdem er dies errichtet und sich auch sonst viele Verdienste erworben hatte, zum Direktor desselben ernannt werde. Aber das geschah nicht. Er wurde geflissentlich übersehen. Direktor in Ostrau wurde P. Ignaz Stuchly, und nach ihm wurde der frühere Obere von Freistadt, P. Josef Leparik, P. Stephans Mitschüler, vier Jahre älter als er, zum Direktor ernannt. Und P. Stephan Trochta arbeitete im stillen bescheiden weiter, in Sorge um die Bezahlung der Schulden, die sich Tag für Tag aufgrund des Baus der Kirche und des Gebäudes anhäuften.

Eine solche Situation läßt ein ausgezeichnetes Studium der Tugend zu, vor allem der Demut, um einem Kandidaten noch wichtigere und schwerere Aufgaben zu übertragen. Es ist schon möglich, daß die Oberen bereits im Herbst 1934, im Hinblick auf ein geplantes ähnliches Bauvorhaben vorausblickend meinten, dieses P. Trochta anvertrauen zu können. Aber sicher ist, daß er davon keine Ahnung hatte. Er kümmerte sich weiter um die ökonomische Seite des Ostrauer Salesianerwerkes und verbrachte die übrige Zeit mit den Buben und deren Eltern im Oratorium.

Am 26. Dezember ist der Feiertag des ersten christlichen Märtyrers, des hl. Stephan. An diesem zweiten Weihnachtsfeiertag

feierte Dr. Trochta seinen Namenstag. Nach der feierlichen Messe, die er selbst zelebrierte, war die Kapelle gesteckt voll wie bei einer Mitternachtsmette. Die Jugendlichen, aber auch die Erwachsenen drückten ihre Dankbarkeit und ihre Liebe zu ihm, der für sie so uneigennützig arbeitete, durch ihre Teilnahme an der heiligen Messe und besonders durch den Empfang der heiligen Kommunion aus. Am Nachmittag fand dann eine Akademie statt und ein brüderliches Beisammensein. Bei diesem hatten die Mütter der Buben reichlich mit Erfrischungen vorgesorgt.
Dazu kamen, wie es so üblich ist, Gratulationen, viele Reden, Gesangsvorträge, es ging zu wie im Lied „In allen Gesichtern leuchtete Freude . . .“ Auch der Direktor des Instituts, P. Ignaz Stuchly, war anwesend, und wie es Brauch war, ergriff auch er, als sich die Feier dem Ende näherte, das Wort, dankte für alles und besonders dafür, daß alle P. Stephan liebgewonnen hatten und in ihm eigentlich den leibhaftigen Don Bosco verehrten, dankte auch jenen, die im Oratorium arbeiteten. Und dann verriet er ein großes Geheimnis: „Wir erhielten die Nachricht, daß wir in Prag eine Kirche und ein dazugehörendes Haus errichten sollen.“ Alle jauchzten und klatschten Beifall. „Und Pater Stephan“, fuhr P. Stuchly fort, „fährt morgen mit mir nach Prag.“ Der Jubel erlosch sofort, und eine Grabesstille herrschte im Raum. „Aber dann kommen wir wieder zurück“, beendete P. Stuchly seine Rede. Erneut jubelten alle, denn sie freuten sich, daß sie P. Stephan nicht verlieren würden. Später sollte sich herausstellen, daß sie ihn doch verlieren würden.
Vom Standpunkt des Biographen ist daran am interessantesten, daß Don Trochta von diesen Vorgängen überhaupt nichts wußte. Daß er in die Hauptstadt reisen sollte, davon hatte P. Stuchly nicht ein einziges Wort verlauten lassen. Für ihn war dieses öffentliche Geschenk zum Namenstag eine Überraschung und eine Vorahnung für die Zukunft.
Bei dem heutigen Ordensnachwuchs würden solche Methoden entschieden Ärgernis erregen. Aber zur Zeit des hl. Don Bosco

und seiner ersten Nachfolger war es aber nicht gefragt, jede Handlung, die auf Grund des Gehorsams befolgt werden sollte, gründlich durchzudiskutieren. In der aufrichtigen Beziehung eines Ordensangehörigen zu seinen Oberen wurde es als der Wille Gottes angesehen, und jeder war sich sicher, daß die richtige Lösung ein Zeichen der Zeit sein werde.

Kardinal Kašpar ruft die Salesianer nach Prag

Es ist uns nicht bekannt, wie der Prager Erzbischof, Kardinal Karl Kašpar, die Salesianer kennenlernte. Vermutlich bekam er Propagandamaterial in die Hände oder bezog seine Informationen aus den Zeitungen, oder es sprach ein Kanonikus, vielleicht Msgr. Kulač oder Msgr. Švec, die bereits damals verdienstvolle Förderer des salesianischen Werkes waren, mit dem Kardinal über sie. Die Salesianer waren damals zu Beginn ihrer Tätigkeit hauptsächlich in Mähren, in der Olmützer Diözese verbreitet. Sowohl die Schüler wie auch die Ordensangehörigen waren alle Mährer.
Es war sicher dem Wirken der göttlichen Vorsehung zuzuschreiben, daß Kardinal Kašpar gegen Ende des Jahres 1934 die Salesianer aufforderte, ähnlich wie in Ostrau so auch in Prag an der Peripherie eine Kirche mit einem Widum zu bauen und sich der Jugend anzunehmen. Der Salesianerprovinzial Dr. Walland beauftragte den Direktor des Ostrauer Instituts, P. Ignaz Stuchly, die Lage zu sondieren und ihm dann zu berichten. Don Stuchly, der erste tschechische Salesianer, ein Mann reich an Erfahrung, besonnen und doch voller Energie, war mit seinen 66 Jahren der eigentliche und wichtigste Obere des Werkes, welches er im Jahre 1925 in Perosa Argentina in Italien geschaffen hatte. Er besaß auch das volle Vertrauen der Oberen in Turin und wurde im Herbst 1935 der erste Provinzial der selbständigen tschechoslowakischen Provinz der Salesianer, genannt Inspek-

tor. Diese neue Provinz, dem hl. Don Bosco geweiht, wurde von der derzeitigen jugoslawischen Provinz getrennt.
Don Stuchly verfolgte mit väterlicher Aufmerksamkeit das Leben jedes Salesianers. Er war ja auch 25 Jahre älter als die übrigen Mitglieder. Stephan Trochta, der im Jahre 1935 30 Jahre alt wurde, fand in ihm seinen geistlichen Vater. „Väterchen" Stuchly, wie er von allen genannt wurde, die seine Güte kannten, wiederum sah in P. Trochta seinen Nachfolger. Er kannte seine Fähigkeiten, seine Neigungen, er kannte seine Verdienste und seine Tugenden. Stuchly bezeichnete ihn als den Gründer des Salesianerwerkes in Prag und Böhmen.
Schweren Herzens verabschiedete sich P. Stephan Trochta nun vom geliebten Ostrau. Oft noch in den kommenden Jahren wird er sich an die aufrichtigen und freundlichen Ostrauer Söhne und an das Zentrum erinnern, welches er im Ostrauer Oratorium schaffen konnte.
Don Trochta aber war Priester, der durch die Ordensgelübde des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit sein Leben Gott geweiht hatte, überall für das Wohl der Jugend dort zu arbeiten, wo er nach dem Ermessen der Oberen gebraucht wurde. In einem priesterlichen Leben sind Freude und Schmerz wie in jedem Menschenleben nicht nur unzertrennliche Verbündete, sondern sie erhalten erst durch ihre Aufopferung die Erfüllung. Der Priester fragt sich ständig, ob Freude und Opfer wirklich ein Mittel für die apostolische Arbeit zum Heile der Menschen sind. So reiste Don Trochta im Dezember 1934 mit P. Stuchly, zwiespältig in Gedanken über das Kommende und zugleich voll Freude und Hoffnung für die Zukunft, nach Prag.

Die ersten Schritte

In Prag hatte Don Stuchly Verwandte. Seine Nichte war Oberin der Dominikanerschwestern in einem Kloster, das sich in der Nähe der Kirche zum Prager Jesulein mitten in der Stadt befand.

P. Trochta war dagegen zum erstenmal in Prag. Den nächsten Tag schon hatten die beiden eine Audienz bei Kardinal Kašpar, der sie auf der Burg mit viel Freude empfing. Kardinal Kašpar hatte ein liebenswürdiges und angenehmes Auftreten. P. Trochta empfing er zeremoniell, wie es damals Sitte war, aber es war ihm anzusehen, daß er sich über jede Initiative seiner Mitarbeiter im Weinberg des Herrn freute. Er wußte den Wert und die uneigennützige Arbeit für das Heil der Seelen zu schätzen. Gleich beim ersten Treffen machte der junge, intelligente und bescheidene Priester P. Trochta einen positiven Eindruck auf ihn. Und bis zu seinem Tode im Jahre 1941 wird er ihm aufrichtig gewogen sein und ihn in jeder Weise unterstützen. In seine treuen und umsichtigen Hände legte der Erzbischof mehr als einmal eine prekäre Situation.

Daraufhin sandte der Kardinal P. Stuchly und P. Trochta zu P. Krus SJ, dem das „Werk der seligen Agnes" anvertraut war und der über alle Baugründe, auf denen Kirchen an der Prager Peripherie erbaut werden konnten, Aufzeichnungen führte. Das „Werk der seligen Agnes Przemysl" war durch F. Nosek gegründet worden zwecks Sicherstellung einer passenden Seelsorge im ständig wachsenden Prag. Dr. jur. Fr. Nosek, ein überzeugter Katholik, war in den Jahren 1925/26 Innenminister der Tschechoslowakei und von 1926 bis 1929 Postminister. Vorsitzender des „Werkes der seligen Agnes" war zu dieser Zeit der Großmeister der Kreuzherren, Dr. Vlasak.

Der bestgelegene Platz für die Salesianer fand sich in dem Prager Vorort Kobylisi. Der Kardinal wünschte, daß sich die Salesianer in diesem dichtbesiedelten Arbeiterviertel niederließen. Auf

einem Hügel, wohin ein Weg aus dem Prager Vorort Liben führte, lag ein Feld, das dem Grundbesitzer Ženišek gehörte. Das „Werk der seligen Agnes" hatte vor zehn Jahren um ein Viertel des Preises 2000 m² davon für die Erbauung einer Kirche erworben. Allerdings war der Platz zu klein, um dort, wie es der Kardinal wünschte, nicht nur eine Kirche und ein Pfarrhaus, sondern für die Jugend auch ein Haus, ein Theater und vor allem einen Spielplatz zu errichten. Aber es bestand die Möglichkeit, den vorhandenen Grund zu erweitern. Die Lage selbst war günstig.
Die beiden Pilger fuhren mit Hoffnung im Herzen nach Ostrau zurück, auch wenn sie die Schwierigkeiten, die wirtschaftliche Seite des ganzen Projektes betreffend, voraussehen konnten. Und diese belasteten in erster Linie P. Stephan Trochta. Zu den Sorgen um den Bau der Kirche zum hl. Joseph, um den er sich nach wie vor kümmern mußte, kamen somit weitere hinzu. Er mußte sogleich das ganze Projekt sorgfältig planen, um auch in Prag so schnell als möglich das zu bewerkstelligen, was ihm vor einem Jahr in Ostrau gelungen war.

Wie die Mittel für den Bau aufbringen?

Das hunderttürmige Prag gleicht nicht Ostrau mit seinen hundert Schornsteinen. Ebenso verschieden wie das Milieu, sind auch die Bedingungen für eine Seelsorge unterschiedlich. P. Trochta konnte sich bald überzeugen, daß es im nationalistischen Prag nicht leicht sein werde, das Vertrauen der Intellektuellen zu gewinnen. Auch sind die Prager bereit, Engagement zu investieren, sie müssen aber zunächst wissen, ob die Sache sich lohnt, sie müssen davon auch überzeugt sein. Im spontanen, herzlichen und einfacheren Ostrau war die Situation leichter.
Es ist interessant und auch lehrreich, wie sich P. Trochta in jenen schweren Anfängen in Prag zurechtfand. Das Grundstück

war vorhanden, die Mittel aber für den Bau in keiner Weise. Damals hatten nur ungefähr 30 Personen Interesse am Bau einer Kirche in Kobylisi. Dazu gehörten die örtlichen Mitglieder des „Werkes der seligen Agnes", das waren Herr Ženišek und noch drei oder vier Bauern, eine Frau Nejedla, die ein Restaurant in Vlachovec besaß, und einige fromme Familien, die dort wohnten und sich einmal monatlich versammelten. Man trank ein wenig, sprach ein wenig, und jeder gab zehn Kronen für den Bau der Kirche. Auf diese Weise hätte man nicht in hundert Jahren eine Kirche bauen können . . . Es mußte etwas Wirksameres gefunden werden.

Dem Prager Kardinal, aber auch P. Trochta lag viel daran, daß mit dem Bau der Kirche auch mit dem Bau eines Pfarrhauses begonnen werde, da sonst das Salesianerwerk hier scheitern mußte.

Aber wie beginnen? Vorderhand galt es alle jene Personen, die das größte Interesse am Bau der Kirche hatten, dahingehend zu motivieren, als wäre es ihr eigener Besitz. P. Trochta führte nicht nur die allmonatlichen Zusammenkünfte weiter, sondern lud auch noch Leute aus der Umgebung dazu ein. Damit aber die Teilnehmerzahl sich noch mehr vergrößere, lud er Sänger, Schriftsteller und andere wichtige Persönlichkeiten zu diesen Treffen ein und hob so das geistige Niveau. Er selbst hielt Vorträge und versuchte die Teilnehmer von der Arbeit für die Jugend zu überzeugen. So erweckte er in Kobylisi, dieser bis dahin trostlosen Peripherie, Interesse für kulturelle Tätigkeiten im weitesten Sinn und schuf damit die Grundlagen für seine Arbeit.

Gleichzeitig aber war es nötig, eine breitere Prager Öffentlichkeit mit dem Problem Jugend und dem Werk des hl. Don Bosco bekanntzumachen. Von Kobylisi aus wollte Dr. Trochta das Salesianerwerk zu einem Anliegen von ganz Prag machen. Er wohnte deshalb nicht in Kobylisi, sondern in Neustadt, in der Schwarzen Straße bei den Dominikanerinnen, wo er im Kloster

zum Prager Jesulein die heilige Messe feiern konnte. Im Nebengebäude richtete er sich dann eine Kanzlei ein, bestehend aus zwei Räumen und einem Vorzimmer mit Telefon.
Hier begann er im Frühjahr 1935 zu arbeiten, als er ganz nach Prag übersiedelt war. Zu allererst aber organisierte er eine Zusammenfassung aller Salesianermitarbeiter aus Prag und Umgebung. Für die monatlichen Andachten mietete er sich die Ursulinenkirche in der Nationalstraße beim Nationaltheater. Er schloß mit vielen Menschen Bekanntschaft, besuchte einflußreiche Persönlichkeiten, auf die man ihn aufmerksam gemacht hatte, und mit Hilfe Freiwilliger fertigte er Werbematerial an, so z. B. den sogenannten „Ziegel" für das Heim der Jugend in Kobylisi. Der „Ziegel", ein Bund von 1000 graphisch sehr schön gestalteten Blättern – das Blatt zu einer Krone –, jedes einzelne ein Kunstwerk. Er hielt auch Diasvorträge in katholischen Studentenzirkeln, bei den marianischen Kongregationen, bei den Vereinen katholischer Gesellen usw.
Gleichzeitig bemühte er sich, auch kirchliche Kreise zu interessieren und deren Gunst und Unterstützung zu gewinnen. Er informierte sehr oft persönlich Kardinal Kašpar von seiner Arbeit und bat ihn um Rat und Hilfe. Wichtig waren aber auch die häufigeren und mit der Zeit auch freundlichen Kontakte P. Trochtas mit politischen Persönlichkeiten im Prager Rathaus. Außer dem Bürgermeister Dr. Zenkl waren alle seine Freunde, die ihm entgegenkamen, besonders dann, wenn er für den Bau weitere Grundstücke dazukaufte und es notwendig wurde, die Baupläne zu ändern.
Diese vielfältige Tätigkeit, gepaart mit Intelligenz und Takt, ermöglichte es P. Trochta in vergleichsweise kurzer Zeit, in Prag Interesse an Don Bosco und seinem Werk für die Jugend, das er gegründet hatte, zu wecken. Und damit eröffnete er neue Möglichkeiten für den Bau des Gebäudes und der Kirche in Kobylisi.

„Die Groschen der Witwen" waren die wichtigsten

Im Frühjahr 1935 begann man, den Grund für den Bau auszuheben. Das Projekt in Prag wurde wieder der Firma Nekvasil anvertraut, welche bereits in Ostrau das Institutsgebäude und die Kirche zum hl. Josef gebaut hatte. Für P. Trochta bedeutete dies, daß er jetzt für beide Bauten die Geldmittel auftreiben mußte. Es ist zwar richtig, daß in beiden Fällen die Salesianer die Auftraggeber waren, die global für die reibungslose Durchführung dieser erfolgversprechenden Pläne hafteten, aber sämtliche organisatorische und propagandistische Arbeit lag bei P. Trochta.

Wie schon erwähnt, wollte er eine möglichst große Anzahl von Menschen mit dem Werk des hl. Don Bosco vertraut machen. In Prag z. B. war es notwendig, sowohl bei den gebildeten wie bei den oberen Schichten Interesse für das Werk zu wecken. Die einflußreichen und mächtigen Leute dieser Welt, die reichen Fabrikanten und Kaufleute, Politiker und jene, die gerade an der Macht waren, mußten allmählich zur Kenntnis nehmen, daß hier tatsächlich etwas Gutes im wahrsten Sinne getan wurde, daß es sich um ein Werk handelt, das für die Jugend bestimmt und für ihr soziales Verhalten äußerst wichtig ist. Aber für die ganzjährige Arbeit schien es günstig zu sein, wenn auch andere öffentliche Veranstaltungen stattfänden. Deshalb organisierte P. Trochta zu Ostern 1936 auf der Schützeninsel ein Jugendfestival. Der Saal war bei dieser Veranstaltung überfüllt. Sämtliche wichtige Persönlichkeiten waren eingeladen worden. Anwesend waren der Kardinal, ein Vertreter des Nuntius, einige Kanoniker, Vertreter der katholischen Vereine usw. Die Leitung des Festivals war der „Vereinigung der katholischen Jugend" anvertraut worden. Am Beginn begrüßte P. Trochta alle Besucher, dankte den Organisatoren und erläuterte das salesianische Werk für die Jugend. Dann folgten

Gesangseinlagen, das Auftreten von Trachtengruppen, schließlich referierte ein Universitätsprofessor. Auf seinem Platz fand jeder Teilnehmer Informationsmaterial und – einen Erlagschein. Ähnliche Veranstaltungen folgten noch auf der Sophieninsel und bei den Ursulinen.
Das alles geschah im Rahmen des katholischen Prag. Es galt aber auch, die Spitzen der Gesellschaft, die keinen Kontakt mit der Kirche hatten, mit dem Werk des hl. Don Bosco bekannt zu machen. Mit Hilfe von Frau Dr. Birnbaum stellte P. Trochta ein Komitee von 60 Damen der hohen Prager Gesellschaft zusammen. Die Mitglieder dieses Komitees waren meist berühmte Künstlerinnen oder Frauen berühmter Persönlichkeiten, wie z. B. Frau Malypter, die Gattin des tschechoslowakischen Ministerpräsidenten, oder Frau Baxa, die Gattin des Prager Primators (Bürgermeisters) usw. Diese hochgestellten Damen veranstalteten im Smetana-Saal ein Wohltätigkeitskonzert zugunsten der armen und verlassenen Jugend von Prag.
Das Konzert hatte hohes künstlerisches Niveau. Auf dem Programm stand Dvořaks „Oratorium der hl. Ludmilla". Auf der Orgel spielte Wiedmann, dazu sangen Frau Tauber, Frau Ota, Herr Haken und andere. Der Saal war bis zum letzten Platz besetzt, obwohl die Eintrittskarten nicht billig gewesen waren. Das geschmackvolle, künstlerisch ausgestaltete Programm wurde mit einer Einführung versehen, welche das Werk des hl. Don Bosco skizzierte. Vom Standpunkt der Öffentlichkeitsarbeit aus hatte die Veranstaltung großen Erfolg. Diese Prager Gesellschaft, die nicht gerade aus lauter Gläubigen bestand, war aber keineswegs glaubensfeindlich. Sie war für eine erfolgreiche soziale Arbeit, zumindest behinderte sie dieselbe nicht. Der Reinerlös aber war nicht sehr groß. Nicht jeder, der Geld besitzt, hat auch ein gutes Herz.
Die Bauten in Prag und Ostrau schritten inzwischen rasch voran. Aber ebenso rasch mehrten sich auch die Schulden. Es waren deshalb weitere, umfangreichere Sammelaktionen nötig.

P. Trochta veröffentlichte in der katholischen Wochenschrift „Neděle" („Sonntag") ein großes Inserat, das vier Seiten umfaßte und einen Artikel enthielt, worin er den Sinn des Salesianerwerkes erläuterte. Darüber hinaus lag dem Artikel auch ein Erlagschein bei. Der Erfolg dieser Aktion war schon weitaus besser. Die Liebesgaben, in der Regel kleine Beträge, die von Armen eintrafen, waren verbunden mit der Zusage von Gebeten und sonstigen Opfern. Ab März 1936 erbat sich P. Trochta von den Oberen einen Kleriker als Sekretär, und für jede noch so kleine Gabe bedankte er sich schriftlich.
Das Werk des hl. Don Bosco wuchs aus den Schwielen der armen Leute, ja der allerärmsten. Es wuchs aus den Groschen der Witwen.

Die Kirche zum Heiligen Kreuz in Prag am Graben

Ende April 1937 rief der Kardinal von Prag P. Trochta zu sich. „Ich würde Sie", so wandte sich der Kardinal an ihn, „um etwas ersuchen. Wie Sie sicher aus den Zeitungen erfahren haben, wollen unsere Feinde die Kirche zum Heiligen Kreuz am Graben erwerben, um daraus ein Kino zu machen. Möchten Sie die Kirche nicht übernehmen? Ich schenke sie Ihnen." Die Kirche zum Heiligen Kreuz war im Jahre 1935 abgebrannt. Sie gehörte einst zu einem Piaristenkloster, dann den Griechisch-Katholischen, die in ihr ihre heiligen Messen feierten, bis sie dafür einen anderen Ort fanden. Die Kirche, die eigentlich für immer religiösen Handlungen dienen sollte, kam in Gefahr, durch die städtische Verwaltung einem anderen Zweck gewidmet zu werden. Diese Kirche war die einzige im Empirestil in der Prager Stadtmitte, eine stille Oase in einer lauten Stadt, wo sich eine müde Seele durch das Gebet wieder leicht zu Gott erheben konnte.
P. Trochta griff nach kurzer Überlegung sofort zu. Er sollte zwar eine Menge Schulden übernehmen, aber er begriff, daß

Gottes Vorsehung ihm hier einen Ort inmitten der Stadt anbot, von wo aus man sich in dem wieder aufzunehmenden Gottesdienst direkt an das gläubige Volk wenden konnte. Die Kirche zum Heiligen Kreuz wurde von nun an P. Trochtas wirkliche Tribüne. Er setzte sich sogleich mit einer bekannten Firma in Verbindung, um die Kirche instandzusetzen. Alles wurde nun gereinigt, lackiert, vergoldet, übertüncht. Innerhalb von drei Wochen hatte Prag wieder eine Kirche mehr. Am Sonntag, den 16. Mai 1937, las dort der Kardinal die heilige Messe, es war gerade sein Geburtstag.

Aber im Zusammenhang mit dieser Eröffnung der Kirche zum Heiligen Kreuz muß noch eine Kleinigkeit erwähnt werden. Sie beleuchtet etwas die innere und äußere Situation, in der sich P. Trochta befand. Als der Kardinal ihm die Renovierung der Kirche übertrug, empfahl er ihn dem Generaldirektor der erzbischöflichen Güter, Herrn Simek. Dieser sollte dafür die notwendigen finanziellen Mittel bereitstellen. Herr Simek ließ ihn zwar die ausgebrannte Kirche öffnen, aber die Rechnung für die Renovierung mußte P. Trochta selbst bezahlen: 160.000 Kronen! Das war keine Kleinigkeit. Davon erfuhr der Kardinal nie etwas. Weder Herr Simek, Träger des päpstlichen Ordens vom hl. Sylvester, noch P. Trochta sprachen jemals davon.

Die Kirche zum Heiligen Kreuz wurde bald eine der meistbesuchten der Prager Innenstadt. Außer dem sonntäglichen Gottesdienst hielt P. Trochta hier jeden Samstag eine Abendandacht. Auch wurde jeden 24. des Monats der Jungfrau Maria von der Hilfe der Christen gedacht. Und am letzten Tag im Monat fand immer eine Andacht zu Ehren des hl. Don Bosco statt.

Besonders in den folgenden Jahren, als P. Trochta nicht mehr allein war, wurden sorgfältig einstudierte Liturgien für Gläubige und religiös Interessierte abgehalten. Es war erfreulich, daß in der Kirche zum Heiligen Kreuz immer jemand betete, sich Betrachtungen hingab, sich ausruhte.

In dieser Prager Kirche stellte der Arzt Dr. Hynek ein Foto des Turiner Leichentuches aus. Dr. Hynek hatte über dieses Leichentuch eine große Studie verfaßt, worin er vom ärztlichen Standpunkt aus nachwies, daß das Leichentuch echt sei.

Eröffnung des Salesianerwerkes in Prag

Innerhalb zweier Jahre standen in Prag-Kobylisi das Gebäude des Salesianerwerkes und die dazugehörige Kapelle. Tausende von gedruckten Einladungen wurden in ganz Prag versandt, die ankündigten: „Das Salesianerwerk in Prag und der Verein zur Erbauung einer Kirche zur hl. Theresia erlauben sich, Sie höflich zur Einweihung der Kapelle zur hl. Theresia beim Salesianergebäude in Prag VIII-Kobylisi für Sonntag, den 24. Oktober 1937, um 9.30 Uhr vormittags einzuladen.
Programm: 9.30 Uhr: Empfang des Kardinals Kašpar. Gemeinsame Besichtigung der Baustelle. Einweihung der Kapelle zur hl. Theresia. Predigt, gehalten von Msgr. Josef Malek, Kanonikus von Alt-Bunzlau. Heilige Messe, zelebriert von Sr. Eminenz Kardinal Kašpar. Besichtigung von Kapelle und Gebäude.
Nachmittags, 16.30 Uhr: Andacht zur Heiligen Jungfrau Maria Hilfe der Christen in der Kirche zum Heiligen Kreuz in Prag II am Graben. Es predigt P. Method Klement OSB, den Pontifikalsegen erteilt Se. Exzellenz Msgr. Saverio Ritter, Apostolischer Nuntius in Prag."
Die Einweihung der Kapelle zur hl. Theresia sollte den Beginn einer größeren Seelsorgeaktion darstellen. Im Oktober 1937 begann in 33 Prager Kirchen eine große geistliche Erneuerung der ganzen Stadt: eine allgemeine Volksmission jeweils mit Predigt und Gelegenheit zur heiligen Beichte.
Kardinal Kašpar hatte sich kaum von seiner Krankheit erholt. Er wollte aber unbedingt bei der Einweihung des Gebäudes und der Kapelle anwesend sein. Es war offensichtlich, welche Freude ihn

erfaßte, als er am neugebauten Gebäude die Inschrift las: „Salesianisches Jugendheim Dr. theol. Kardinal Karl Kašpar".
Wie es sich der Oberhirte der Prager Diözese gewünscht hatte, sollte das Gebäude der Jugend dienen, sei es der studierenden oder der arbeitenden, aber ebenso auch Waisen und verlassenen Kindern, damit sie Aufnahme finden und vorbereitet werden auf künftige Berufe und so durch eine integrative, christliche Erziehung beschützt werden vor den Gefahren der Großstadt. P. Trochta, der zum Direktor dieses neuen Heimes bestimmt wurde, bemühte sich von Anfang an, den Ruf absoluter Neutralität zu bewahren und daß es allen Jugendlichen zugänglich sei, die der Hilfe bedürfen, ohne Rücksicht auf die politische Einstellung ihrer Eltern.
Damit bewahrte Dr. Trochta dem Salesianerwerk in Prag die Sympathie aller. In Kobylisi, das ein armes Arbeiterviertel war, hatten die Salesianer dadurch keine Feinde. Die große und geschmackvoll renovierte Kapelle zur hl. Theresia diente nicht nur den ortsansässigen Familien, es stellten sich auch Besucher aus der weiteren Umgebung ein. Neben dem Heim, in dem schon seit Oktober 1937, also von allem Anfang an, 80 junge Burschen wohnten, befand sich auch ein Oratorium. Es war sogar besser ausgestattet als jenes in Ostrau: Es hatte auf einer Wiese einen Fußballplatz mit regulären Maßen, einen Eislaufplatz, einen Tennisplatz, einen Spielplatz für kleinere Kinder. Im Oratorium selbst waren Räume für diverse Klubs und Zirkel, ein kleines Theater, ein Puppentheater und nach dem Krieg auch ein großes Podium mit einer Drehbühne und ein Kino, alles beheizbar mit einer Warmluftheizung.
Bald wußte jeder über jeden im Salesianerwerk in Kobylisi Bescheid. Am Fußballplatz, der nicht seinesgleichen in der Nähe hatte, trafen sich auch die Professoren aus den Mittelschulen zu einem Fußballspiel, es kamen dorthin die Ärzte vom Sanatorium Bulovka, auch die Angestellten aus der Druckerei Melantrich und sogar Journalisten. Auf dem Platz war immer Leben. Und

diese Jugend! Die Ernte war wahrhaft groß. Anfangs Dezember fuhr Dr. Trochta nach Ostrau. Am 8. Dezember, dem Feiertag der Unbefleckten Empfängnis Mariens, wurde die neue Kirche zum hl. Josef eingeweiht. Die Kirche war fertiggestellt, aber nur vorübergehend für Gottesdienste geöffnet. Es fehlte ihr nämlich noch die innere Auschmückung. Die liturgische Einweihung führte Ignaz Stuchly durch, seit 1935 neuer Provinzial der nun selbständigen tschechoslowakischen Salesianerprovinz. Dr. Trochta hatte dabei die feierliche Predigt zu halten. Damit krönte er sein im Jahre 1934 begonnenes Werk.

Neue politische Situation – neue Projekte

Das Jahr 1938 prophezeite von Anfang an nichts Gutes. Hitlers Deutschland rasselte mit den Waffen. Im März besetzte Hitler Österreich und richtete seine begehrlichen Blicke auf das Sudetenland. Die teilweise durchgeführte Mobilisation im Mai schob zwar die Bedrohung der Tschechoslowakei etwas hinaus, hob sie aber nicht gänzlich auf. Der moralische Zusammenbruch der Verbündeten bewirkte die Übergabe der Grenzgebiete der Tschechoslowakei an die Nazis. Die völlige Liquidierung des freien Staates war nur noch eine Frage der Zeit.
Im September 1938 verlor das Salesianerwerk in Prag für kurze Zeit seinen Direktor. Leutnant Stephan Trochta war bei der allgemeinen Mobilisation nach Kaschau in die östliche Slowakei einberufen worden. Mit dem Gewehr mußte er nicht schießen, und zum Verteidigen gab es auch nichts mehr. Nach der Abtretung der Grenzgebiete eilte alles kopflos nach Hause. Um die Plätze im Zug nach Prag wurden regelrechte Kämpfe ausgetragen. Alles fürchtete einen Einfall der Magyaren in die Slowakei. Der Soldat Trochta verlebte die Tage des Unglücks in Uschhorod bei einem entfernten Verwandten. Dieser hieß ebenfalls Trochta, Vorname Josef. Er kam aus Francova Lhota und war

derzeit Professor an einem Realgymnasium in Uschhorod. Dr. Trochta hatte ihn bei einer Lehrerwoche kennengelernt, auf welcher er im Jahr 1933 einen Vortrag über die Erziehungsmethoden des hl. Don Bosco gehalten hatte. Beide verblieben danach weiterhin in freundschaftlicher Verbindung, und nach der Mobilisierung war er seinem Landsmann sehr nützlich.
Und dann kam der unvergeßliche 15. März 1939. Die freie Tschechoslowakei hauchte ihr Leben aus. Böhmen und Mähren wurden von der deutschen Armee besetzt. Staatspräsident Hacha, der im Oktober 1938 das traurige Erbe der Ersten Republik angetreten hatte, tat das einzige, was möglich war: Er rettete sein Leben und das Leben der Republik. Die neue politische Situation zwang natürlich zur Vorsicht und schränkte auch die Tätigkeit des Salesianerwerkes in Prag ein.
Die geplante Erbauung der Kirche zur hl. Theresia wurde verboten, und die Arbeiten am Theater mußten unterbrochen werden. Trotzdem bot sich die Möglichkeit, ein neues Salesianerwerk zu planen. Gegenüber dem Bubentscher Bahnhof lag eine großes Grundstück, auf dem sich früher das städtische Gaswerk befunden hatte. Jetzt standen hier ein Verwaltungsgebäude und mehrere Baracken. Auf diesem Grundstück nun sollte eine Kirche gebaut werden. Die Pfarrgemeinde zum hl. Antonius in Holeschowitz hatte schon im Jahre 1928 40.000 Bewohner und hätte geteilt werden sollen. Wie immer bildete sich auch hier ein Verein, der Geld zum Bau der Kirche sammelte, aber die Durchführung ging aus verschiedenen Gründen nicht voran.
Dr. Trochta wurde gebeten, sich der Sache anzunehmen. In seiner angeborenen Dynamik dachte dieser nicht nur an den Bau der Kirche, sondern auch an die Errichtung eines neuen Sozialwerkes, in erster Linie an die Erbauung eines Lehrlingsheimes. Aber nicht nur dies, seine Pläne reichten weiter. Im Laufe der Zeit sollte dort eine künstlerische Handwerksschule entstehen, wo älteres Handwerk wie das der Holzschnitzerei, Gießerei, Kunstschmiede usw. unterrichtet werden sollte. Es würde sich

um eine Tätigkeit handeln, die vom historisch-kulturellen Standpunkt sehr interessant und auch wichtig sein würde, wenn auch die Effektivität nicht sehr groß, sondern nur für einen kleinen Kreis zugänglich sein würde. Aber die Zeiten waren schwer, und zur Durchführung wären nicht nur die Zustimmung der Prager Administration, sondern auch die der Okkupationsmacht notwendig gewesen. Der Bürgermeister der Stadt Prag, Primator Riha, und der ganze Stadtrat waren schon mit dem Plan Dr. Trochtas einverstanden, aber der Krieg zerstörte dann alle Pläne und deren Verwirklichung.

Direktor des Instituts – geliebter Vater

Fast schien es, als erschöpfe sich alle Tätigkeit P. Stephan Trochtas in äußerlichen gesellschaftlichen Kontakten, in Propagandaarbeit, in Arbeit um den Bau der Gebäude und Kirchen. Inzwischen aber war er im Herbst 1937 zum Direktor des Prager Salesianerwerkes ernannt worden. Der neue Auftrag legte ihm natürlich neue Pflichten auf. Wie immer nahm sie Dr. Trochta im Geiste des Glaubens und im Dienste der Liebe zum Nächsten an. So wurde er ein vorbildlicher Oberer.

Es wäre ungerecht, über so viele schöne Erfolge und unvergeßliche Erinnerungen zu schweigen, die die Mitbrüder, Schüler und Freunde mit ihrem Prager Direktor hatten. Dr. Trochta hatte einen untadeligen Charakter und war eine unumstrittene Autoritätsperson. Er wußte seine cholerischen Anwandlungen zu verbergen und erwarb sich Bewunderung, Achtung und Liebe. Seine nächsten Mitarbeiter verstand er zu höchster Leistung anzuspornen. Das Geheimnis dieses beneidenswerten Erfolges lag darin, daß er seinen Sekretären – und er hatte deren viele – immer volles Vertrauen schenkte. Er hatte eine geradezu delikate Lebenseinstellung. Niemals forderte er etwas mit erhobener Stimme oder mit heftigen Worten. Immer bat er nur. Da er

bis in die Nächte arbeitete, las er meist erst spät die heilige Messe. Um 10 Uhr kam er ins Amt, las die Post durch, diktierte wichtige Briefe und sagte dann: „Das übrige erledige ich selbst." Dann ging er auf Ämter oder auf Besuche in die Stadt. Die Beherrschung seines cholerischen Temperaments war geradezu heroisch. Er lernte dies bei Verhandlungen in den Ämtern. Da er grundsätzlich immer die Soutane trug, verhandelte die Gegenseite mit ihm zäh und hart. Der erste Eindruck bei diesen Antiklerikalen aber änderte sich meist bald, wenn Dr. Trochta ruhig und mit einem Lächeln, aber mit angeborener Würde die Angelegenheit zu erläutern begann. Im gesellschaftlichen Auftreten war er perfekt. Er sprach sachlich und ging auf die Vorurteile Andersdenkender ein. Er wußte, wer sich in Wohltätigkeitsarbeit einläßt oder gar für ein soziales Werk betteln geht, muß damit rechnen, abgewiesen oder mehr oder weniger hinausgeworfen zu werden. Dabei verlor er aber, wenn ihm solches widerfuhr, niemals die Ruhe. Immer beendete er derartige Widerwärtigkeiten mit einem Lächeln oder einem Scherz.
Ein Ausruhen von der Arbeit und eine Freude war für ihn immer der Umgang mit der Jugend. Wenn die jungen Buben oder Burschen von der Schule nach Hause kamen, stand er schon bei der Türe, um sie mit einem Scherz auf den Lippen zu empfangen. Wenn er bei den Knaben erschien, waren sie sofort fröhlicher Dinge. Die Buben hatten ihn sehr gerne und fühlten spontan zu ihm Vertrauen. Das kam vielleicht auch daher, daß er jede Mittagspause mit ihnen auf dem Spielplatz war. Er nahm gern an Spielen teil, bei denen man sich viel bewegen mußte, denn dadurch hatte er Gelegenheit, die Buben besser kennenzulernen und auf sie einzuwirken. Er wünschte auch, daß sie Theater spielten, daß sie sich im Halten von Vorträgen übten, im Auftreten usw. Erwähnt muß auch sein Interesse für das Oratorium werden. Er wollte, daß die Buben, die nicht im Haus wohnten oder es nur am Nachmittag besuchten und am Abend den Spielplatz oder die Klubräume, immer Gelegenheit hatten, dort min-

destens eine Viertelstunde an Gesprächen teilzunehmen oder sich nur Gedanken hinzugeben. Oft besprach er mit ihnen irgendeinen Vorfall, oder er erklärte ihnen Texte aus dem Katechismus. Manchmal brachten die Buben Zeitungen mit, dann besprachen sie aktuelle Themen. „Ich möchte", pflegte er des öfteren zu seinen Mitarbeitern zu sagen, „daß die Buben selbständig denken und handeln lernen." Seine Frömmigkeit war ungezwungen und natürlich. Resolutheit lag ihm fern, ebenso ein bombastisches Gehaben. Aber er hatte geradezu Röntgenaugen bei der Beurteilung der Echtheit und Wahrhaftigkeit seiner Nächsten bezüglich ihres christlichen Ordenlebens. Seine väterlichen Ermahnungen, oftmals scherzhaft formuliert, waren vielfach Ersatz für eine Stunde Predigt und prägten sich tief in die Seele ein. Es waren dies dann immer Worte eines Vaters, die jeder begriff und befolgte.

Mitarbeit an der Vereinigung der Jünglinge

Nach dem Verlust der sudetendeutschen Gebiete kamen in der Zweiten tschechoslowakischen Republik Bestrebungen auf, die ideologischen Irrtümer des antireligiösen Kampfes, der in der Ersten Republik oft stattgefunden hatte, aufzuklären und die Nation einer christlichen Orientierung, basierend auf der St.-Wenzels- und St.-Cyril-Method-Ideologie zurückzuführen. Der Erfolg dieser neuen, nationalkulturellen, aber im Grunde politischen Ausrichtung waren die Bestrebungen, sämtliche Jugendorganisationen wie Sokol, Orel, DTJ, Pfadfinder usw. zu vereinen, und zwar in einem einzigen Verband. Von Oktober 1938 bis März 1939 wurde diesbezüglich einiges, aber zu wenig unternommen. Aber es wurden wenigstens die Grundlagen geschaffen, damit die Nation in ihren besten Gliedern die nächsten sechs Jahre der Unterdrückung überleben konnte.
Dr. Trochta, Direktor des Salesianerwerkes in Prag, war damals bereits eine bekannte Persönlichkeit des Prager katholischen

und sozialen Lebens. Im Dezember 1938 beauftragte ihn Kardinal Kašpar, er möge in seinem Namen auf einer freien Versammlung über die Vereinigung der Pfadfinderjünglinge sprechen. Die Versammlung fand Anfang Jänner im großen Saal der städtischen Bücherei in der Altstadt statt.

Dr. Trochta sprach über die St.-Wenzels-Idee als einer religiösen und gleichzeitig nationalen Tradition. Seine Rede hatte einen unerwarteten Erfolg und trug ihm allgemeine Zustimmung und Anerkennung ein. Er verstand es meisterhaft – heute würde man sagen geradezu ökumenisch –, die religiösen und parteipolitischen Unterschiede bei seinen Zuhörern beiseitezuschieben und sie aufzufordern, in Zeiten der nationalen Unsicherheit die Aufmerksamkeit auf das Notwendigste zu richten: „ . . . nicht die Hoffnung auf bessere Zeiten in der nahen Zukunft verlieren . . . Glauben wir nicht, daß die geschichtliche Sendung unserer Nation schon gänzlich beendet ist."

Er betonte in überzeugenden Worten, daß die einzige solide Basis der Hoffnung, überleben zu können, die Rückkehr zur christlichen Tradition sei, und das wäre die Sankt-Wenzel-Tradition, eine religiöse, nationale und zugleich politische Tradition. „ . . . der hl. Wenzel ist von seinem Erbe nicht zurückgetreten, und mit niemandem hat er eine Vereinbarung getroffen . . . mit München hat er nichts zu tun, und keine der Grenzänderungen hat er herbeigeführt, wie er auch nicht einen einzigen Grenzstein versetzt hat."

Dieser inhaltlich wichtige und formell interessante Vortrag vom Jänner 1939 wurde nach dem Krieg abgedruckt und herausgegeben. Der Text, der aufbewahrt wurde, fiel leider der deutschen Gestapo in die Hände und brachte Dr. Trochta nicht wenige Schwierigkeiten ein.

Zusammenarbeit mit der gesamtnationalen Jugendbewegung

Die verantwortlichen Leiter der gesamtnationalen Jugendbewegung sahen in Dr. Trochta nicht nur einen praktischen Kenner, sondern auch einen theoretischen Fachmann für Jugendprobleme. Er wurde deshalb zu einer engeren Zusammenarbeit aufgefordert. Es war dies gleichzeitig ein Zeichen der Anerkennung und des Vertrauens.

Am 15. Mai 1939, bereits in der Zeit des Protektorats, erhielt er per Boten folgenden Brief: „Sehr geehrter Herr Doktor! Die Jugendkommission der Nationalen Gemeinschaft beginnt eine großzügige Organisation der Jugend. Wir kennen Ihre Fähigkeiten und Ihre wertvollen Erfahrungen in den Fragen der Jugend, und deshalb fordern wir Sie auf, sich an den Arbeiten der Subkommission der Jugend der Nationalen Gemeinschaft zu beteiligen, der die Aufgabe übertragen wurde, die ideologischen Grundlagen und den Arbeitsplan, den Organisationsentwurf jeder einzelnen Bewegung unserer nationalen Jugend auf dem Gebiet des Protektorates auszuarbeiten. Die erste Zusammenkunft dieser Kommission findet am Mittwoch, den 10. Mai, um 3 Uhr nachmittags im Gebäude des Abgeordnetenhauses statt.

Der Raum, in dem die Versammlung stattfindet, wird beim Portier des Haupteinganges durch angebrachte Tafeln angezeigt. Wir erwarten, daß Sie unbedingt an dieser Versammlung teilnehmen und freuen uns auf Ihre Mitarbeit."

Dr. Trochta hatte sich immer von politischen Tätigkeiten ferngehalten. Nach kurzem Zögern beschloß er dennoch, an der Versammlung teilzunehmen. Es schien ihm, daß es hier nicht mehr um Politik, sondern einfach um den Schutz der Nation, der Moral, des Christentums und der menschlichen Rechte überhaupt ging. Wie befürchtet, kam es bei der Sitzung zu keiner wirklichen Einigung und Klarheit, was die ideologischen

Grundlagen betraf. Zum Schluß wurde Dr. Trochta aufgefordert, er möge die ideelle Grundlage, die für die gesamte nationale Jugend Gültigkeit haben sollte, ausarbeiten. Er sagte zu, und bei der Sitzung der Plenarkommission Ende Mai wurde sein Vorschlag einstimmig angenommen.
Am 14. Juni 1939 erhielt Dr. Trochta neuerlich einen Brief vom Ausschuß der Nationalen Gemeinschaft. Die Jugendkommission lud ihn für den gleichen Tag um 6 Uhr abends zu einer Arbeitssitzung in das Abgeordnetenhaus ein. Er wurde gebeten, einen Vortrag über das Thema „Die Moral im Leben der Nation" zu halten, der in erster Linie für Leiter der Schulungs- und Erziehungskurse in der Nationalen Gemeinschaft gedacht war. Dieser Vortrag, welcher ein grundlegendes Abbild der vorjährigen Skizze darstellte, wurde am 22. Juni 1939 in den Räumen der YMCA in Prag II Am Pořič 12 gehalten. Wie schon zwei vorher gehaltene Vorträge wurde auch dieser nach dem Krieg im Jahre 1947 veröffentlicht.
Während der Gestapo der Vortrag vom Jänner in die Hände fiel, bekam die Geheimpolizei diesen Vortrag und auch den vorhergegangenen niemals zu Gesicht. In beiden Fällen handelte es sich um sehr ernste und kompromittierende Formulierungen. Die Versammelten, an die sich Dr. Trochta wandte, waren zweifellos eine gute Auswahl der zukünftigen Führer der katholischen tschechischen Jugend. Kurz danach wurden durch die Okkupationsmacht sowohl der Verein der Jugend als auch die Nationale Gemeinschaft aufgelöst.
Die Gedanken und Richtlinien, die Dr. Trochta der unerschrokkenen tschechischen Jugend in solch schweren Zeiten anvertraute, bildeten Vertrauen in den Seelen der Anwesenden und machte sie zu einem inneren Widerstand gegen die Gewalt bereit.

IV.
Verhört und illegaler Tätigkeit verdächtigt

Bereits im Jahre 1939 begann die deutsche Geheimpolizei, die Tätigkeit Dr. Trochtas aufmerksam zu verfolgen. Gründe waren anfangs seine Bekanntheit in Prager Kreisen des kirchlichen und sozialen Lebens, seine hervorragende gesellschaftliche Stellung und seine starke Persönlichkeit. An einer direkten politischen Tätigkeit hat sich Dr. Trochta allerdings nie beteiligt. Auch wurden alle Anordnungen der Besatzungsämter im Salesianergebäude in Prag-Kobylisi befolgt.

Die Polizei konnte sich davon jederzeit überzeugen. So z. B., als am 28. September 1939, am Feiertag des hl. Wenzel, des Patrons der tschechischen Nation, die Geheimpolizei unerwartet im Salesianergebäude erschien. Sie wollte sich überzeugen, ob an diesem Tag nicht irgendein Gottesdienst oder eine Feier, die verboten war, abgehalten wurde. Die Aufmerksamkeit der Gestapo verstärkte sich aber, als im Jahre 1940, nach dem Zusammenbruch Frankreichs, die tschechoslowakische Exilregierung von Paris nach London flüchtete. Durch einen merkwürdigen Zufall fiel der Gestapo zu dieser Zeit ein Verzeichnis bedeutender tschechischer Persönlichkeiten des politischen, kulturellen und kirchlichen Lebens in Prag in die Hände, deren politische Verläßlichkeit als hundertprozentig bei allen Gelegenheiten beurteilt wurde.

Auf dieser Liste, die – nach mündlichen Angaben – ein Dr. H. R. in Evidenz führte, war auch der Name Trochta als der eines guten Patrioten, auf den absoluter Verlaß wäre, angeführt. An diese „Ehre" erinnerte sich Dr. Trochta erst nach dem Krieg, und dies noch dazu ganz zufällig. Damals wußte davon nur die Prager Gestapo.

Das genügte allerdings, um Dr. Trochta zum Verhör vorzuladen. Das geschah dann allerdings in den Jahren 1940 bis 1942 nicht selten. Allerlei wurde ihm vorgehalten, aber eine illegale Tätigkeit oder eine Zusammenarbeit mit der Untergrundbewegung oder mit der tschechoslowakischen Exilregierung in London konnte ihm nicht nachgewiesen werden. Alles endete mit einer Ermahnung und schließlich mit einer Freilassung.
Es ist selbstverständlich, daß Dr. Trochta als katholischer Priester das NS-Regime verurteilte. Das Rundschreiben von Papst Pius XI. „Mit brennender Sorge" aus dem Jahre 1937 ließ niemanden im Zweifel über die innere Boshaftigkeit dieser unmenschlichen Bewegung. In seinen Reden, öffentlichen Ansprachen und Predigten aber war Dr. Trochta sehr vorsichtig. Er verstand es, die Menschen zur Standhaftigkeit im christlichen Geiste anzueifern und sie vor direkten Angriffen zu behüten.
Seine Vorsicht aber war gepaart mit Mut und Opferbereitschaft. Durch seine ehemaligen Freunde wurde Dr. Trochta gewarnt, sich im Nachrichtendienst zu betätigen. Schien es doch manchmal, als sickerten verschiedene Nachrichten, auch über das religiöse Leben im Protektorat ins Ausland. Kardinal Kašpar, dem sich Dr. Trochta diesbezüglich anvertraute, sagte zu ihm: „Ich habe nichts gegen eine solche Tätigkeit, aber sie muß Ihre private Angelegenheit bleiben." Die technische Durchführung solcher „Initiativen" blieb sein Geheimnis, das weder seine eigenen Mitbrüder noch die engsten Mitarbeiter und auch nicht die Okkupationsbehörden durchschauten. Auch nach seiner endgültigen Verhaftung im Juni 1942 erfuhr niemand von dieser seiner Nachrichtentätigkeit.

„Gott, hilf mir!"

Don Trochta war bemerkenswert sensibel. Er hatte eine Art sechsten Sinn, der ihn nahende Gefahren ahnen ließ. Am Samstag, den 23. Mai 1942, war er – der Direktor – bei den gemeinsamen Betrachtungen in der Kapelle, als er durch ein inneres Gefühl gewarnt wurde. Seine Sinne ahnten die kommenden Vorfälle, und in seinem Inneren spürte er bereits eine gewisse Beklemmung.

Don Trochta hatte es immer verstanden, seine Gefühle zu verbergen. Aber an jenem Samstagmorgen ließ seine Unruhe die anderen Mitbrüder aufmerksam werden. Klar waren seine Worte zu vernehmen, wenn er sie auch nur halblaut vortrug: „Gott beschütze dieses starke Haus. Und wenn irgendein Opfer dazu notwendig wäre, nehmt mein Leben!" Auf die Fragen seiner Mitbrüder beim Frühstück antwortete er nicht. Er dachte nach und schwieg.

Am nächsten Tag, Sonntag, der 24. Mai, war das Fest der hl. Jungfrau Maria von der Hilfe der Christen. Für den hl. Don Bosco war dies immer eine Gelegenheit gewesen, eine große Feier zu veranstalten. Die Liebe zur himmlischen Königin, die Don Bosco verehrte, verbreitete sich auch unter seinen Buben, unter den Salesianern und unter dem gläubigen Volk. Der hl. Jungfrau Maria von der Hilfe der Christen schrieb Don Bosco die fast wunderbare Verbreitung und den Stellenwert seines Werkes für die Erziehung der Kinder in der Welt zu. Wie in der ganzen salesianischen Welt, so wurde auch in den böhmischen Ländern immer der 24. Mai festlich gefeiert. Im Prager Institut wurde während des Krieges allerdings nur eine stille Feier veranstaltet. Am Morgen fand in der Kapelle zur hl. Theresia ein Gottesdienst statt, und viele Jugendliche, aber auch Erwachsene gingen zur Beichte und zur heiligen Kommunion. Am Nachmittag wurde ein großer Umzug mit der Statue der Jungfrau Maria veranstaltet, der allerdings nur im Hof des Instituts stattfand.

Die Gebete und Gesänge waren sehr inbrünstig, und der Besuch der Gläubigen war außerordentlich groß. Die feierliche Predigt und den Pontifikalsegen hielt der Kapitelvikar Msgr. Opatrny, der nach dem Tode von Kardinal Kašpar (gestorben am 21. April 1941) in diesen schweren Zeiten die Prager Erzdiözese verwaltete.

Die merkwürdige Vorahnung P. Stephan Trochtas wurde bald Wirklichkeit. Am Mittwoch, den 27. Mai, zwischen 10 und 11 Uhr, wurde in Prag in der Nähe des Salesianerinstituts ein Attentat auf das Auto des stellvertretenden Reichsprotektors von Böhmen und Mähren, den General der SS, R. Heydrich, verübt, welches die tschechoslowakische Exilregierung organisiert hatte. Diese schicksalhafte Tat sollte die Weltöffentlichkeit auf den Widerstandskampf der tschechischen Länder gegen die Großmacht der Okkupanten aufmerksam machen. In der Folge bewirkte dies ein Dahinmorden der besten Gruppen der Bevölkerung, besonders der Intellektuellen und ihrer führenden Schichten durch die Okkupantenmacht.

Die Vergeltungsmaßnahmen des Deutschen Reiches waren schnell, schlagkräftig und konsequent. Das Standrecht wurde verhängt, überall wurden Hausdurchsuchungen vorgenommen, Verdächtige verhaftet, Angezeigte oder überhaupt völlig Unschuldige einem Gerichtsverfahren zugeführt. In Lastautos wurden die Unglücklichen in die Konzentrationslager und zur Erschießungsstätte nach Bohnice gebracht.

Das tschechische Volk wurde vom blanken Grauen erfaßt. Der Preis des Attentats, welches die Mehrheit des Volkes nicht gewollt hatte, war hoch und die politischen Folgen unübersehbar.

Verhaftet

Da das Attentat auf Heydrich in der Nähe des Prager Salesianerwerkes erfolgte, wurden alle in dessen Umkreis befindlichen Häuser und alle dort wohnenden Personen einer Untersuchung unterzogen. Auffallend war nur, daß in das Haus der Salesianer durch ganze vier Tage niemand kam. Nur auf dem Gehsteig vor dem Eingang patrouillierten unbekannte Leute. Erst am Montag, dem 1. Juli, um ungefähr 7 Uhr früh, kam die Polizei ins Haus. Die Buben waren gerade zum Morgengebet in der Kapelle. Das Gebäude wurde hermetisch abgeriegelt, auf den Stiegen und Gängen standen Uniformierte. Vier dieser Männer gingen zum Direktor. Dr. Trochta war gerade im Begriff aufzustehen. Er hatte bis spät in die Nacht gearbeitet und war deshalb müde. Er mußte natürlich sofort öffnen. Der Leiter der kirchlichen Abteilung der Prager Gestapo, Oberhauser, trat mit einem Begleiter bei ihm ein, während die anderen auf der Stiege und im Vorzimmer verblieben. Sie begannen sofort mit einer Durchsuchung des Zimmers.

Während sich Dr. Trochta wusch und ankleidete, drehten sie alles um: die Wäsche, die Kleider, die Bücher, durchsuchten die Kästen, alle Fächer und Verschläge, alle Schubladen, alle Taschen der Hosen usw. Dr. Trochtas Aufmerksamkeit entging nicht, daß sie sich besonders am Nachtkästchen zu schaffen machten. Dann begannen sie ihn zu verhören. „Was ist das?" fragten sie. „Notizen zu Predigten", war die Antwort. Er hatte eine Reihe von Blättern aufbewahrt, um sich darauf Notizen für Predigten und Reden zu machen. Es handelte sich immer nur um einige Worte, die er sich gerade notiert hatte, weil sie ihm vor dem Schlafen eingefallen waren und er sie nicht vergessen wollte. „Und was ist das?" fragte Oberhauser und zog einen Flugzettel hervor, auf dem stand „Im Kampf!". Es handelte sich um Nachrichten der Untergrundbewegung für den Kampf gegen die deutsche Okkupationsmacht. Ihm waren solche Schriften nicht

unbekannt, niemals aber hätte er den Fehler begangen, solche Sachen bei sich aufzubewahren. Dessen war er ganz sicher. „Das weiß ich wirklich nicht", antwortete er. „Das ist nicht wahr!" kam die Antwort. „Sie sind an dem illegalen Kampf beteiligt. Das wissen wir. Und hier ist der Beweis. Was ist hier aufgeschrieben?" Oberhauser zeigte auf irgendeinen Artikel, der von Hitler überschrieben war. „Das weiß ich wirklich nicht", antwortete Dr. Trochta ruhig. „Ich wäre doch nicht so töricht, in meinem Nachtkästchen belastendes Material zu verbergen." „Wollen Sie vielleicht sagen, daß wir das hineingegeben haben?" „Das habe ich nicht gesagt, ich bin nur sicher, daß das vorher bei mir nicht war."
Von der Wohnung führte man Dr. Trochta in irgendein Amt. Und dort war alles gründlich zusammengetragen: Buch für Buch, Zeitschrifen, Aufzeichnungen, Rechnungen für den Bau, ein Verzeichnis aller Personen, die sich im Gebäude aufhielten. Die Untersuchung dauerte bis Mittag. Außer dem genannten „Flugblatt" fand sich nichts Belastendes. Mit Dr. Trochta zusammen wurden auch dessen Sekretär und der ökonomische Verwalter des Gebäudes verhört. Auch bei diesen fand man nicht, worauf man gehofft hatte. Gegen Mittag wurde Dr. Trochta mit einem der vier Autos der Gestapo zu einem weiteren Verhör in die berühmte Zentrale von Prag, in die „Peckarna" gebracht. In der Ersten Republik hatte sich dort das in jüdischem Besitz befindliche Bankhaus Petschek & Co. befunden. In der Zeit des Protektorats war es Sitz der Prager Gestapo. Seit der Befreiung befindet sich dort das Ministerium für Außenhandel. In diesem Gebäude verhörten die Gestapoleute Dr. Trochta bis halb 11 Uhr nachts. Dann fuhr man ihn und die anderen Verhafteten mit dem Lastauto in das Gefängnis nach Pankraz, wo sie die Nacht verbrachten.

In Pankraz mit seinen Freunden

Nicht weit von dem Kirchlein, das dem Märtyrer Pankraz geweiht ist, befindet sich das Prager Zentralgefängnis. Die neuen Gäste mußten sich zunächst mit dem Gesicht zur Wand aufstellen. Von jedem, der vorbeiging, erhielten die Häftlinge eine Ohrfeige oder einen Fußtritt als Willkommensgruß. Nach der Registrierung wurden sie in die Zellen aufgeteilt. Einen Augenblick lang blieb Dr. Trochta in der Halle des Gefängnisses neben der Treppe stehen. Oben auf der Empore stand ein SS-Mann, der die Gefangenen bewachte. Plötzlich winkte ihm dieser, er möge zu ihm kommen. Und dann führte er ihn in eine Zelle, in der sich bereits ein Häftling befand, der voller Läuse war.

Nach einer Weile öffnete sich wieder die Türe, und der selbe SS-Mann hieß Dr. Trochta sich auf den Gang stellen und sagte auf tschechisch: „Warten Sie hier, ich bringe Sie in eine bessere Zelle. Kennen Sie vielleicht Msgr. Stanovsky?" „Natürlich kenne ich ihn", antwortete Dr. Trochta. In dieser neuen Zelle mußte dann Dr. Trochta die Zeit der Verhöre verbringen.

Die Morgenstunden in Pankraz waren immer schrecklich. Die schwächeren und kranken Gefangenen, die hereingeführt wurden, waren oft dem Zusammenbruch nahe. Sie waren die ersten, die bei den täglichen Verhören vorgenommen wurden. Dr. Trochta bemerkte, daß mit ihm viele Priester und Mitglieder der Prager Intellektuellen verhaftet worden waren. Mit einem Lächeln begrüßte er die Kanoniker Švec, Dohalsky, Stanovsky (der frühere Erzieher der Kinder des Thronfolgers Franz Ferdinand), den Rektor des Prager Seminars, Msgr. Beran, den Dekan von Prag-Nusle, Msgr. Tylinka, den Dekan von Pelhřimov, Msgr. Vaněk und viele andere, teils Welt-, teils Ordenspriester, die er alle kannte.

Nach diesem denkwürdigen Tag im Juni wurde Dr. Trochta noch fünfmal im Petschek-Palast verhört. Die schlimmsten Augenblicke waren die Minuten des Wartens in der unteren

Halle, ehe man zum Verhör geführt wurde. Dort kam es zu mancherlei unliebsamen Szenen. Auf die Gefangenen, die sich noch selbstbewußt benahmen, warteten die verschiedensten Foltermethoden. Sie wurden zunächst gründlich „bearbeitet", damit sie ein anständiges, demütiges Benehmen lernten. Wenn dies nicht genügte, wurde das ganze noch einmal wiederholt, bis sie halb tot waren. Bescheidenheit und Unauffälligkeit bewährten sich als sehr nützliche Tugenden.

Die Verhöre mit Dr. Trochta wurden zunächst sehr scharf geführt, dann wurde die Taktik milder. Der Inhalt der Verhöre war eine angebliche Feindschaft Trochtas gegen das Dritte Reich. Zusätzlich zu dem ihm zugesteckten Flugblatt „Im Kampf!" wurde eigentlich nichts Wichtiges gefunden. Außer der Predigt von der Sankt-Wenzels-Idee im Jänner 1939, die er bei der Segnung des Grundsteines des Salesianerwerkes in Pardubitz gehalten hatte und dem Gratisaufenthalt, den er jüdischen Waisen in der Prager Niederlassung bot, konnte ihm nichts Besonderes vorgeworfen werden.

Die Gestapo vermutete, und dies zurecht, daß sich die priesterliche und vaterländische Tätigkeit nicht mit solchen Lappalien erschöpft hatte. Aber man konnte ihm nichts nachweisen. Sie waren aber von etwas weit Wichtigerem überzeugt: Die überdurchschnittliche Intelligenz und das bedächtige Handeln und Verhalten von Dr. Trochta betrachteten sie bereits als an sich gefährlich für die Ziele und Interessen der Okkupationsmacht.

Es ist durchaus möglich, daß es ohne das Attentat auf Heydrich gar nicht zur Verhaftung so vieler Priester und Mitglieder der Oberschichte gekommen und daß Dr. Trochta nie verurteilt worden wäre.

Nach Theresienstadt

Gegen Ende Juli gelangte ein Paket mit persönlichen Sachen von Dr. Trochta ins Prager Institut. Die Quittung der Post trug das Datum 20. Juli 1942. Eine andere Nachricht befand sich nicht dabei. Bedeutete dies, daß man aus dem Pankrazer Gefängnis das sandte, was sich von ihm noch dort befand und das er niemals wieder benötigen würde? Wohin wurde er abgeschoben? Ist er überhaupt noch am Leben? Zwar kam keine Nachricht über seinen Tod, aber das war noch lange kein Beweis. So viele Menschen verschwanden damals, ohne Spuren zu hinterlassen.

Die Mitbrüder, die Mitarbeiter, die Verwandten und Freunde Dr. Trochtas erfuhren lange Zeit überhaupt nichts von ihm.

Nachfragen bei den Ämtern, in Pankraz, im Palais Petschek blieb erfolglos. Selbst von jenen, die einflußreiche Beziehungen zu denen hatten, die etwas wissen konnten, ließ sich nicht das geringste über Dr. Trochta erfahren. Der neue Direktor des Prager Salesianerinstituts erbat bei Oberhauser persönlich eine Unterredung. Dieser gab ihm zwar mit einigen Schimpfworten den Schlüssel der Direktion und der Wohnung zurück, aber über das Schicksal Dr. Trochtas verlautete er kein Wort.

Inzwischen war dieser zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Aus dem verhafteten Priester P. Dr. Stephan Trochta, Direktor des Salesianerinstituts in Prag, war der Gefangene Trochta mit irgendeiner Nummer geworden. Er war zu Schwerarbeit verurteilt worden. In den Akten, die ihn begleiteten, wurde zu seinem Namen vermerkt: „R. U." = „Rückkehr unerwünscht". Gleich anderen Priestern war auch Dr. Trochta im Juli 1942 nicht als ein Feind des deutschen Volkes verurteilt worden, sondern als ein ideologischer Gegner des NS-Regimes und dessen Irrlehre, die durch die katholische Kirche verurteilt worden war und ebenso durch das Naturgesetz, das sich im Gewissen aller ehrlichen Leute findet.

Das Gefängnis, in dem Trochta sich befand, war vorübergehend im Arbeitslager in Theresienstadt, eine Festung, erbaut zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josefs II. zum Schutze des nördlichen Böhmen gegen die Einfälle des preußischen Militärs durch das Elbetal. Die Festung Theresienstadt, heute eine Stadt gleichen Namens, befindet sich auf dem linken Ufer des Flusses Eger. Während des Krieges diente sie als Konzentrationslager, jetzt befindet sich dort eine Gedenkstätte.
Als das Lastauto in Theresienstadt hielt, mußten sich die neu angekommenen Hälftlinge zunächst in der Kanzlei der Kleinen Festung zur Aufnahme versammeln. Zur Begrüßung erhielt jeder ein paar Ohrfeigen. Alle bekamen alte Militärgewänder.
Das Gefängnis trug die Nummer 12 (jetzt 13). Der Eintritt erfolgte durch ein Vorzimmer, und mit dieser Zelle waren drei weitere verbunden. Die Zelle war total überfüllt. Trochta erhielt einen Platz in der obersten Reihe der Gestelle. Dort lagen aber bereits sieben Gefangene, nackt, mit dem Rücken nach oben. Sie schimpften und fluchten fürchterlich. Ihre Rücken und ihre Hinterteile waren zerschunden. Sie waren verprügelt worden, weil sie versucht hatten, etwas zu „organisieren". Fliegen und Läuse mästeten sich auf ihnen. Es war dies kein sehr lustiger Anblick.
In den Zellen befanden sich Holzpritschen und auf diesen zerkleinertes Stroh. Ein Leintuch oder einen Kopfpolster gab es nicht. Jeder hatte eine Decke, einen Napf, einen Löffel und einen Deckel, mit dem der Napf verschlossen werden konnte. Die Zelle war überfüllt, es befanden sich ungefähr hundert Gefangene darin. Liegen konnte man nur eng nebeneinander.
Am Morgen konnten die Häftlinge ihre Füße nur im Klosett waschen, welches sich in einer Ecke der Zelle befand. Die Luft war stickig und übelriechend. Gelüftet durfte nur am Tag werden, in der Nacht mußten alle Fenster geschlossen bleiben. Flöhe gab es so viele, daß man wegen der Bisse, selbst nach dem anstrengendsten Tag, vor morgens nicht einschlafen konnte.

Zusammen an einem Karren

In Theresienstadt wurde um 5 Uhr früh aufgestanden. Zum Frühstück erhielten die Gefangenen einen sogenannten „Kaffee", ein ungesüßter Aufguß von schwarz-aschgrauer Farbe – vielleicht mit etwas Zichorie dabei. Dazu gab es ein Stück Brot. Dieses wurde aber schon abends ausgegeben. Wenn den Gefangenen nicht der Hunger überkam und er sich das Brot bis zum nächsten Morgen aufheben wollte, mußte er sehr aufpassen, daß ihm dieses nicht gestohlen wurde.
Von 6 Uhr früh bis 7 Uhr abends wurde gearbeitet. Entweder im Lager selbst oder draußen bei der Bahn oder in einer Fabrik. Diejenigen, die nicht im Lager selbst arbeiteten, erhielten nach ihrer Rückkehr gleichzeitig ihr Abendessen: „ein Gulasch" oder irgendeine Sauce, in der einige Stückchen Fleisch schwammen.
Der Häftling Trochta wurde zunächst einem Bautrupp zugeteilt. Im Lager wurde damals ein Becken für eine Badeanstalt der SS gebaut. Es wurde Sand herbeigeführt und ebenso Schotter zum Betonieren der Wände. Wo das Bassin hinkommen sollte, befand sich damals aber noch ein Betonweg. Dieser mußte mit Krampen zerschlagen und das zerschlagene Material mit Schubkarren hinaus vor das rückwärtige Tor gekarrt werden.
Eines Tages wurde von der Lagerleitung der Befehl gegeben, alle anwesenden Juden auszurotten. Sie wurden zu den Schubkarren getrieben und sollten den ganzen Tag in beschleunigtem Tempo das schwere Material von dem Betonweg wegschaffen. Allen war klar, daß dies bis zum Abend niemand durchhalten würde. Und so war es auch. Plötzlich tauchten viele SS-Männer auf, um die Armen mit Knüppeln und Ochsenziemern anzutreiben.
In der Nähe stand ein großer, zweirädriger Karren, der mit viel Material hätte beladen werden sollen. Zu diesem Karren wurde Trochta getrieben, vielleicht aufgrund seiner athletischen Figur. Es war aber noch eine Hilfskraft nötig, um den Karren fortzubewegen. Der Kommandant des Bautrupps schrie deshalb: „Wo ist

dieser Prager Bischof? Bringt ihn mir her!" Somit wurde Msgr. Beran dem Karren zugeteilt. Seine abgemagerte Gestalt wurde mit Trochta vor den Karren gespannt. Und so beluden und zogen Trochta und Beran gemeinsam den schweren Karren in jene Richtung, in die die entkräfteten Juden ihre Karren stießen. Dieser Weg war schon übersät mit verwundeten und sterbenden Juden, denen man ausweichen mußte. Dazu bekamen die so Geschundenen mehr als eine Wunde durch die längs des Weges stehenden und sich amüsierenden SS-Männer, die sie mit Knüppeln schlugen.

Am Abend gab es keine lebenden Juden mehr im Lager. Die letzten, die noch atmeten, wurden vor dem Antreten im Lager erschlagen. Aber die zwei vor dem Karren, und nur sie, kehrten lebend ins Lager zurück. Sie waren total erschöpft, aber sie lebten. Es ist sehr leicht möglich, daß der Kommandant der Abteilung hoffte, mit den Juden auch die zwei Häftlinge zu liquidieren, die Priester waren und später Bischöfe werden sollten. Es herrschte ja auch sonst ein absolut feindliches Verhalten gegen alles, was mit der Religion zusammenhing. Mit Priestern ging man besonders grausam um, und der Häftling Trochta bekam dies auch bei vielen Gelegenheiten zu spüren. Daß am Ende dieses schrecklichen Tages die Häftlinge Trochta und Beran noch am Leben waren, schrieben sie dem besonderen Eingreifen der göttlichen Vorsehung zu, um deren Hilfe sie immerfort baten. Trochta war vollkommen erschöpft. Er glaubte, jeden Augenblick umfallen zu müssen. Sein Kamerad, totenblaß und total entkräftet, konnte kaum noch kriechen. Er bewegte nur noch die Lippen und stammelte ein stilles Gebet. Er flüsterte: „Fürchte dich nicht, Stephan. Gott sieht dies alles, und er wird uns nicht verlassen." Und Gott, an den diese beiden Gefangenen glaubten und hofften, verließ sie wirklich nicht. Er bereitete seine zwei treuen Mitarbeiter auf ein gemeinsames Ziehen eines anderen Schubkarrens vor, der vielleicht sogar noch schwerer war.

Drei Tage ohne Arbeitsbluse

Im Bautrupp blieb der Häftling Trochta nicht lange. Bald wurde er einer Gruppe zugeteilt, die auf der Eisenbahnstrecke Richtung Aussig an der Elbe arbeiten mußte. Bis Leitmeritz mußten die Häftlinge zu Fuß gehen. Auf der Eisenbahnlinie mußten die verschiedensten Arbeiten verrrichtet werden, z. B. Schwellen einsetzen, Geleise schleppen, befestigen, abwiegen und ähnliches. Das Verlegen der Geleise war eine besonders schwere Arbeit. Die Augustsonne brannte unbarmherzig auf die Häftlinge nieder, der Schweiß floß in Strömen, und die Kleider klebten am Leib. Und alle hatten Durst, riesigen Durst. Als Mittagessen kochten sich die Häftlinge irgendwo am Bahnhof Heu, und diesen ungesüßten Absud tranken sie, damit der Hunger gestillt, der Durst gelöscht und Kraft für weitere Arbeit gefunden werde.

Eines Tages mußten die Häftlinge unterhalb der Burg Schreckenstein arbeiten, die auf einem steilen Felsen direkt am rechten Ufer der Elbe liegt. Unter der Burg befinden sich die Landstraße und die Eisenbahn. Die Häftlinge mußten das Gelände säubern, da nämlich immer wieder Steine auf die Geleise oder den Bahndamm fielen. Die Häftlinge hatten teils die Steine zu reinigen, teils auf Waggons zu verladen und auch Mulden aufzufüllen, in denen sich Wasser, Lehm und Steine befanden. Die Arbeit war außerordentlich mühsam, denn beim Sortieren der Steine und der Erdmassen versanken sie bis zu den Knien im Schlamm. An einem besonders schwülen Tag zog der Häftling Trochta seine Bluse aus, warf sie ins Gebüsch und arbeitete nur im Hemd. Er tat dies in der besten Absicht, damit die Arbeit besser voranging. Der Aufseher ließ aber Trochta nach Beendigung der Arbeit die Bluse nicht holen, sodaß er mit den übrigen Häftlingen im Zug nach Leitmeritz im Hemd fahren mußte. Den Zug nach Theresienstadt begleitete ein SS-Mann, der Trochta mit dem Gewehrkolben stieß und ihn anschrie: „Du Rindvieh, wo hast du deine

Bluse?! Du hast sie sicher verkauft und den Erlös vertrunken, was?" Vergeblich versuchte Trochta eine Ausrede zu finden.
In Theresienstadt angekommen, wurde Trochta beim Gruppenkommandanten gemeldet. Dieser sah das als eine willkommene Gelegenheit, Trochta zu bestrafen. Der Kleiderverwalter, der den Häftlingen die Bekleidung zuteilte, wurde vorher schon auf den Vorfall aufmerksam gemacht. Es ist müßig zu bemerken, daß beim Antreten der Häftling Trochta, der als einziger nur ein Hemd trug, allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Er wurde zum Kleiderverwalter gerufen. Der schlug ihm sofort, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Stiel einer Hacke zweimal auf den Kopf, gab ihm einen Stoß und jagte ihn zum Gruppenführer, und dieser schickte ihn wieder zum Kleiderverwalter. Das wiederholte sich dreimal. Nach dem dritten Mal blieb Trochta bewußtslos auf der Erde liegen. Als er wieder zu sich kam, war das Nachtmahl einschließlich des Brotes für den nächsten Tag schon verteilt. Am Morgen hätte die Szene zum Vergnügen der Gefangenenwärter und der Häftlinge wiederholt werden sollen. Zum Kleiderverwalter ging Trochta allerdings nicht mehr, um sich nicht unnötigen Schlägen auszusetzen. Er marschierte wieder im Hemd. Diesen Tag aber arbeitete seine Abteilung auf einem anderen Platz. Erst am dritten Tag wurde wieder an jenem Platz gearbeitet, wo er unglücklicherweise die Bluse liegengelassen hatte. Er nahm allen Mut zusammen und ging zum Leiter dieser Gruppe: „Ich habe den Befehl vom Kommandanten erhalten, die Bluse zu finden. Ich bitte, daß ich zu diesem Ort geleitet werde."
Dies war ein kühner Versuch, denn er hatte vom Kommandanten keinerlei Befehl erhalten. Aber er wußte, daß dies die einzige Möglichkeit war, den Aufseher zum Nachgeben zu bringen. Dieser spitzte die Ohren, als er das Wort „Befehl" hörte und hatte nicht den Mut, eine abschlägige Antwort zu geben. Trochta fand tatsächlich die Bluse und brachte sie herbei. An der Eisenbahnlinie wurde irgendwo Heu geschnitten. „Suchst du

eine Bluse? Ich habe sie gefunden. Da ist sie!" hatte jemand gerufen. Als er im Lager in voller Adjustierung eintraf, war er gerettet. Er ließ aber äußerste Vorsicht walten, damit der Häftling nicht verriet, wie er die Bluse gefunden hatte.

Später, wenn Don Trochta sich an diesen Vorfall erinnerte, erzählte er mit leiser Ironie von dieser grenzenlosen Dummheit, zu der organisierte Bosheit führen kann.

Neue Schuhe

Bei dem täglichen Marsch von Theresienstadt nach Leitmeritz und zurück nützte der Häftling Trochta natürlich die Schuhe ab, die er seit seiner Verhaftung trug. Eines Tages aber kam er in eine andere Arbeitsgruppe, und seither wurde er jeden Tag nach Cizkovic gefahren. Die Häftlinge arbeiteten in einer Fabrik an der Erzeugung von Karbol, wobei es sich nur um eine rohe Materialbearbeitung handelte. Die Spezialarbeit führten tschechische Arbeiter aus Hausclowitz und Cizkob durch.

Die Häftlinge waren während der Arbeit von den übrigen Arbeitern getrennt. Aber wenn das bearbeitete Material aus dem elektrischen Hochofen über Eisentraversen mittels Ketten in einen anderen Raum der Fabrik gezogen wurde, kamen sie doch für Augenblicke mit den Arbeitern in Kontakt. Diese halfen dann immer den Häftlingen die Ketten zu ziehen, denn allein hätten diese die glühenden Massen nicht herüberziehen können.

Der Häftling Trochta nützte die günstige Gelegenheit und nahm Verbindung mit einem Arbeiter aus Cizkovic auf, dessen Tochter von Zeit zu Zeit nach Prag fuhr. Hin und wieder gelang es ihm, aus einem Zementsack ein Stück Papier herauszureißen, auf das er eine kurze Nachricht an das Prager Institut kritzelte. Als er einen Sack zerkleinertes Bauxit in den ersten Stock hinauftrug, von wo man es in einen Kessel schüttete, ließ er den Zettel mit der Nachricht auf die Brücke fallen, auf der

die tschechischen Arbeiter standen. Leider bemerkten dies nicht nur die Arbeiter, sondern auch der Aufseher. Trochta aber warf den Zettel blitzschnell in den Kessel, doch ein Verhör und ein paar Ohrfeigen blieben ihm nicht erspart.
Aber Trochtas Wille zeichnete sich durch Zähigkeit und Geduld aus. Er schrieb eine zweiten Nachricht, wickelte sie sorgfältig zusammen, und beim Ziehen der Ketten gelang es ihm, den Zettel dem Arbeiter zu übergeben, den er kannte. Innerhalb zweier Tage wußten die Mitbrüder im Prager Institut endlich, wo sich Trochta befand und daß er neue Schuhe benötige und diese für sich erbitte, ohne daß das Institut gefährdet werde.
Der neue Direktor des Instituts ließ gleich ein paar gute hohe Schuhe anfertigen, und als wagemutiger junger Mann begab er sich auf die Reise. Er stellte sich mit den Schuhen beim Grenzgebäude auf dem Weg nach Lobositz auf, welches die letzte tschechische Grenzstation war und glaubte, völlig naiv, wenn die Häftlinge zur Arbeit geführt würden, daß er dem hochwürdigen Herrn Direktor Trochta einfach die Schuhe überreichen könnte. Erst als ihn der Aufseher verjagte, begriff er, daß er einen taktischen Fehler begangen haben müsse. Die tschechischen Zöllner klärten ihn teilnahmsvoll auf, daß es notwendig wäre, bis zur Kleinen Festung vorzudringen.
Das Glück kam ihm zu Hilfe. Der junge Mann gab die Schuhe beim Eingang des KZs ab und erklärte, daß er diese nicht ohne Gefahr ausführen könne. Am Abend nach der Rückkehr wurde der Häftling Trochta in die Kanzlei des Lagerverwalters gerufen, der ihm die Schuhe übergab. Es war höchste Zeit, denn Ende September begann in Theresienstadt die kalte Jahreszeit.

Mauthausen

Viele tschechische Geistliche wurden ins KZ Dachau gebracht. So z. B. der spätere Erzbischof von Prag, Msgr. Beran, der schon Ende Juli oder Anfang August nach Dachau kam und während des ganzen Krieges dort interniert war.
Auch der Häftling Trochta wurde eines Tages – es war Ende September – von den Wächtern aufgerufen und der Gruppe zugeteilt, die für einen Transport bestimmt war. Aber vorher wurden noch alle Taschen und möglichen Verstecke der Häftlinge nach diversen Habseligkeiten durchsucht. Trochta hatte einen Rosenkranz und ein Medaillon der Jungfrau Maria bei sich. Er wollte beides in der Faust verbergen. „Was hast du da!?" schrie der SS-Mann und versetzte ihm einen Faustschlag auf die Hand. Der Rosenkranz fiel dabei zu Boden. Der SS-Mann trat zweimal mit den Stiefeln darauf und stampfte so den Rosenkranz und das Medaillon in die Erde. Ein anderer Aufseher aber hob beides wieder auf und gab es Trochta mit seinen übrigen Sachen zurück. Der Rosenkranz blieb erhalten und kam später in die Hände seiner Mutter. Ihr ganzes Leben lang betete sie dann diesen Rosenkranz für ihren Sohn.
In einem Güterzug wurden die Gefangenen, eingeteilt in verschiedene Gruppen, ins Ungewisse abgeschoben. Auf den größeren Bahnhöfen wurden einige Gruppen für die Konzentrationslager auswaggoniert. Die älteren Häftlinge verabschiedeten sich und neue stießen zu den Zurückgebliebenen. Es waren dies hauptsächlich Juden aus Mittelböhmen. Und es waren ihrer sehr viele. Zuletzt war Trochta der einzige aus Theresienstadt, der in der Gruppe verblieb. Wo würde er hingebracht werden? Was hat man mit ihm vor? Er wurde tieftraurig, als er bemerkte, daß sich der Zug immer mehr der österreichischen Grenze näherte. Er konnte den Gedanken nicht loswerden, daß dies seine letzte Reise aus der Heimat sein werde. Er begann zu weinen, als er meinte, die Heimat verlassen zu haben. „Seit meiner Kindheit

habe ich nicht mehr geweint", erinnerte er sich später. „Aber jetzt hatte ich das Gefühl, daß ich niemals wiederkehren, niemals mehr mein geliebtes Vaterland, meine Mutter, meine Geschwister, meine Mitbrüder und auch nicht das Werk, das ich aufgebaut habe, wiedersehen werde."

Je näher der Zug dem Ziel kam, desto deprimierter war der Häftling Trochta. Er fühlte, was sein Schicksal sein werde. Das Ziel war das Vernichtungslager Mauthausen. Von dort gab es nur einen legalen Weg in die Freiheit, und dieser führte durch den Kamin des Krematoriums. Das wußten alle, die in dieses Lager kamen. Zwei Häftlinge, die zugleich mit Trochta angekommen waren, wurden nach der Untersuchung geradewegs in die Gaskammern geschickt. Sie waren sehr schwach und nach dem Urteil der Lagerleitung zu keiner Arbeit mehr fähig. Einen Häftling aus Trochtas Gruppe zog man als Sterbenden aus dem Zug. Auch er kam direkt ins Krematorium.

Das KZ Mauthausen war von Stacheldraht umgeben, der elektrisch geladen war. Er diente zur Abwehr aller, die vielleicht an eine Flucht dachten. Aber dieser Draht besaß eine geheimnisvolle Anziehungskraft für alle, die Selbstmord verüben wollten. Jeden Morgen mußten die Aufseher die verkrümmten Körper jener herausziehen, die die Hoffnung zu überleben aufgegeben hatten. Gott allein kannte und maß die geistigen Kräfte und Leiden, die Bösartigkeit und die Ungerechtigkeit, von der sie umgeben waren.

Als Trochta am nächsten Morgen erwachte und die durch den elektrischen Strom verbrannten und verstümmelten Körper sah, betete er zunächst für das Seelenheil der Verstorbenen und ging dann, dem Willen Gottes ergeben, zum Steinbruch. Erst allmählich begriff er das Ausmaß der neuen Situation. Er befand sich in einem Lager, in dem täglich eine bestimmte Anzahl von Menschen sterben mußte. Jeden Morgen kam ein SS-Mann und rief die Namen von Häftlingen auf, die niemals mehr zurückkehrten. Die Arbeit im Steinbruch war schwer, viel schwerer als in

Theresienstadt. Auch das Essen war schlechter. Der immerwährende Hunger, die Kälte, die ständige Nervenanspannung, die unmenschliche Schinderei im Steinbruch, wo man den ganzen Tag im Eiltempo arbeiten mußte: dies alles genügte, um einen schwächeren menschlichen Körper zu liquidieren.

Die Arbeit in der Gaskammer, die den ganzen Tag in Betrieb war, war etwas leichter. Besonders gegen Ende des Krieges wurde in Güterzügen täglich neues „Menschenmaterial" angeliefert, das im Interesse des Dritten Reiches so schnell als möglich „verarbeitet" werden mußte.

Nur der Glaube an Gott machte es in dieser unmenschlichen Umgebung möglich zu überleben. Menschliche Kräfte genügten dafür nicht. Als Trochta Ende September 1942 nach Mauthausen kam, begrüßte ihn ein ehemaliger Bekannter, ein Dr. N., Vorturner beim „Sokol". Er war mit dem vorhergehenden Transport gekommen. Dr. N. war ein tapferer und ehrlicher Mann, aber ein Atheist. Er ermunterte Trochta durchzuhalten. Aber Trochta bemerkte, wie sein Freund dahinwelkte, alle körperliche und geistige Kraft verlor und damit auch die Hoffnung zu überleben. Dr. N. betete zum Allmächtigen um Kraft und Überlebenswillen für Stephan Trochta. Nach fünf Monaten, eines Morgens im Februar 1943, fehlte Dr. N. beim morgendlichen Appell. Kurz darauf wurde er im Drahtzaun entdeckt, seine erstarrte Hand streckte sich dem Himmel entgegen.

Der Prager Deutsche namens „Dick"

Auf welche Weise der Häftling Trochta, zur Vernichtung bestimmt, wieder mit seinen Mitbrüdern im Prager Institut in Kontakt kam, läßt sich schwer erklären. Ein Mitglied der Prager Gestapo, ein gebürtiger Prager, der aus einer deutschen Familie kam, aber perfekt tschechisch sprach, traf eines Tages, zivil gekleidet, mit dem Direktor des Salesianerwerkes in Prag-

Kobylisi zusammen. Das Zusammentreffen war offensichtlich nicht ganz zufällig.
Das geschah anfangs Oktober 1942. Der Name, unter dem sich der fremde Herr vorstellte, war „Dick". Es war natürlich ein Deckname. Er war ein guter Mensch, ein gläubiger Katholik, und außerdem kannte er Dr. Trochta noch aus der Zeit der Ersten Republik. Mehr verriet er nicht über sich. Später wurde er nach Italien gesandt, gerade als sich dieses Land von seinen früheren Verbündeten abwendete. Dort, irgendwo in der Nähe von Bozen, fiel er im Kampf mit Partisanen. Diesem Mann aber gebührt aufrichtiger Dank dafür, daß er einen schriftlichen Kontakt mit dem inhaftierten Trochta ermöglichte und daß Lebensmittelsendungen und andere wichtige Dinge ins Lager Mauthausen gesendet werden konnten. Damit rettete er indirekt Dr. Trochta das Leben, denn der Häftling, der zur Liquidation bestimmt war und dessen Rückkehr unerwünscht war, durfte natürlich weder schreiben noch hatte er das Recht, Pakete und Lebensmittelsendungen zu empfangen.
Herr „Dick" teilte dem Direktor des Prager Salesianerwerkes mit, daß sich Dr. Trochta in Mauthausen befinde und bat ihn, Lebensmittelpakete vorzubereiten und ihm dieselben in aller Stille an einem bestimmten Ort zu übergeben. Und so geschah es auch. Es ist nicht möglich, die Freude zu beschreiben, die im Salesianerinstitut herrschte, als schon nach einigen Tagen, noch vor dem 11. Oktober 1942, der erste Brief aus Mauthausen eintraf. Bewegt dankte der Häftling Trochta für die Gaben, die bei ihm eingetroffen waren: Brot, Wurst, Kolatschen, Lebkuchen, Seife, Äpfel und Zuckerln gegen den Husten.
Für einen Häftling in einem Vernichtungslager, wie es Mauthausen eines war, war der Inhalt der Pakete nicht einmal so wichtig wie die Tatsache, daß er die Pakete überhaupt erhielt. Das hatte auch Einfluß auf das Verhalten der Aufseher den Häftlingen gegenüber. Einer, der Briefe nach Hause schreiben konnte, der Post und Pakete erhielt, war selbstverständlich ein „geschütz-

ter" Häftling. Denn irgendjemand „oben" hatte besonderes Interesse an ihm. Ein solcher Häftling konnte nicht so ohne weiteres liquidiert werden. Man mußte auf einen solchen achtgeben.
Es ist nicht bekannt, aus welchen Beziehungen Herr „Dick" diese wichtige Erlaubnis zur Korrespondenz mit Trochta erhielt. Das erste Paket wurde persönlich von jemandem abgegeben, der dazu die notwendige Kompetenz besaß und auch die erforderliche Erklärung abgeben konnte. Vielleicht war dieser selbst ein Mitglied der Prager Gestapo, vielleicht war er ein Prager Deutscher, vielleicht war es Herr „Dick" selbst. Auf jeden Fall möge Gott ihm diese Tat der Liebe reichlich belohnen!

Die Rückkehr des Unerwünschten

Ohne Übertreibung kann behauptet werden, daß der Häftling Trochta ohne diese Lebensmittelpakete aus Prag und seinem Geburtsort Francova Lhota nicht überlebt hätte. Die Überlebenschancen unter diesen Haftbedingungen waren höchstens fünf oder sechs Monate.
Wer bei seinem Namen die Abkürzung „R. U." stehen hatte (Rückkehr unerwünscht), mußte sich bewußt sein, daß er nicht im Lager war, um etwas abzubüßen, sondern um liquidiert zu werden. Außer den Juden gehörten zu dieser Kategorie vor allem die politischen und ideologischen Gegner des Regimes. Der Häftling Trochta gehörte zu ihnen. Auch sein Name trug die Bezeichnung „R. U.".
Die Bewilligung, Briefe und Pakete zu erhalten, machte die Aufseher geneigt, gegenüber den Häftlingen eine mildere Behandlung anzuwenden, aber bei der Kategorie „R. U." machten sie keine Ausnahme. Als Häftling „R. U." hatte man kein Recht auf eine leichtere Arbeit. Meistens erlosch das Leben langsam und endete innerhalb eines halben Jahres im Steinbruch. Entgegen

aller Lagererfahrung hielt der Häftling Trochta dieses Leben mehr als sechs Monate, beinahe ein ganzes Jahr aus.
Wie Dr. Trochta später bekannte und wie es auch aus der Gefangenenkorrespondenz zu ersehen ist, waren es die Lebensmittelpakete, die ihn am Leben erhielten. „Die Pakete haben mich gerettet", sagte Dr. Trochta nach dem Krieg. „Ich war schon so gebrochen und erschöpft, daß ich, wenn mich jemand nach meinem Namen gefragt hätte, nicht gewußt hätte, was darauf zu antworten. Wenn ein Paket kam, war eine Zwiebel das erste, wonach ich griff. Wenn ich eine solche aß, wußte ich wieder, daß ich Stephan Trochta bin." In seinem Schreiben, welches am 15. Oktober 1942 an den Direktor des Salesianerwerkes gesandt wurde, war eine Kopie beigelegt, aus der hervorging, unter welchen Bedingungen Briefe und Pakete empfangen werden duften: nur zwei Briefe oder Schreiben pro Monat in einem Umfang von höchstens 15 Zeilen. In den Paketen durften weder Alkohol noch Waffen sein; an Kleidung nur zwei Stück Unterwäsche, ein Pullover, ein Paar Socken und Handschuhe.
Ausgepumpt und krank mußte der Häftling Trochta noch Ende des Jahres 1942 kritische Phasen durchleben. In dem Brief vom 8. Dezember, in dem er sich für die empfangenen Waren bedankt, ist seine Handschrift fast nicht leserlich, an einigen Stellen sogar unleserlich. Er bestätigt seine Erschöpfung und Krankheit, bittet inständig um Gebete und empfiehlt sich dem Schutz der Gottesmutter. Bevor sich aber seine Lage bessert, muß der Häftling Trochta noch mehr aus dem bitteren Kelch des Leidens trinken.

Auf dem Weg zum Krematorium

Der Häftling, dessen Rückkehr unerwünscht war, wurde von den tschechischen Mithäftlingen „Mukla" genannt, das hieß „Mann, bestimmt zur Liquidation".
Dies blieb der Häftling auch weiterhin. Es ist möglich, daß der gesamte Block Nr. 13 zur Liquidation bestimmt war, jener Block, in dessen Stube A der Häftling Nr. 12.791 wohnte, welche Nummer diesem für die Reise in ein neues Leben verliehen worden war.
Es muß anfangs Jänner 1943 gewesen sein. Einem Kommandanten des Lagers, verantwortlich für die Erfüllung des Vernichtungs-Solls, schien die abgemagerte Gestalt des Häftlings Trochta nach sechsmonatiger Vorbereitung reif für den Verbrennungsofen des Krematoriums. Es bot sich dazu eine gute Gelegenheit. Eines Morgens wurden beim Appell sieben Juden und der Häftling Trochta aufgerufen. Sie sollten die Bottiche der KZ-Aborte entleeren. Dazu wurden sie in zwei Viererreihen geteilt. Jede Reihe trug einen überfüllten Bottich auf Stangen, die sie auf den Schultern hielten. Damit aber nicht einer der Häftlinge zu belastet wäre und auch nichts von dem „Kölnischwasser" verschüttet würde, mußten sie sich abwechseln. Die Gefäße mit dem duftenden Inhalt wurden auf Karren verladen. Diese Karren nun sollten die Häftlinge zu jenem Ort ziehen, wo die Bottiche entleert wurden.
Der Weg aber war kein asphaltierter, sondern ein Schotterweg, auf dem die Schuhe rutschten. Alle wurden gründlich mit dem Inhalt der übervollen Bottiche begossen. Der Karren blieb im Schotter stecken. Der SS-Mann, der die Häftlinge begleitete, brüllte Trochta an: „Saujud, schieb an!" Der Häftling Trochta trug keinen gelben Stern, wie ihn die Juden tragen mußten und vermutete deshalb, daß der Anruf nicht ihm galt. Im selben Moment gab es einen Krach. Trochta spürte einen Schmerz im Arm, machte einen Satz und hielt sich an einem Rad des Karrens

fest. Da krachte es wieder, und diesmal spürte er einen Schmerz im Bein. Der SS-Mann hatte auf ihn geschossen. Trochta reagierte augenblicklich. Geleitet vom Selbsterhaltungstrieb wälzte er sich auf dem Boden und blieb mit geschlossenen Augen neben einem heruntergefallenen Deckel liegen. Zwei Minuten der Stille folgten, die über Leben oder Tod entschieden. Die Entscheidung des SS-Mannes fiel merkwürdigerweise positiv aus. „Legt ihn auf den Karren", sagte er. Gemeint war ein Karren, der mit Toten beladen herumstand und auf dem nun ein Toter mehr lag. Während der Fahrt fiel der angeschossene Trochta in Ohnmacht. Als er erwachte, herrschte Totenstille. Wo bin ich?, dachte er. Wo befinde ich mich? Langsam wurde er sich bewußt, daß er auf einem Wagen lag, der in der Nähe des Krematoriums stand. Er lag da als ein Lebender unter Toten. Warum, so durchzuckte es ihn, hatte der Leichenwagen seinen Bestimmungsort nicht erreicht? Hätten in diesem Augenblick damals nicht die Sirenen aufgeheult und zum Abendappell gerufen, sodaß alle alles liegen und stehen ließen, wäre der Inhalt des Karrens durch das Fenster in das Krematorium geschoben worden.
Als Trochta sich seiner Situation bewußt wurde, riß er ein Stück Stoff vom Beinkleid eines Toten ab und verband sich sein blutendes Bein. Dann kletterte er vom Wagen herunter und kroch zur Krankenstation. Das Tor zwischen Krematorium und KZ war glücklicherweise offen. In der Sanitätsstation sah er jemanden mit einem weißen Mantel. Es war ein Arzt, der selbst ein Häftling war, ein Südslawe. „Ich bin katholischer Priester", wandte sich der hinkende Trochta mit christlichem Vertrauen im Herzen an ihn. „Ich hatte einen Unfall, bitte helfen Sie mir."
Aber ein Arbeitsunfall und eine Schußverletzung sind zweierlei. Deshalb bedeutete jede Hilfe für den Arzt ein großes Risiko. Der Südslawe, Angehöriger einer brüderlichen Nation, zögerte nicht, Trochta zu helfen und operierte ihm die Kugeln aus dem Bein und dem Arm und verband ihn. Und so war Trochtas Leben gerettet.

Das Gebet eines Sterbenden ist nicht unwirksam

Gott, der die Geschicke seiner Geschöpfe lenkt, veranstaltet von Zeit zu Zeit auf der Erde zur Unterhaltung und zum Entzücken seiner Himmelsbewohner Theaterstücke. Diese verfolgen dann mit Spannung das menschliche Geschehen und nehmen daran Anteil wie wir an einem Kriminalfilm. Es ist nämlich theologisch nicht hundertprozentig erwiesen, ob die Heiligen und Engel im Himmel im voraus wissen, wie alles abläuft. Wenn dieses Vorstellungsvermögen auch glaubhaft ist, so könnte doch das Schicksal Stephan Trochtas ein wunderbarer Stoff für eine ähnliche Literaturgattung sein.
Das Leben des Häftlings Trochta war also gerettet. Aber es gab noch andere Probleme. Zu seinem früheren Block Nr. 13 konnte er nicht mehr zurückkehren, denn er galt ja als „verstorben", wie die amtliche Bekanntgabe im KZ für den Tod des Häftlings Nr. 12.791 lautete. Und an die Auferstehung von Toten glaubte die Lagerleitung nicht. Was sollte nun geschehen? Der göttliche Regisseur wechselte auf der Bühne die Szene. Diese Nacht schlief der verwundete Trochta, soweit es seine Nerven und seine Schmerzen in Arm und Bein erlaubten, in der Krankenabteilung. Am nächsten Tag erzählte der südslawische Arzt, dessen Name heute nicht mehr bekannt ist, aber an den wegen seiner Wohltaten immer gedacht werden muß, den Vorfall einem Freund, auf dessen Hilfe er hoffte.
Dieser Freund war ein deutscher Priester, der auch Häftling war und im Lager seine ideologischen Fehltritte abbüßte. Dieser Priester trieb sich mit ungewöhnlichem Eifer beim Tor der Lagers herum, und zwar immer dann, wenn die Namen der Häftlinge von neuangekommenen Transporten aufgeschrieben wurden. So gelang es, daß Trochta bei einem neuen Häftlingstransport unter seinem Namen, aber ohne die Bezeichnung „R. U." in die Lagerliste eingetragen wurde. Und dies war vielleicht der größte Erfolg seines offiziellen „Sterbens". Und so

kam es, daß der neu hinzugekommene Häftling Trochta unter einer neuen Nummer dem Block Nr. 9, Stube B zugeteilt wurde. Aber Trochtas Abenteuer mit der geänderten Existenz war noch nicht zu Ende. Nicht lange danach schob er mit anderen Häftlingen einen Wagen aus dem Lager. Und zum großen Schrecken Trochtas erblickte er in diesem Augenblick jenen SS-Mann, der auf ihn geschossen hatte. Vielleicht hinkte er auf Grund der Schußverletzung noch oder sein Gesicht hatte sich zu tief in das Gedächtnis des elenden Aufsehers eingeprägt, der ihn damals mit der Bezeichnung „R. U." als einen Kandidaten für das Krematorium kannte. Jedenfalls zeigte er auf ihn und sagte: „Du, komm her!" Trochta begriff sofort, was ihm bevorstand. Der SS-Mann führte ihn aus der Gruppe fort und befahl ihm, in einem großen Faß Chlorkalk, der zur Desinfektion dienen sollte, zuzubereiten. Sobald er sich bei der Arbeit niederbeugte, versetzte ihm der Aufseher mit der Schaufel einen Stoß in den Rücken, wodurch Trochta in den Kalk fiel. Mit den Füßen trat der SS-Mann ihm daraufhin noch auf den Hals, um ihn zu ersticken.

Die Situation war wieder äußerst kritisch. Trochta begriff, daß er nur noch ein paar Minuten zu leben hatte. Er begann mit aller Inbrunst die Sterbegebete zu beten und seine unsterbliche Seele seinem Schöpfer zu empfehlen. Ohne Luft hätte er es in dem flüssigen Kalk nicht mehr lange ausgehalten. Als ihm schon der Atem ausging, wollte er noch einmal frische Luft schöpfen. Unerwartet und heftig drehte er den Kopf. In diesem Augenblick rutschte der SS-Mann aus und fiel selbst in die Tonne mit dem flüssigen Kalk.

Jetzt entstand eine noch gefährlichere Situation. Den Aufseher packte eine ungeheure Wut. Er nahm die Schaufel und drosch damit auf Trochtas Kopf. Es hätte nicht viel gefehlt und er hätte ihn erschlagen. Aber in diesem Augenblick ertönte Geschrei. Aus einer Gruppe, die sich außerhalb des Lagers befand, versuchten zwei Häftlinge zu fliehen. Und der Aufseher, der für sie

verantwortlich war, sich aber momentan mit Trochta beschäftigte, mußte schleunigst von diesem ablassen und versuchen, die Flüchtlinge wieder einzufangen. Trochta entfernte sich inzwischen so rasch als möglich vom Schauplatz des Geschehens und suchte wieder die Krankenabteilung auf, um sich hier zu verstecken.

Ein glücklicher Gärtner

Der Häftling Trochta entschloß sich nach dem glimpflich abgelaufenen Zusammentreffen mit dem SS-Mann, sich in der Krankenabteilung zu melden. Das war allerdings nicht ganz einfach. Er war von den Schlägen mit der Schaufel ganz zerschunden und zerschnitten, auch die Füße waren geschwollen, und die Wunden schmerzten, die ihm der SS-Mann durch sein Treten und Stoßen zugefügt hatte. Auch das Aufsuchen der Krankenabteilung barg gewisse Gefahren in sich. Ein verwundeter Häftling wurde manchmal nur zu gern ins Jenseits befördert. Aber Trochta nahm dennoch das Risiko, das damit verbunden war, auf sich. Dazu zwangen ihn auch die Wunden am Fuß, die unbedingt behandelt werden mußten.
Er hatte Glück. In der Krankenabteilung nahm sich ein Arzt seiner an, ein tschechischer Häftling namens Podlaha. Sein besonderes Verdienst war, daß er es dem verwundeten und ausgepumpten Trochta ermöglichte, sich gründlich auszuruhen. Einmal, als er dort in der Ambulanz wartete, plagte ihn die Neugierde. Da hing nämlich ein großer Spiegel. Seit seiner Ankunft in Mauthausen war dies für Trochta die erste Möglichkeit, einmal sein Gesicht zu betrachten. Aber als er in den Spiegel blickte, wandte er sich mit allen Zeichen des Schreckens wieder ab. „Und wenn man mir eine Million gegeben hätte", erinnerte sich Trochta später scherzhaft an diese Begebenheit, „ich würde nicht ein zweitesmal in den Spiegel gesehen haben. Ich sah schrecklich aus." Nach seinem zehnmonatigen Aufent-

halt in Mauthausen wog der Häftling Trochta nämlich nur mehr 46 Kilogramm! In der Krankenabteilung blieb er ziemlich lange, etwas mehr als einen Monat. Als er die Abteilung verließ, wog er schon wieder 75 Kilogramm. In einem Brief vom 20. September 1944, der schon seine neue Blockadresse trug, berichtete er von seiner Genesung. Auch seine Schrift wirkte schon wieder kräftiger. Und tatsächlich wendete sich das Leben des Häftlings Trochta nach seiner Rückkehr aus der Krankenabteilung sehr zum Besseren. Aus dem früheren „Mukla" wurde ein normaler KZ-Häftling, dem die Pakete von zu Hause zu neuem Optimismus dem Leben gegenüber verhalfen. Aber es geschah noch etwas Besonderes. Im Lager wurden Karnickel gehalten, und für sie mußte Gras gemäht werden. Der zuständige Aufseher kam zum Block Nr. 9 und fragte, wer sich auf das Mähen verstünde. Von den Häftlingen, die zum größten Teil Intellektuelle waren, meldeten sich drei, darunter Trochta. Der erste nahm mit Begeisterung die Sense zur Hand und fuhr mit Schwung ins Gras. Das Gras bog sich, die Feldblumen senkten gehorsam ihre Köpfe, aber alles blieb stehen. Der angebliche Schnitter konnte nicht mähen. Der Aufseher schrie ihn an, daß er ein Lügner sei, daß er nichts verstünde und belohnte seinen guten Willen mit einem Fußtritt. Das gleiche wiederholte sich beim zweiten Kandidaten, der sich ebenfalls zu dieser Feldarbeit gemeldet hatte. Dann kam die Reihe an Trochta. Vorsichtig nahm er die Sense in die Hand, stellte sie vor sich und prüfte mit dem Daumen ihre Schärfe. Natürlich konnte er mit dieser Sense nicht mähen, denn sie war stumpf. „Ich glaube, man muß sie zuerst schleifen", sagte der Häftling Trochta ruhig und mit der Sicherheit eines Könners. Vielleicht fielen ihm in diesem Augenblick die walachischen Wiesen und seine Jugendjahre in der Heimat ein. Dem Aufseher war sofort klar, daß sich der Häftling bei dieser Arbeit auskennt. Und so wurde Trochta, da er diese Prüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, in den Bauernstand versetzt. Innerhalb der übrigen Häftlinge war dies ein privile-

gierter Posten. Trochta mußte jeden Tag so viel Gras mähen, daß er damit ein Lastauto füllen konnte. Das gemähte Gras stopfte er in Säcke, und am Abend wurden sie mit dem Auto ins Lager gebracht. Es kam so weit, daß er sich Zeit und Arbeit selbst einteilen und sich niedersetzen konnte, wann immer er Lust dazu hatte, oft nur, um die Sense wieder zu schärfen. Er mußte sich auch keine Sorgen mehr darüber machen, daß ihn wieder einmal jemand auf unmenschliche Weise zur Verantwortung ziehen würde; er mußte nicht irgendetwas führen oder gar im Laufschritt schwere Steine aus dem Steinbruch tragen oder sonstige schwere Abeit vollbringen.

Eines Tages, als er wieder mit dem Auto von der Wiese ins Lager zurückkehrte, faßte er sich ein Herz, zeigte dem Aufseher einen Platz zwischen den Bäumen und sagte: „Hier könnte ein schöner Garten sein. Hier könnte man Karotten, Petersilie, Sellerie und anderes anbauen." „Hm, und wer könnte das tun?" Auf diese Frage hatte Trochta nur gewartet. „Wenn Sie es erlauben, würde ich es versuchen. Ich verstehe etwas von dieser Arbeit." So geschah es, daß der Häftling Trochta einen noch besseren Posten bekam. Er wurde Gärtner. Damit hatte er eine stetige, aber leichtere Arbeit.

Mit der Zeit wurde aus Trochta ein hervorragender Gärtner, der für die Küche Bedeutung erlangte. Das brachte wiederum weitere Vorteile. Als Gärtner und Lieferant von Vitaminen für sich und seine Mitgefangenen hatte er auch freien Zugang zur Küche und konnte hie und da auch ihre Feinheiten verkosten. Er nützte dies in erster Linie aus, um Brotrinden zu sammeln. Diese waren ihm sehr nützlich. Vom Herbst 1943 bis zum Dezember 1944 war das Leben des Häftlings Trochta wesentlich leichter. Er konnte schließlich ein chinesisches Sprichwort auf sich beziehen: „Willst du drei Tage lang glücklich sein, verheirate dich! Willst du eine ganze Woche lang glücklich sein, schlachte ein Schwein! Willst du ein ganzes Leben lang glücklich sein, dann werde Gärtner!"

Bruder Marian kommt nach Střechov

Alle vierzehn Tage erhielt Trochta einen Brief, und alle vierzehn Tage bekam man einen von ihm. Einmal im Monat kam ein Brief von der Mutter und einmal im Monat von der Prager Niederlassung. Die Briefe wurden selbstverständlich zensuriert. Jede Nachricht, die nicht persönlichen Inhalts war, wurde unbarmherzig gestrichen. Dennoch gelang es Trochta auf scharfsinnige Weise, während des Krieges Nachrichten vom Salesianerwerk zu erhalten, seine Wünsche zu übermitteln und Nachricht von sich zu geben.

So z. B. konnte er in dem Brief, der ihm vom Prager Institut gesandt worden war und das Datum vom 8. Oktober 1943 trug, nur die ersten zehn Zeilen lesen. Die übrigen waren durchgestrichen. In seiner Antwort vom 24. Oktober berichtete er darüber dem Prager Direktor: „Auch sage ich Dank für den Brief vom 8. 10., den ich schon sehnsüchtig erwartete. Leider war er sehr kurz, sodaß ich aus ihm nichts Neues erfuhr. Habt Ihr wirklich so wenig Zeit, daß Ihr mir nur zehn Zeilen schreiben könnt?" Der Brief endet mit einigen allgemeinen Sätzen und der Bitte, alle Bekannten grüßen zu lassen: „Und vergeßt nicht auf Onkel Kautel und Herrn Ignaz. Laßt alle grüßen."

„Onkel Kautel" war gar kein Onkel, sondern ein Symbol, das der Prager Direktor, der einst mit Trochta in Italien studierte, sofort verstand. Denn das italienische Wort „cautela" bedeutet nichts anderes als „Vorsicht". Im darauffolgenden Brief vom 18. November war der Schreiber schon vorsichtiger. Er übermittelte Trochta ähnlich aufbereitete Nachrichten. So erhielt Trochta diesen Brief ohne Zensur. Es ist interessant, die Originale dieser beiden Briefe zu vergleichen. Die deutsche Armee beschlagnahmte während des Krieges einige Gebäude und Kollegien von Ordensgesellschaften und richtete in ihnen Krankenhäuser, Sanatorien, Genesungsstätten usw. ein. So wurden die Salesianerniederlassungen in Ostrau und Freistadt beschlag-

nahmt. Ein ähnliches Schicksal drohte auch dem Prager Institut. Im Brief vom 8. Oktober wurde dies folgendermaßen mitgeteilt: „In den letzten Monaten geschah bei uns viel Neues. In Ostrau wurde das Gebäude zugunsten eines Krankenhauses eingeschränkt. Das Erdgeschoß, der Hof und der Garten wurden geräumt. In Freistadt haben wir am 15. September das Gebäude komplett geräumt und sind an verschiedenen Orten untergebracht. Die Theologen aus dem I. und II. Jahrgang verblieben in Freistadt in der Pfarre mit P. M. und P. J. Der Herr Inspektor und die übrigen Theologen übersiedelten mit P. M. nach Brünn . . . nach Prag hätten wir übersiedeln sollen, aber dazu kam es nicht . . . " So viele Neuigkeiten konnte die Lagerzensur allerdings nicht durchlassen.

Im Brief vom 18. November wurde dies alles folgendermaßen mitgeteilt: „Der Herr Inspektor und die Theologen zweier Jahrgänge sind ständig in Brünn. Der Bau in Göding wird schon bald fertig. In Freistadt wohnen alle noch in der Pfarre . . . es geht ihnen ausgezeichnet . . . wir richten Grüße von den Ostrauer Mitbrüdern aus, sie sind gesund und roden schon die Bäume im Garten, die ihnen nicht gefielen. Es wird dort ein hölzerner Pavillon errichtet . . . Bei uns in Prag ist alles beim alten, vielleicht werden wir zwei neue Räume im Neubau einrichten."

Der Häftling Trochta erhielt diesen Brief im vollen Wortlaut. Es stand auch nichts Gefährliches darin. Für die Zensur ist immer nur verdächtig, was neu ist. Gut ist, wenn alles beim alten bleibt. Gut ist auch, wenn die gegenwärtige Situation gelobt wird oder wenn Freude über die Aufbaubemühungen geäußert wird. Gefährlich sind gelehrte und geistreiche Sätze, mögen sie auch nur bildlich sein.

Wer diese Zensurschablone beherrschte, konnte sich erlauben, auch wichtige Nachrichten weiterzugeben. Der Häftling Trochta wurde dadurch über alles informiert und konnte seine Versetzung vom Lager Mauthausen nach Prag in das Lager Dachau mitteilen.

Im Brief vom November 1944 schrieb er inmitten von vielen Grüßen: „Schreibt auch, ob Bruder Marian bald in ein anderes Sanatorium in Střechov kommen wird. Grüßt ihn vielmals von mir."
„Střechov" ist Trochtas Übersetzung für die bayrische Stadt Dachau, und „Marian" ist ein leicht verständlicher Hinweis auf seinen zweiten Ordensnamen „Maria". Daher war man am Prager Institut rechtzeitig von der Versetzung Trochtas nach Dachau informiert.

Niemand darf die Ankunft der Amerikaner erleben

Im Dezember 1944 befand sich der Häftling Trochta bereits im KZ Dachau. Das Leben war dort erträglicher als in Mauthausen. Es war sogar eine Priester-Abteilung eingerichtet, in der auch die heilige Messe zelebriert wurde. In Dachau konnte Trochta wieder viele alte Bekannte begrüßen. Msgr. Josef Beran, der spätere Erzbischof und Kardinal von Prag, war einer der ersten. In Dachau lernte Trochta auch viele Neupriester und auch weltliche Persönlichkeiten verschiedener Nationalität kennen.
In Dachau aber herrschte dafür mehr Hunger. Die Rettung der Häftlinge waren die Päckchen, die sie erhielten und unter sich aufteilten. Der Häftling Trochta erhielt das letzte Päckchen von seiner Mutter am 26. März 1945, gerade zu seinem 40. Geburtstag. Insgesamt bekam Trochta in den drei Jahren seiner Gefangenschaft 250 Pakete mit Lebensmitteln, Kleidern und persönlichen Gebrauchsgegenständen. Aber für alle Fälle hatte Trochta auch einen Sack mit getrockneten Brotrinden vorrätig. Im Frühjahr 1945 wurde die Lage immer chaotischer. Die alliierten Truppen erreichten bereits deutschsprachige Gebiete, aber die NS-Regierung wünschte nicht, daß Häftlinge der KZs lebend in die Hände der Befreiungsarmeen gelangten.

Trochta war noch mit dem Zug nach Dachau gekommen, aber später wurden sie auf sogenannte organisierte „Todesmärsche" geschickt. Die Häftlinge wurden zu Fuß durch Schnee und Unwetter von einem Lager ins andere getrieben in der Hoffnung, daß sie unterwegs zugrundegingen. Auch in Dachau mußten die Häftlinge dreimal mit ihren Ranzen und mit ihren notwendigsten Sachen antreten. Glücklicherweise kam es nicht zum Todesmarsch. Hier wußten die Häftlinge bereits zwei Monate vor Kriegsende, welches Schicksal sie erwartete.

In Dachau war auch ein junger Mann interniert, der wie Trochta aus Francova Lhota kam. Er führte von dort die Leute in die Slowakei, befaßte sich mit Schwarzhandel, kannte sich beim Radio aus, wußte von diversen Sendern und ähnlichem. Er war geschickt und unternehmungslustig. In Dachau wurde er Diener des Lagerkommandanten, reinigte die Büros, kehrte sie aus und brachte bei den Sitzungen den Herren Kaffee. Einmal fiel ihm auf, daß eine Diskussion besonders lange dauerte und sehr lebhaft war. Es mußte sich um etwas sehr Wichtiges handeln. Als die Herren die Sitzung aufhoben und fortgingen, blieben auf den Tischen Kaffeeschalen, übervolle Aschenbecher, aber auch ein Stück zerrissenes Papier zurück. Das Papier weckte die Aufmerksamkeit des jungen Mannes. Er nahm es an sich, versteckte es sorgfältig und brachte es seinem Landsmann Trochta. Aber das war nicht so einfach, es dauerte einige Zeit und war auch gefährlich. Auf den Rat Trochtas übermittelte er dann dieses Papier einer Gruppe von Häftlingen, die außerhalb des Lagers auf einer Plantage arbeitete und nicht so streng bewacht war.

Die Reaktion war erschütternd. Es handelte sich nämlich um ein Telegramm, das Himmler aus Berlin gesandt hatte und worin er die Art der Liquidation des Lagers festsetzte. Die russischen Gefangenen sollten sobald als möglich ausgerottet werden. Tatsächlich ging in diesen Tagen ein Transport russischer Gefangener auf die Reise. Sie wurden auf eine verminte Brücke getrieben. Ferner wurde angeordnet, daß im Falle der Gefährdung des

Lagers die Häftlinge zu Fuß in das nächstgelegene Lager überstellt werden sollten. Häftlinge, die während des Transportes verstarben, sollten in ein Massengrab kommen. Keiner der Häftlinge sollte die Besetzung der Lager durch die alliierten Armeen erleben.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Brief, den Trochta am 25. Feber nach Prag sandte, von Todesahnungen überschattet war. Er verabschiedet sich, dankt für alles und empfiehlt sich dem Gebet seiner Lieben. Er ist sich sicher, daß er sie niemals wiedersehen wird.

„ . . . Wenn ich Euch nicht mehr zu Gesicht bekommen sollte, dann möchte ich Euch mit tiefer Rührung danken für alle zarten Äußerungen Eurer Liebe und bitte Euch, mir zu vergeben, daß ich Euch so viele Opfer abverlangte. Täglich bitte ich Gott, er möge Euch alles reichlichst belohnen. Glaubt mir, daß ich Euch immer geliebt habe, auch wenn ich manchmal nicht wagte, dies offen auszudrücken. Für unser Werk wäre ich bereit gewesen, zu jeder Zeit mein Leben zu opfern.

Gerne würde ich als ein wahrhaft ergebener Sohn unserer Kongregation sterben. Richtet meiner geliebten Mutter meine innigsten Grüße und meinen Dank aus. Soviel Leid mußte sie auf ihrem Lebensweg erdulden und konnte keine wirkliche Freude erleben. Und ich selbst war nicht fähig, ihr Trost zu spenden . . .“

Trochta war immer sehr zurückhaltend in seinen sensiblen Äußerungen. Dieser Brief, von dem er meinte, er wäre sein letzter, ist das einzige schriftliche Zeugnis seiner Liebe und seiner Ergebenheit zu seiner Mutter und zu der Gesellschaft des hl. Don Bosco, zu der er gehörte, in der er arbeitete und sich aufopferte, immer in der Stille, ohne großes Aufsehen.

Wieder in Freiheit

Die Pläne zur Liquidation der Lager blieben nur Pläne. Anfangs April rückte die Front plötzlich näher, wodurch allerdings die Postverbindung zwischen Lager und Heimat unterbrochen wurde. Aus dem Prager Institut machten sich zwei junge Burschen aus Abenteuerlust auf den Weg nach Dachau in der Hoffnung, auf irgendeinem Weg Kontakt mit ihrem geliebtem Direktor zu bekommen. Es gelang mit Hilfe des Pfarres von Dachau, der bereits seit langer Zeit auf verschiedenen Wegen versuchte, seinen priesterlichen Brüdern, die als Häftlinge im Lager weilten, zu helfen. Die Hilfsaktion, die von der Dachauer Pfarre organisiert wurde, gibt Zeugnis von uneigennütziger christlicher Liebe, die keine Sprachbarrieren kennt, keine Unterschiede der Nationen und keine Unterscheidung zwischen reinen und nichtreinen Rassen trifft. Aber nicht nur der Pfarrer, auch die Ortsbevölkerung von Dachau, meist Frauen und ältere Männer, hatten Interesse daran, daß das Lager sobald als möglich aufgelöst würde. Im April kam ein Lastzug mit 50 Waggons nach Dachau, die mit Leichen zur Verbrennung angefüllt waren. Das Krematorium des Lagers reichte dafür aber nicht aus. Außerdem bestand Seuchengefahr. Die zivile Bevölkerung selbst aber knüpfte schon Beziehungen zu den amerikanischen Truppen an. Diese erschienen ganz unerwartet am Morgen des 29. April 1945, einem Sonntag, vor dem Lager. Es war nur eine kleine Truppe, aber die geflüchteten SS-Männer leisteten ja keinen Widerstand mehr. Das KZ Dachau mit seinen 1500 Häftlingen war befreit. Die US-Soldaten entlausten die Lagerinsassen, brachten Nahrung und Kleider herbei. Leider mußten die Häftlinge noch einen ganzen Monat im Lager bleiben, denn es war Typhus ausgebrochen. Viele erkrankten schwer und schadeten ihrer Gesundheit auch durch übermäßiges Essen und Trinken. Sogleich nach der Befreiung schrieb Trochta noch aus dem Lager einen langen Brief an den Generaloberen in Turin. Er versicherte

Don Ricaldo seine Ergebenheit und dankte Gott, daß er mit Hilfe der Jungfrau Maria von der immerwährenden Hilfe der Christen und des hl. Don Bosco durch sein Leiden seinen Glauben und seine Liebe zur salesianischen Kongregation vertiefen konnte.

Weitere Briefe gingen nach Prag und vor allem nach Francova Lhota zur geliebten Mutter. In dem Brief, den er an das Prager Institut sandte, sagte er im voraus zu, daß er am Feiertag der Jungfrau Maria von der immerwährenden Hilfe der Christen in der Kirche zum Heiligen Kreuz in Prag die Predigt halten werde. Es ist müßig zu schildern, mit welcher Freude alle seinem Kommen entgegensahen und mit welchem Jubel er empfangen wurde. Am 25. Mai 1945, am Vorabend des Festes der hl. Jungfrau Maria von der immerwährenden Hilfe der Christen, erschien der geliebte Direktor Dr. Stephan Trochta, auf dem Kopf noch seine Sträflingskappe, bei seinen Mitbrüdern und den jungen Leuten. Er war gesund und lebhaft.

Genau vor drei Jahren, am Samstag, dem 23. Mai 1942, in der Zeit der Gefahr, hatte Direktor Trochta Gott sein Leben als Opfer dargeboten, damit das Werk und seine Lieben vor allen Unbilden bewahrt blieben. Er wurde erhört. Das Institut hatte keine Schäden erlitten, und sein Direktor war, reicher an Erfahrung und Verdiensten, zurückgekehrt.

V.

Die herausragende Persönlichkeit des Direktors des Salesianerwerkes in Prag

Nach seiner Rückkehr nach Prag wurde Dr. Trochta als Direktor des Salesianerwerkes in Prag eine allgemein anerkannte und berühmte Persöhnlichkeit. Seine Freunde aus den Konzentrationslagern von Theresienstadt, Mauthausen und Dachau, Priester wie Laien, stellten ihm ein Zeugnis der Bewunderung und Dankbarkeit für alle geistliche und materielle Hilfe aus, die der Häftling Trochta jedermann zu geben versuchte, ohne Rücksicht auf Religion oder politische Anschauung. So z. B. hat sich ein Dankschreiben von ehemaligen politischen Häftlingen aus Prag erhalten, denen Dr. Trochta durch seine philosophischen und religiösen Betrachtungen in den schwersten Augenblicken die Hoffnung wiedergab und ihnen in seiner Ruhe und Ausgeglichenheit ein Beispiel war.

P. Michel Riquet wiederum, ein bekannter französischer Jesuit, erinnert sich, daß ihm Dr. Trochta das Leben dadurch rettete, daß er ihn mit Kleidung versorgte und ihm etwas Gänseschmalz gab, das er wie eine Medizin gegen Infektionen gebrauchte.

Der akademische Bildhauer Amort sah mit eigenen Augen, wie Dr. Trochta zu Weihnachten 1943 in Mauthausen von einem Aufseher mit einem Draht ein Hieb ins Gesicht versetzt wurde, nur weil er einem polnischen Theologen die Beichte abnahm. Trochta wusch sich daraufhin nur das Blut aus dem Gesicht, setzte sich aufs Bett, wünschte allen ein frohes Weihnachtsfest, sang ein Weihnachtslied und tat, als ob nichts geschehen wäre. Niemand hatte in der Dunkelheit etwas bemerkt. Trochta hat niemals geleugnet, daß er Priester sei. Manchmal trug ihm dies Verfolgung ein, manchmal aber auch einen seelsorglichen Erfolg. Als er einmal in Mauthausen im Steinbruch arbeitete und schwere Last tragen mußte, bat er den Aufseher, er möge ihm

erlauben, leichtere Steine zu tragen. Dieser erlaubte es ihm wirklich. Abends ging Trochta zu ihm, um sich zu bedanken. Man kam ins Gespräch. Dabei zeigte es sich, daß der SS-Mann aus Schlesien stammte und in Österreich bei den Piaristen und Jesuiten studiert hatte.

Beide befreundeten sich so sehr, daß Trochta diesen SS-Mann nach 17 Jahren wieder mit Gott durch die heilige Beichte versöhnen konnte.

Im Lager Dachau schätzten ihn die Priester-Gefangenen sehr wegen seiner Ruhe. „Er spricht nicht viel", bemerkte Dr. J. K., „aber wenn er etwas sagt, hat es immer einen Sinn. Ob es etwas Launenhaftes, etwas Lustiges ist oder wenn es um eine ernste Sache geht, auch dann spricht er immer vernünftig und überlegt, daß ihm alle recht geben müssen . . ." „Er hatte Sinn für Humor", bemerkte Dr. B., „aber er verachtete schmutzige Witze zum Unterschied von anderen . . ."

Ein anderer Häftling, Dr. K., bemerkte: „Er interessierte sich dafür, was der einzelne macht und was er konnte. Er sprach mit allen. Einmal, es war schon nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager, trafen wir uns, ich glaube es war im Repräsentationshaus, und da sagte er zu mir: ‚Was hast du damals in Dachau gemacht? Mir scheint, du hast Philosphie studiert.' Er hat alles mitverfolgt."

Während der Zeit seiner Gefangenschaft wurde Dr. Trochtas Gesundheit sehr angegriffen. Besonders sein Herz war geschwächt und machte ihm zeitlebens Beschwerden. Er schlief auch schlecht. Oft kam es vor, daß er in den Nächten die Gänge des Instituts auf und ab wanderte. Seine Nerven waren völlig zerrüttet und seine Reaktionen oft nicht vorhersehbar. Er mußte Medikamente nehmen. Dafür war seine Bereitwilligkeit größer, sein Organisationstalent verfeinert, und er hatte eine bessere Übersicht über die staatliche und gesamtweltliche Situation, knüpfte neue Verbindungen und wertvolle Bekanntschaften.

Noch vor seiner Entlassung aus Dachau beteiligte sich Dr. Trochta an der Abfassung der Statuten für die Neugründung der „Internationalen Liga der katholischen Priester", welche alle Kriegsgefangenen vereinte, um eine größere internationale Zusammenarbeit zu erzielen.
Nach seiner Rückkehr wurde Dr. Trochta mit dem tschechoslowakischen Kriegskreuz 1939, mit der tschechoslowakischen Verdienstmedaille als Beteiligter am nationalen Widerstand für die Befreiung und mit der tschechoslowakischen Verdienstmedaille erster Klasse ausgezeichnet. Er war Mitglied des Verbandes der befreiten politischen Häftlinge, des Verbandes der nationalen Revolution, er wurde geistlicher Generalrat der Pfadfinder u. a. m. Die Mitgliedschaft in diesen Ehrenorganisationen nahm er nur an, um das Salesianerwerk bei einflußreichen Persönlichkeiten besser bekannt zu machen, zu denen er sonst keinen Kontakt gehabt hätte.

Eine neue Situation

Es war unbestreitbar das Verdienst von Dr. Trochta mit seiner allseitigen Bekanntheit, daß sich das Salesianerwerk nach dem Krieg weiterentwickelte. Es wurde allgemein als sozial wichtig anerkannt. Die Salesianer nahmen sich der Waisen an, die der Krieg und die Okkupation zurückgelassen hatten. Im ehemaligen Zisterzienserkloster Ossegg bei Dux, als nach dem Krieg die letzten deutschen Mönche durch die Regierung ausgewiesen worden waren, fanden die Salesianertheologen einen ständigen Wohnsitz. Neue Häuser der Salesianerkongregation wurden eröffnet, ihre Tätigkeit weitete sich aus. In der Anstalt in Prag-Kobylisi wurde eine Pfarre für die Bewohner der Umgebung eingerichtet und, was kaum zu glauben war, mit dem Bau der Kirche begonnen. Der neue Prager Erzbischof, Msgr. Josef Beran, feierte am Feiertag des hl. Don Bosco ein Pontifikalamt für die Kinder und die Bewohner der Umgebung.

Alle waren begeistert, daß Don Trochta den schon alten Don Ignaz Stuchly (er war bereits 76 Jahre alt) im Amt des Inspektor-Provinzials für Böhmen und Mähren ablöste. Alle Mitbrüder liebten Don Trochta aufrichtig und schätzten ihn. Er besaß die Autorität eines Toleranten. Auch in Turin dachten die Oberen an eine Änderung. P. Ignaz Stuchly war seit dem Jahre 1935 Provinzial und sehnte sich nach Ruhe.

Die Nachkriegssituation bot neue Möglichkeiten für die Arbeit mit der Jugend. Zum Beispiel entstanden an verschiedenen Orten Ferienlager, sogenannte Sommerkolonien. Dabei kam es oft zu sehr ausgedehnten Debatten zwischen den heranwachsenden Jugendlichen. In Prag wurde geplant, ein katholisches Gymnasium mit Internat für Spätberufene zu gründen. Die ganze Orientierung der Katholiken wurde eine andere. Die Zukunft der Kirche wurde nicht mehr so sehr in einer Verankerung in der Politik oder einer konfessionellen katholischen Partei gesehen als vielmehr in einer religiösen Vertiefung des Lebens der Katholiken. Dr. Trochta nahm vom Anfang der Befreiung an seine Tätigkeit sogleich wieder auf, um mit seinem Einfluß an die Lösung der praktischen Fragen des tschechisch-religösen Lebens heranzugehen. Er war sich von Anfang an des Dilemmas bewußt, welches in der unvorbereiteten Nation die Ideologie des Kommunismus, vermischt mit den Ideen des Panslawismus und berauscht von dem Ringen um eine gerechte Lösung der sozialen Fragen, entstehen lassen würde. Er begriff sofort, daß der ernste Zusammenstoß der katholischen Kirche mit dem Kommunismus sich auf dieser kirchlichen Ebene abspielen werde.

In der Fastenzeit 1946 wählte Dr. Trochta als Thema seiner Predigten in der Kirche zum Heiligen Kreuz die christliche Ideologie. Der Inhalt dieser Vorträge sprengte den gewöhnlichen Rahmen einer Fastenexhorte. So mancher behauptete, daß diese Predigten zu wenig religiös gewesen seien, aber bei Dr. Trochta handelte es sich um eine soziale Katechese der gan-

zen christlichen Anschauung, die mit der Weltanschauung des materialistischen Kommunismus zusammenstieß. Die Teilnahme an diesen täglichen Abendvorträgen war sehr groß und übertraf zudem die Erwartungen des Publikums in der Weise, daß seine Freunde Trochta rieten, die Referate zu veröffentlichen. Obwohl dies nicht geschah, haben sich noch einige bis heute erhalten. Die Vorträge waren von hoher Aktualität, und die klare Formulierung faßte christliche Grundgedanken in prägnanter Weise zusammen.

Von der vielseitigen religiösen Tätigkeit, die er nach dem Kriege entfaltete, zeugt eine ebenfalls erhaltene Predigt, die bei mehreren Gelegenheiten vorgetragen wurde. Im Juni 1946 predigte er in der St.-Veit-Kathedrale bei der feierlichen Übergabe der Pfadfinderauszeichnungen; er predigte bei der Wallfahrt beim Fest des hl. Matthäus in Prag-Šarka, in der Kirche zur hl. Margarete in Prag-Břevnov, am eucharistischen Tag in Prag-Bohnic und an anderen Orten.

Der neue Prager Erzbischof, Msgr. Josef Beran, veranstaltete im April 1947 mit den Reliquien des hl. Adalbert eine Wallfahrt durch ganz Böhmen. Diese Wallfahrt sollte zur religiösen Erneuerung des böhmischen Volkes führen. In Erinnerung blieb allen die Predigt von Dr. Trochta, als die Reliquien des hl. Adalbert am 31. Juli und 1. August nach Osseg bei Dux gebracht wurden. In diesem Kreis, der religiös fast schon tot war, zog diese St.-Adalbert-Feier plötzlich ein Erwachen des Glaubens nach sich.

Zur Wiedererweckung des reiligiösen Lebens galt es – besonders in einigen Gegenden der neu erstandenen tschechoslowakischen Republik – eine zähe und fachkundige Pastoralarbeit zu entwikkeln.

Der Heilige Vater wünscht es

Im Juli 1947 fand in Turin in Italien das 16. Generalkapitel der Salesianer statt. Aus der böhmischen Provinz nahmen außer dessen Oberen, Provinzial Iganz Stuchly, auch Dr. Trochta teil, der einstimmig als Delegat gewählt worden war. Gemeinsam mit „Väterchen" Don Stuchly wollte er das Werk des hl. Johannes Bosco in Böhmen und Mähren der salesianischen Welt vorstellen.

Don Stuchly konnte mit seiner Arbeit zufrieden sein. Er hatte 1925 in Perosa Argentina begonnen, als er 56 Jahre alt war. Jetzt war er 78 Jahre alt und hatte eine Provinz, zu der 200 Priester, Theologen, Koadjutoren, Kleriker und Novizen gehörten. Er freute sich, daß er die angefangene Arbeit bald seiner rechten Hand, seinem geliebten Stephan, überlassen werde können. Aber Gott hatte andere Pläne. Als Don Trochta bei einer Unterredung mit dem Generaloberen Don Ricaldone war, teilte ihm dieser mit, daß aus Rom das Ersuchen gekommen war, die salesianische Kongregation möge ihn für die Diözese Leitmeritz freigeben. Der Heilige Vater wünschte, daß Don Trochta Bischof von Leitmeritz würde. Don Trochta als gehorsamer Salesianer wagte es nicht, dem Oberen eine abschlägige Antwort zu geben. Er verwies nur auf seine angegriffene Gesundheit sowie auf die besonderen Schwierigkeiten, mit denen diese Diözese konfrontiert war. Er erhielt nur eine kurze und klare Antwort: „Der Heilige Vater wünscht dies, und deshalb wirst du dorthin gehen!"

Die Nachricht hatte eigentlich für Don Trochta nichts Überraschendes. Sein Name kursierte bereits seit längerer Zeit bei jenen, die wie gewöhnlich alles früher wissen als die anderen. Er selbst mußte seine Kandidatur bereits früher geahnt oder vielleicht von irgendwoher etwas gehört haben. Schon anfangs 1947 hatte er seiner Mutter in der Walachei geschrieben, sie möge innig beten, damit ihm nicht wieder ein Kreuz auferlegt werde.

„Bete für mich, daß ich kein Bischof werde." Es gibt immer Kandidaten für hohe Würden, die sich innig wünschen, es mögen alle wissen, daß sie keine Sehnsucht haben, eine solche Würde zu erlangen. Dies gehört sozusagen zum guten Ton. Den Mitbrüdern im Prager Salesianerinstitut aber schien es, daß Don Trochta davor eher Befürchtungen hegte.
Vielleicht muß in diesem Zusammenhang ein Ereignis – bisher unbekannt – erwähnt werden, das sich Ende des Jahres 1945 abspielte, knapp vor Weihnachten, als Dr. Trochta mit einer Gruppe militärischer und politisch einflußreicher Persönlichkeiten über Österreich nach Italien fuhr. Sie fuhren zuerst mit dem Autobus nach Mailand und dann weiter gegen Süden. Don Trochta machte in Turin Station, um die Oberen zu begrüßen und holte dann in Rom seine Reisegefährten wieder ein. Über diese Reise und ihre Ziele sind keine näheren Details bekannt.
Als er nach Prag zurückgekehrt war, begab er sich eines Tages nach dem Mittagessen an den Zaun des Spielplatzes des Institutes, und zwar deshalb, damit sonst niemand zuhören könne. Dann rief er die anwesenden Priester zu sich und sagte jedem klipp und klar, welche Zukunft ihm bevorstehe, das, was ihn in den nächsten zehn bis zwanzig Jahren erwarte. Einer, der dies miterlebte, behauptet, daß es sich von seiten Trochtas um eine wahre Vorhersage gehandelt habe, die sich dann wortwörtlich erfüllte. Wenn aber jemand Don Trochta gegenüber Zweifel äußerte, dann lächelte er und sagte: „Mach dir nichts daraus, mit mir wird es noch ärger."

Der Leitmeritzer Weinberg des Herrn

Am Feiertag des hl. Wenzel, am 28. September 1947, brachten Zeitung und Rundfunk die Nachricht, daß die nordböhmische Diözese Leitmeritz einen neuen Hirten habe: Dr. Stephan Trochta, bis jetzt Direktor des Salesianischen Institutes in Prag-Kobylisi. In den Jahren 1946 und 1947 ernannte Pius XII. drei

residierende Bischöfe auf verwaiste Sitze in Böhmen und Mähren. Für Brünn war dies Msgr. Karl Skoupy, früher Rektor des dortigen Seminars, für Böhmisch-Budweis Msgr. Josef Hlouch, Professor an der Theologischen Fakultät in Olmütz.

Msgr. Stephan Trochta wurde für eine Diözese ernannt, dessen Bischof noch am Leben war. Msgr. Alois Weber, deutscher Abstammung, ein Bischof von heiligmäßigem Lebenswandel. Wegen seiner unerschrockenen antinationalsozialistischen Haltung in der Zeit der Okkupation wollte ihn die neue Regierung nicht wie andere tausende Deutsche über die Grenze schicken, aber sein Alter und seine Krankheit und vor allem die neue politische und soziale Situation in Nordböhmen machten eine Seelsorgetätigkeit praktisch unmöglich. Bischof Weber dankte ab und starb kaum ein Jahr darauf.

Die abgewanderte Bevölkerung der sudetendeutschen Gebiete überließ die Grenzgebiete auf Gedeih und Verderb dem guten Willen der Kolonisatoren, wie dies einstmals im „Wilden Westen" gewesen war. Die neue Bevölkerung der Diözese Leitmeritz kam aus allen Teilen Böhmens und Mährens, ja sogar aus der Slowakei, aus Polen und Rußland. Rund 80 Prozent der Bevölkerung gehörten der Kommunistischen Partei an, die die so gewonnenen Grundstücke natürlich nach dem Parteibuch verteilte.

Vom religiösen Standpunkt aus fand dieses neu zugewanderte Volk Gottes in dem verheißungsvollen Land Kirchen und andere Denkmäler. Aber sie waren nicht gekommen, damit in den Kirchen gepredigt oder zumindest die heilige Messe gelesen oder die Sakramente gespendet wurden. Auf 449 Pfarren und 355 Kaplanstellen (nicht mitgezählt die Stellen der Katecheten und Religionsprofessoren) verblieben in der Diözese nur 107 tschechische und 1200 deutsche Priester, während normalerweise schon 1000 oder zumindest 800 für die Seelsorgetätigkeit notwendig gewesen wären.

Das bischöfliche Konsistorium, das der Bischof vorfand, bestand aus einem kranken Generalvikar und einem deutschen Priester, der Bischofssekretär war, aber einen Unfall gehabt hatte. Das Kapitel wurde von einem Kanonikus vertreten, der dem Tode nahe war.
Einige Priester verwalteten drei oder vier Pfarreien, andere, tüchtigere bis zu sieben und acht. Viele waren alt und krank. Die deutschen Priester erhielten kein Gehalt und stellten den neuen Bischof vor ein schweres Problem, das sehr akut war, denn auch der Bischof erhielt keinerlei Gehalt vom Staat. Das bischöfliche Einkommen bestand aus einer Pfründe. Diese setzte sich aus zwei Gütern zusammen, von denen eines verpachtet war und jährlich 40.000 Kronen eintrug, das zweite wurde von einem Angestellten des Bistums verwaltet und hatte eine halbe Million Kronen Schulden. Der Leitmeritzer Bischof war – wie er es selbst ausdrückte – der ärmste Priester der Diözese.
Die Leitmeritzer Diözese mit ihrem Priestermangel, ihren zahlreichen unbesetzten Pfarreien und beschädigten kirchlichen Gebäuden war von allen tschechoslowakischen Diözesen die geistig am meisten verwahrloste. Viele katholische Orte waren von den Bewohnern vollkommen verlassen, ihre Kirchen zugenagelt oder ausgeplündert, das Eigentum in den Pfarrhäusern durch die Nationalverwalter beschlagnahmt. Gerade wegen dieser tristen Verhältnisse wollte der Heilige Vater dort einen Bischof haben, der ganz im Geiste des hl. Don Bosco geformt war. Die Zustände, die in dieser Diözese herrschten, waren geradezu prädestiniert für eine salesianische Arbeit.
In diesem Sinne lautete auch die Antwort, die Dr. Trochta am 10. November auf seinen Danksagungsbrief an den Heiligen Vater erhielt: „ . . . Der Heilige Vater weiß genau, in welchem Zustand sich leider derzeit die Leitmeritzer Diözese befindet. Besonders gerne erteilt er Dir deshalb und allen, die Dir bei Deiner Arbeit helfen, den apostolischen Segen. Dominik Tardini."

Und Msgr. Trochta bat auch inständig in dem Brief, den er an den Generaloberen richtete, daß die Salesianer ihn nicht verlassen mögen.

Die unvergeßliche Feier der Bischofsweihe

Gott vergönnt manchmal seinen Getreuen ein wenig irdischen Ruhm, bevor sie neuerlich zu leiden beginnen. Auch der neue Bischof von Leitmeritz hatte, bevor sein Anstieg auf den Kalvarienberg begann, noch ein kurzes „Hosanna". Sonntag, der 16. November, wurde als der Tag, an dem die feierliche Bischofsweihe in der St.-Veits-Kathedrale in Prag vollzogen werden sollte, bestimmt.

Nach dem Fest Allerheiligen verschwand der neue Bischof plötzlich. Niemand wußte, wo er sich befand, und niemand konnte darüber etwas erfahren. Der Sekretär, fleißig wie eine Ameise und schweigsam wie ein Fisch, hatte die Vollmacht erhalten, alles zu erledigen und zu arrangieren, wie es ihm am besten dünke. Msgr. Trochta machte in dieser Zeit Exerzitien. Aus dem Brief, den er am 6. November an den Generaloberen in Turin sandte, wissen wir, daß ihm der Prager Nuntius, Msgr. Ritter, seine Villa in Karlsbad anbot, damit er sich dort ausruhe und geistig vorbereite, das höchste priesterliche Amt zu empfangen.

Am Samstag, den 15. November, wurde am Nachmittag im Smetana-Saal in Prag eine feierliche Akademie abgehalten. Freunde, ehemalige Mithäftlinge, hohe öffentliche Persönlichkeiten, Jugend, Pfadfinder, Mitbrüder: alle wollten dem neuen Bischof ihre Achtung und Liebe erweisen. Diese Akademie war eine unvergeßliche Feier. Es wirkte auch eine Kapelle von jungen Studenten und Oratorianern, gebildet aus fünf Kapellen zweier Salesianerinstitute, mit. Insgesamt spielten 168 Musikinstrumente unter der Leitung von Kapellmeister P. Januše. Sie

spielten auserlesene und anspruchsvolle Musik. Der Knabenchor der salesianischen Institute bestand aus 200 Mitgliedern und trug klassiche Gesänge und neue religiöse Werke des Komponisten P. Franz Vitasek vor. Die Pfadfinder traten mit einem Mädchenensemble auf, das Frau Prof. Kuškova leitete.
Im überfüllten Saal sprachen u. a. der Abgeordnete Dr. Horn im Namen der befreiten politischen Häftlinge, Dr. Velen Fanderlik im Namen der Vereinigung der Pfadfinder. Anwesend waren der päpstliche Nuntius Dr. Saverio Ritter, alle Bischöfe aus Böhmen, Mähren und der Slowakei. Im Saal war auch der Unterrichtsminister Dr. Stransky anwesend, ebenso Vertreter der Ministerien, die Prager Intelligenz, viele Mitglieder und Freunde der hohen Prager Gesellschaft. Am Ende der Feier dankte Msgr. Trochta allen – zum erstenmal in den neuen bischöflichen Gewändern, die ihm aus Italien als Geschenk zugesandt worden waren –, die an dieser Akademie mitgewirkt hatten.
Tags darauf fand die Bischofsweihe in der St.-Veits-Kathedrale statt. Die Weihe spendete der Nuntius Saverio Ritter, Mitkonsekratoren waren der Prager Erzbischof, Msgr. Josef Beran, und der Bischof von Königgrätz, Msgr. Picha. Den Präsidenten Dr. Beneš vertrat der Vorsitzende seiner Kanzlei, Dr. Smutny. Anwesend waren ferner der Vertreter des Ministerpräsidenten, weiters Mitglieder der Regierung, so der Verkehrsminister Dr. Pierot, der Minister für Technik, Ing. Kopecky, der Unterrichtsminister Dr. Stransky, der Gesundheitsminister Dr. Prochazka. Die gesetzgebende Nationalversammlung repräsentierte der Abgeordnete Petr und die Abgeordneten Hodinova-Spurna. Anwesend waren auch die Spitzen der Militärbehörden, Vertreter der Hochschulen usw., usw.
Die an sich schon ergreifenden Riten der Weihe begleitete mit seinen liturgischen Gesängen der Chor des St. Veiter Domes und die Salesianersängerknaben. Zum Schluß der liturgischen Zeremonie schritt der neue Bischof, mit dem Bischofsstab, dem

Bischofsring und der Mitra geschmückt, begleitet von vielen Kerzenträgern durch den Dom und segnete das kniende Volk. Als er zu seiner geliebten Mutter trat, küßte er ihr die Hand. Vom Dom zu St. Veit schritten die Bischöfe und die geladenen Gäste in den erzbischöflichen Palast, begleitet von einem gewaltigen Jubel der dort harrenden Menge. Der Prager Erzbischof, Beran, stellte dann vom Balkon seines Palais den neuen Leitmeritzer Bischof mit dessen alter Mutter vor. Der freudige Jubel schien kein Ende zu nehmen. Die vereinigten Musikkapellen der Salesianerinstitute konzertierten inzwischen vor dem Dom zu St. Veit.

Am Nachmittag fand am Hradschiner-Platz eine Parade der Pfadfinder statt. Diese marschierten anschließend mit Musik auf den Wenzelsplatz, wo sie am Denkmal des hl. Wenzel einen Kranz niederlegten. Msgr. Trochta hielt unterdessen im Dom die Nachmittagspredigt.

Dieser Tag lebte noch lange in der Erinnerung des neuen Bischofs fort. Am tiefsten aber gruben sich die Worte in sein Herz, die seine Mutter beim Essen zu ihm sprach. In dieser angenehmen Atmosphäre und beim Zutrunk der auserlesenen Gäste fiel ein prophetischer Ton mütterlicher Ermahnung: „Gib nichts auf ihre Reden! Heute rufen sie dir Hosianna zu, und morgen werden sie rufen: ‚Kreuzigt ihn!'"

Diese mütterlichen Worte hörten alle, die in der Nähe des neuen Bischofs saßen. Die Mutter drückte nicht nur ihre Meinung über den Ruhm ihres Sohnes aus, ihr Herz bangte bereits vor der Zukunft.

Ich komme im Namen des Herrn

Die Ankunft des neuen Bischofs in Leitmeritz war auf den folgenden Sonntag, den 23. November, festgesetzt. Ungefähr um 3 Uhr nachmittags fuhr eine kleine Kolonne von Personenautos vom Prager Salesianerinstitut ab. Bischof Trochta und die mit

ihm reisenden Gäste fuhren gegen Norden. Die Trauer und die Rührung beim Abschied von den geliebten jungen Burschen und den Mitbrüdern vermischten sich mit dem Gefühl der Ungewißheit vor der neuen Situation.
Die Autokolonne zweigte auf ihrer Fahrt in Richtung Theresienstadt in die Kleine Festung ab, dem Ort seines ehemaligen Leidens. Hier wollte der neue Bischof haltmachen. Auf dem Friedhof sagte er vor dem Gebet für die Verstorbenen: „Gottes Vorsehung hat bestimmt, daß ich bei meiner Antrittsreise zu meiner Leitmeritzer Diözese den Ort des Schreckens besuche, an dem mich Gott für diese Diözese vorbereitete . . . Ich weiß, wie schrecklich der Anteil des Leidens der hier Verstorbenen, wie bitter ihr Leben und wie trostlos ihr Sterben war . . . Aus dankbarer Liebe und Achtung vor ihnen lege ich hier einen Kranz nieder. Ich bin aber auch dankbar dafür, daß ich die Gräber dieser Märtyrer und Kameraden so nahe bei meiner neuen Heimat habe. Oftmals bin ich diesen Weg zu Fuß gegangen . . . Auch heute wollte ich wie ein büßender Pilger hierherkommen, damit ich mir bewußt werde, daß nach Tagen des Ruhmes wieder Tage leidender Prüfungen kommen, damit ich mich auf diese geistig besser vorbereiten kann."
Angekommen bei der Brücke über die Elbe, ließ Dr. Trochta die kleine Autokolonne wieder halten. Er stieg aus, kniete nieder, küßte die Erde und segnete mit einem großen Kreuz seinen neuen Weinberg, in welchem er arbeiten würde. Von da aus ging er mit seiner Begleitung zur Dekanatskirche und dann zur Kathedrale. Mangels des Kapitels begrüßte ihn der einzige Kathedralkanonikus – ein schwacher und kranker Mann. Dann vollzog der Prager Erzbischof, Msgr. Josef Beran, die Inthronisation. Er führte seinen ehemaligen Mithäftling und nun neuen Mitarbeiter im Bischofsamt zum Thron. Msgr. Trochta versprach, alle seine Kräfte der Diözese zu widmen.
Zwei Diözesanpriester begleiteten den neuen Bischof dann zur unbewohnten Propstei am Domplatz Nr. 10. Es war dies das

einzige unbeschädigte Gebäude am ganzen Leitmeritzer Platz. Die bischöfliche Residenz selbst war nicht bewohnbar. Nur drei Räume im zweiten Stock hatten unter der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht gelitten. Diese bewohnte der kranke Bischof Msgr. Weber. Msgr. Trochta wollte unter keinen Umständen diesem alten Bischof das letzte Stück Heimat wegnehmen. Er begnügte sich mit zwei kleinen Zimmern. Das notwendige Mobiliar schenkten ihm die Prager Salesianer. Kochen würde ihm die Mutter. Aus Turin wurde ihm erlaubt, daß sein Sekretär bei ihm bleiben dürfe. In den leeren Räumen des Konsistoriums flackerte die Nächte hindurch immer irgendwo Licht. Das geschah, um den Eindruck zu erwecken, daß der Leitmeritzer Bischofsplatz wieder bewohnt sei und daß es jetzt zu spät sei, jene Reste aus den Häusern wegzutragen, die nach Monaten der Gewalt und des Raubes die menschliche Habgier überdauert hatten.
Die Leitmeritzer Kathedrale und die Domherrnhäuser erhielten ihre Beschützer.

Das Pastoralprogramm und seine vielversprechende Verwirklichung

Ein später Spaziergänger auf dem Domplatz in Leitmeritz konnte bis lange in die Nacht hinein im Eckzimmer der provisorischen Bischofsresidenz Licht brennen sehen. Der neue Bischof arbeitete noch. Und er arbeitete bis zum Umfallen. Arbeit und Nützen der Zeit waren seine auffallendsten Merkmale. Das lag in seinem dynamischen Wesen. Seit seiner frühesten Jugend hatte er schwer arbeiten müssen, und in der Zeit seiner Gefangenschaft war die Arbeit besonders schwer gewesen. Zu arbeiten war für ihn das Schlagwort für bischöfliches Wirken.
Das zweite Schlagwort hieß Opfer, gleichsam als positive Annahme jedweden Leidens aus Liebe zu Christus und zum

Nächsten. Wer auf diese wesentlichen Inhalte des christlichen Lebens vergessen würde, würde den Prozeß der Erlösung nicht verstehen und im Falle der erzwungenen Untätigkeit verzweifeln.
Das dritte Schlagwort war Liebe, als das Wichtigste, das die beiden vorangehenden eigentlich erst erklärt. In seinem engsten theologischen und asketischen Denken wird der neue Bischof es auf alles beziehen, auch auf seine Feinde und Verfolger, und dies manchmal auch auf eine mutige Weise.
Interessant und symbolhaft ist das bischöfliche Wappen von Msgr. Trochta. Im ersten und vierten, blauen Feld des viergeteilten Schildes befindet sich ein silberrot geviertelte Kreuz, im zweiten und dritten, silbernen Feld eine Dornenkrone, geschmückt mit fünf blühenden roten Rosen. Über dem Schild sind die Insignien der bischöflichen Würde: in der Mitte das Vortragskreuz, links der Bischofsstab, rechts die Mitra. Das Kreuz wächst aus einem doppelten Lilienstamm, und so erinnert es an das Abzeichen der Pfadfinder. Über dem Wappen schwebt der grüne bischöfliche Hut, durchzogen von zwei Schnüren, an die sechs grüne Quasten geknüpft sind.
Der neue Bischof begann mit dem Wichtigsten. In der Kanzlei des Sekretariats hing ein großer Plan der Diözese, in dem alle Pfarrkirchen eingezeichnet waren. Er stand oft davor und überlegte, wie es anzustellen sei, allen Katholiken der Diözese den Besuch der heiligen Messe zu ermöglichen. Auf dem Plan war klar erkennbar, welche Pfarreien besetzt waren, und von diesen zeigten Pfeile auf nicht besetzte, die von einem markierten Zentrum aus verwaltet wurden. Die Diözese benötigte dringend mehr Geistliche, denn sie hatte nur ungefähr ein Fünftel der für die Seelsorge notwendigen Priester. Es ist verständlich, daß sich der neue Bischof in erster Linie an die Ordensgemeinschaften um Hilfe wandte.
Außer Salesianern waren es Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner und Augustiner, die ihm bereitwillig halfen. Diese Aktion

wurde von vielen Seiten kritisiert. Der Haupteinwand war, daß der Bischof – selbst Ordensmann – die Pfarren mit Ordensleuten besetze. Msgr. Trochta antwortete auf diese Vorwürfe bei einer Konferenz seiner Diözesanpriester: „Für unsere Klöster war es ein großes Opfer, daß sie uns Priester zur Aushilfe anboten, aber wer heute diese mit Mißtrauen aufnimmt, muß notwendigerweise den Eindruck erwecken, daß er egoistisch denkt und daß er die Gefahr nicht sieht und nicht begreift, die darin besteht, daß unser Grenzgebiet ohne Priester ist. Helft mir doch, Priesterberufe zu erwecken, und dann werde ich mich darüber freuen, wenn wir Diözesanpriester in den Pfarreien und Ordensleute in den Klöstern haben werden."

Nach dem Krieg kehrten ungefähr 20 Leitmeritzer Theologen ins Seminar zurück. Da dieses noch zerstört war, wurden sie provisorisch im Prager Seminar untergebracht. In den Jahren 1948/49 aber konnte der neue Lehrgang bereits im renovierten Leitmeritzer Seminar begonnen werden.

Der neue Bischof ließ sich detailliert über alles informieren, was im Seminar geschah. Persönlich verfolgte er die Fortschritte jedes Theologen, der sich auf die Weihen vorbereitete. „Mein Lieber, wie fühlst du dich hier?" fragte er z. B. freundlich einen von ihnen, begann mit ihm zu plaudern, ja zu scherzen, und mit einem Lächeln eiferte er ihn zur Arbeit an. Sehr oft erschien er zu den Rekreationszeiten seiner Theologen. Manchmal kam es auch vor, daß er ihnen eine Weile beim Volleyballspiel zusah. „Das ist ja furchtbar, wie ihr spielt", sagte er einmal. Dann steckte er das Solideo-Käppchen in die Tasche, schürzte den Talar und „stürzte" sich ins Spiel. Er war kräftig, von hoher Gestalt, und seine Schmetterbälle waren nicht leicht abzuwehren.

Ein weiteres Problem war der Katechismus- und Religionsunterricht in den Schulen. Msgr. Trochta löste es, indem er ein Institut für Laienkatecheten gründete, das den Namen „Zdislava" erhielt, nach der heiligmäßigen Frau Zdislava von Lem-

berg, die im 13. Jahrhundert in Nordböhmen lebte. Kurz darauf gründete er auch eine Orgelschule. Für den priesterlichen Nachwuchs schuf er ein sogenanntes Kleines Seminar in Mariaschein und für Spätberufene ein Institut in Aussig an der Elbe. Er gab eine Zeitschrift der katholischen Aktion heraus, die den Namen „Unsere Mitarbeit" erhielt. Der Rundfunksender in Aussig brachte seine Ansprachen und seine religiösen Vorträge unter der Rubrik „Der Herr Bischof erzählt".
In nicht ganz zwei Jahren der relativen religiösen Freiheit wurde viel Seelsorgearbeit geleistet, und es bestand die berechtigte Hoffnung, daß die Diözese wieder aufleben werde.

Auszüge aus Berichten über Missionsreisen durch die Diözese

Bischof Trochta besuchte in den ersten Monaten des Jahres 1948 persönlich seine Diözese und konnte sich vom kläglichen Zustand derselben überzeugen. Tiefe Trauer ergriff immer sein Herz, wenn er die verwahrlosten Pfarren sah, die leeren Kirchen und Pfarrhäuser, die leeren Klöster und die Gleichgültigkeit der neuen Ansiedler dieser Gebiete. Ganze Vikariate waren ohne Priester, in vielen Kirchen wuchs Gras.
Einmal, in der Gegend von Saaz, das Auto des Bischofs fuhr in ein verlassenes Dorf ein, das Brummen des Motors hallte von den Wänden der Häuser und versank in den leeren, verfallenden Gebäuden. Plötzlich stand ein schweres, bäuerliches Pferd vor dem Auto. Mitten im Lauf hielt es inne und schaute überrascht auf das ungewohnte Auto. Erschreckt bäumte es sich auf, sodaß den Autoinsassen ein frostiges Gefühl über den Rücken lief. „Na", meinte Bischof Trochta mit seinem trockenen Humor, „ganz ausgestorben scheint die Pfarre doch nicht zu sein."
Hinter dem Pferd tauchte plötzlich ein Arbeiter auf, der ebenso wie das Pferd über den Anblick des Autos erstaunt war. Neugie-

rig starrte er den Bischof an, der nun ausstieg und fragte, wo die Kirche und die Pfarre seien. Wortlos führte ihn der Bauer. Hohe Disteln, Brennesseln und Rhabarber mit großen Blättern umwucherten die Kirche und wuchsen sogar noch auf der Schwelle. Der Bauer mußte, bevor der Bischof die Kirche betreten konnte, das Unkraut entfernen und eine Brechstange holen, um die Tür aufzubrechen, die zugenagelt war. Mit Stolz erzählte er, wie er die Kirche vor ungebetenen Besuchern hatte schützen können. Leider sei es schon zu spät gewesen, da vieles schon gestohlen war.

Das war zu dieser Zeit nichts Neues. An der Kirche selbst waren noch Spuren von Vandalismus zu sehen, das ganze Innere war geradezu übersät mit Einschußlöchern wie aus einer Schrotflinte. „Wurde hier gekämpft?" fragte Dr. Trochta. „Nein", sagte der Bauer, „aber mein Vorgänger war kein sehr guter Mensch. Er ging in die Kirche, um auf die Tauben zu schießen, die durch die zerschlagenen Fenster hereingeflogen waren. Hier drinnen konnte er sie leichter treffen als draußen. Jetzt aber ist alles in Ordnung, wie Sie sehen können. Niemand kann mehr in die Kirche, denn ich habe die Tür zugenagelt." Und das Pfarrhaus? Die ehemalige Pfarre oder das, was noch davon übrig war, bestand aus einem zerstörten Haus, auf dem er große, schwarze Flecken feststellen konnte und in dessen Fenstern und Türen große Löcher waren. Im Innern lag Stroh auf den Böden, das bis zu den Knien reichte. Die eine Hälfte der Eingangstür lag auf dem Boden, die andere hing nur mehr an einer Angel und konnte jederzeit einstürzen.

Solche Bilder wiederholten sich immer wieder. Einmal, in der Rumburger Gegend, kämpfte sich das bischöfliche Auto schwer durch den hohen Schnee auf den Straßen. Plötzlich tauchte im Scheinwerferlicht ein Priester auf, den Bischof zu begrüßen. Er war allein. Er trug eine Mütze auf dem Kopf und einen Rucksack auf dem gebeugten Rücken. Mit schwankenden Schritten näherte er sich dem Auto, das jetzt stehengeblieben war. Der

Bischof vermutete in ihm irgendeinen Wanderer, der nicht mehr die Kraft hatte, ins nächste Dorf zu gehen und wollte ihn mitnehmen.
Jetzt erkannte der Priester seinen Bischof, fiel im Schnee auf die Knie und begrüßte ihn. Allein, ohne von seiner Herde umgeben, bot er den Anblick eines verlassenen Hirten. Die Demut, mit der er seine Mütze abnahm, und das verlegene Lächeln, das seine Situation entschuldigen sollte, sagten mehr als eine Begrüßungsrede.
Im Jahre 1948 lebten in der Leitmeritzer Diözese noch ungefähr 80 deutsche Priester. Sie waren wegen des hohen Alters oder krankheitshalber dort geblieben und versahen eigentlich ohne Befugnis priesterliche Funktionen. Ein erstes Anliegen des neuen Bischofs war es, diesen überalterten, kranken, im Dienste der Diözese erschöpften Mitbrüdern bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Auf seinen Seelsorgereisen sprach er immer wieder mit ihnen, von ihrer schwierigen Lage, von ihrem Kummer und ihrer Rechtlosigkeit. Soweit er konnte, half er.
Bitter für ihn war immer die Rückkehr von solchen Reisen. Traurig und in sich versunken saß der Bischof in seinem Auto, und keiner seiner Begleiter wagte es, ihn in seinen Gedanken zu stören. Es gab keine Worte des Trostes, die konnte er nur im Glauben finden.

Verhandeln im Namen der Bischöfe

Am Mittwoch, den 25. Februar 1948, übernahm die Kommunistische Partei die Macht in der Tschechoslowakei. Nur drei Monate lang hatte sich Msgr. Trochta völlig seiner Diözese widmen können. Die darauffolgende Zeit seiner Tätigkeit ist gekennzeichnet durch Arbeit, Kampf und Entbehrungen, um die wichtigsten Voraussetzungen für ein Überleben der katholischen Kirche überhaupt und der Religion in der tschechischen

Nation zu sichern. Wie schon im Vorwort darauf hingewiesen wurde, übersteigt es den Rahmen dieser kurzen Lebensskizze, die weiteren Ereignisse im Leben des Leitmeritzer Bischofs zu verfolgen. Dies ist auch deshalb bis heute noch nicht vollständig möglich, weil der Zugang zu vielen wichtigen Quellen dieser Zeit, in der sich die Tätigkeit Dr. Trochtas in gewissem Maße mit der Geschichte der katholischen Kirche in den böhmischen Ländern identifiziert, versperrt bleibt.

Deshalb einige Bemerkungen zu den allgemein bekannten Ereignissen. Dr. Trochta hatte bei diesen tragischen Geschehnissen von allem Anfang an die Gewißheit, daß seine Haltung als katholischer Bischof immer in Übereinstimmung mit den Wünschen des Heiligen Vaters sein müsse. Am Montag, den 23. Februar 1948, fuhr Msgr. Trochta nach Prag. Er hatte von seinem Freund aus dem KZ, Alexej Čepicka, kommunistischer Justizminister und Generalsekretär des Zentralaktionskomitee-Ausschusses der Nationalen Front, angeboten bekommen, Mitglied dieses Ausschusses zu werden.

Das Auto des Leitmeritzer Bischofs blieb zunächst vor der Nuntiatur stehen. Die Situation war spannungsgeladen. Die entscheidenden Augenblicke für die Freiheit der ganzen Nation standen bevor. Die religiöse Situation war bis dato noch nicht direkt gefährdet. Aber demjenigen, der die Vorgangsweise des Kommunismus kannte, war klar, daß der Kampf gegen die katholische Kirche nur mehr eine Frage der Zeit war. Zur Verwirklichung des Planes, die Kirche zu vernichten, gehörte es, nach einer bewährten dialektischen Methode die Bischöfe, die Priester und das gläubige Volk zu spalten und gegeneinander aufzuhetzen. Zu dieser Taktik gehörte es auch, die Kirche von Rom zu trennen und aus ihr eine kollaborierende nationale zu machen wie die russisch-pravoslawische Kirche. Dieser Methode konnte erfolgreich – zumindest für eine Weile – die Stirne geboten werden, aber nur, weil die Bischöfe eng mit den Priestern und dem gläubigen Volk verbunden blieben.

Den Leitmeritzer Bischof in den Aktionsausschuß der Nationalen Front zu bekommen, war ein zu durchsichtiger und naiver Schachzug in diese Richtung. Man unterschätzte die Intelligenz Dr. Trochtas und die Erfahrung des Prager Nuntius. Mit einem Lächeln und der ihm angeborenen Diplomatie drückte er an jenem denkwürdigen Abend dem Genossen Čepicka sein Bedauern darüber aus, daß seine schlechte Gesundheit und sein vollkommen unpolitisches Gespür ihn daran hinderten, dieses Angebot anzunehmen.

Das Zusammenspiel der folgenden Ereignisse bestätigte bald diese richtige Diagnose einer drohenden Gefahr. Gleich am 26. Februar wurden durch die Regierung die katholischen Zeitschriften „Katholik", „Sonntag" und „Sämann" eingestellt. Kurz darauf ersetzte man die katholischen Schulen durch eine Einheitsschule. Auf die Priester wurde starker Druck ausgeübt, der Kommunistischen Partei beizutreten oder zumindest mit ihr zusammenzuarbeiten. Kurz darauf erfolgten Wahlen, eine neue Verfassung wurde „beschlossen", und es kam zur Wahl eines neuen Präsidenten der Republik. Das alles löste größere Konflikte zwischen Kirche und Staat aus, einige waren geplant, andere aber nicht, manche entstanden zu früh.

Msgr. Trochta wurde von der Tschechoslowakischen Bischofskonferenz beauftragt, im Namen der Bischöfe mit der Regierung zu verhandeln. Dazu empfahl er sich nicht nur aufgrund seiner besonderen diplomatischen Begabung, sondern es war auch der Umstand ausschlaggebend, daß viele Regierungsmitglieder seine ehemaligen Mithäftlinge waren und ihm freundlich gesonnen waren. Msgr. Trochta verstand es, mit ihnen zu reden und in wichtigen Sachen scharfsinnig „nein" zu sagen. Aber vor allem verstand er es, den Eindruck zu erwecken, daß man demnächst zu einer Einigung kommen könnte.

Was die Verhandlungen besonders interessant machte, war Trochtas sprichwörtlicher Witz, manchmal auch Sarkasmus, in dessen Gebrauch er Meister war. Einmal erlaubte sich ein Mini-

ster den Scherz zu erzählen, wie angeblich Msgr. Šramek (Minister der katholischen Volkspartei) seinen Kollegen von der gleichen Partei, Minister Hala, bat, ihm eine Flasche französischen Cognac zu besorgen, was dieser auch tat, aber er berechnete angeblich den doppelten Preis. Die anwesenden Beamten lachten gehorsamst lauthals heraus. Dr. Trochta saß ruhig dabei und lachte auch vor sich hin. Als alle Anwesenden den Witz genug ausgekostet hatten, sagte Msgr. Trochta: „Und wissen Sie, meine Herren, warum dies so geschehen konnte? Wissen Sie, daß ist der Einfluß der politischen Tätigkeit. Und darum wundern Sie sich nicht, wenn die Bischöfe es nicht wollten, daß Plojhar (katholischer Geistlicher, Mitglied der Volkspartei, Kollaborant mit den Kommunisten) Mitglied der Regierung ist? Damit er etwas ähnliches nicht anordnen kann."

„Wir gehen unvorbereitet in eine unsichere Zukunft."

Msgr. Trochta wußte von Anfang an klar und deutlich, wie die Verhandlungen mit der Regierung ausfallen werden, ja ausfallen mußten.

Im November 1948 vollzog er seinen Besuch „ad limina" in Rom. Auf der Rückreise machte er Halt in Turin. Auf die Frage der Oberen, wie lange dieser Zustand in der Tschechoslowakei anhalten werde, antwortete er: „Vielleicht werden wir noch ein Jahr die Möglichkeit haben zu wirken. Und was dann geschieht, wissen wir nicht. Wir können uns nur Gott empfehlen. Aber ich fürchte, daß wir diesen Zeiten unvorbereitet entgegengehen."

Msgr. Trochta kehrte mit dem klaren Bewußtsein nach Hause zurück, daß er einer unsicheren Zukunft entgegengehe. Auf Wunsch Papst Pius XII. hatte er außerordentliche Vollmachten erhalten, die das Überleben der Kirche in den kommenden Zeiten der Verfolgung sichern sollten. Nach der Verhaftung und

Internierung der meisten Bischöfe, die er schon damals voraussah, sollte die Kirche nicht des sakramentalen Lebens beraubt werden.
Es lag im eigensten Interesse der Kirche, die Verhandlungen mit dem Staat so lange wie möglich fortzusetzen und die Liquidierung der freien Kirche nicht unnötig zu beschleunigen. Die Taktik, die durch Pius XII. und den Nuntius aufgewendet wurde, lautete: Die Verhandlungen hinausziehen so lange als möglich, Hinausschieben jedes direkten Zusammenstoßes, solange sich nicht neue strukturelle Bedingungen des Überlebens gebildet hätten. Es sollte sich dabei nicht um öffentliche Kundgebungen der Katholiken handeln, wie sie früher stattgefunden hatten, sondern um andere, ganz neue Arten des Lebens der Kirche „in den Katakomben". Wenn wir an all dies denken, können wir uns lebhaft vorstellen, welche Anstrengungen dem Leitmeritzer Bischof täglich die noch immer andauernden Verhandlungen mit der Regierung bereiteten. Von einer Verlängerung der Verhandlungen hing die Zukunft der Kirche ab, bis deren Hirten befreit sein würden. Msgr. Trochta mußte hoffen, daß seine delikate Situation, in die er durch den Willen des tschechoslowakischen Episkopats gelangt war, propagandistisch nicht ausgenützt werde und daß er ja nicht der Kollaboration mit dem Kommunismus beschuldigt würde.
So wurde von ihm in den Zeitungen berichtet, daß er unter den Bischöfen „der einzige verständnisvolle Freund des arbeitenden Volkes sei" und ähnliches. Urteile dieser Art wurden teils absichtlich verbreitet, damit alle Welt sehen könne, wie menschlich es bei den Kommunisten zugehe, andererseits wurden aber auch aus Unkenntnis falsche Nachrichten verbreitet, wozu sich leider auch kirchliche Kreise und Journalisten aus dem Westen hergaben.
Wer Msgr. Trochta persönlich kannte, kann sich vorstellen, welche Leiden er durchmachte, wenn er bemerkte, daß ihm seine Stellung als Unterhändler nach außen Reserviertheit entge-

genbrachte, auch in jenen Fällen, da andere Bischöfe, von Natur aus weniger diplomatisch begabt, als einzelne einen dezitierteren Standpunkt einnahmen.
Die Ereignisse gaben, wie vorauszusehen war, Trochta recht. Das Jahr 1949 war für das kirchliche Leben in der Tschechoslowakei entscheidend. Im Jänner dieses Jahres überreichten die Bischöfe dem tschechoslowakischen Staatspräsidenten Gottwald ein Memorandum. Sie zeigten eine Reihe von feindlichen Aktivitäten seitens der Regierung gegen die katholische Kirche auf. Klar und deutlich steckten sie die möglichen Grenzen eines Zusammenlebens mit dem kommunistischen Regime ab. Im Mai wurden die Ordinariatsblätter verboten. Im Juni erreichte die Spannung einen neuen Höhepunkt. Durch einen Hirtenbrief, der am 15. Juni 1949 auf einer Bischofskonferenz in Prag verfaßt worden war, wandten sich die Bischöfe direkt an das tschechoslowakische Volk. Sie wiesen auf den Vernichtungswillen des kommunistischen Regimes hin und forderten zur Einigkeit und Standhaftigkeit in der Verfolgung auf.
Der Gipfelpunkt wurde praktisch am 17. Juni mit der Installierung einer vom Staat errichteten „Katholischen Aktion" erreicht, die von den Bischöfen sofort verurteilt wurde. Am 19. Juni wurde der Prager Erzbischof, Msgr. Beran, interniert. Durch diese Ereignisse wurden die Verhandlungen mit der Regierung unterbrochen. Es begann eine Zeit der Verfolgung. Im Oktober wurde ein staatliches Kirchenamt eingerichtet und neue Gesetze eingeführt, wodurch die katholische Kirche praktisch in die Abhängigkeit des Staates übergeführt wurde, welcher mittels eingesetzter Kirchensekretäre jedwede Vollmacht der Ordinarien übernahm. Die Bischöfe wurden nach und nach interniert, die Klostergemeinschaften liquidiert. Die Freiheit der katholischen Kirche hörte zu bestehen auf. Das, was blieb, die durch den Staat beherrschte Kirche, gelangte in die Hände der „vaterländischen" Priester und war dazu bestimmt, allmählich liquidiert zu werden.

„Das Leben der Bischöfe ist eine immerwährende Agonie."

Von den Schwierigkeiten, die Msgr. Trochta in der Folgezeit erlebte, muß vor allem die Versammlung der Priester der Leitmeritzer Diözese erwähnt werden, die schnell für den 16. Juni nach Leitmeritz einberufen wurde. Sie fand einen Tag nach der Bischofskonferenz am Hradschin und einen Tag vor der Gründung der neuen Katholischen Aktion statt. Es war dies eine einzige Manifestation der Einheit und der Liebe zu ihrem Bischof, die dieser in nicht einmal zwei Jahren erreichte.

Zu dieser Versammlung kamen fast alle Priester der Diözese. Zunächst wurde jeder Priester einzeln in das Arbeitszimmer des Bischofs gerufen. Und dort, in Gegenwart des Generalvikars und eines Priesters, leistete jeder seinem Bischof den Eid der Treue. Der Bischof übergab dann jedem einen Abdruck des Hirtenbriefes vom 15. Juni, der am nächsten Sonntag, dem 19. Juni, den Gläubigen bei der heiligen Messe verkündet werden sollte.

Nachher versammelten sich alle Priester im Empfangssalon des Bischofspalais. Fast gleichzeitig erschienen auch drei Beamte der Polizei und verlangten, vom Bischof empfangen zu werden.

Dieser führte sie sogleich zur Priesterversammlung. In ihrer Gegenwart forderte er die Priester auf, sie mögen offen ihre Meinung zur gegenwärtigen Situation sagen. Sofort meldeten sich einige der Teilnehmer und kritisierten offen das Vergehen des herrschenden Regimes. Die Versammlung erreichte ihren Höhepunkt mit dem Auftreten eines Priesters, der mit erhobener Stimme aufrief: „Brüder, ich glaube wir leben in einer Zeit, wo wir unserem Bischof nicht nur Treue versprechen, sondern ihm diese auch schwören müssen." Daraufhin erhob der Bischof die Hand und verkündete feierlich: „Und ich schwöre euch, daß ich treu bis zum Tode sein werde." Die päpstliche und die tschechoslowakische Hymne beendeten diese Versammlung.

Die Beamten sprachen etwas betreten die Hoffnung aus, daß es doch noch zu einer Verständigung zwischen Staat und Kirche kommen werde. Der Bischof begab sich hierauf in Begleitung von vielen Priestern in seine Kathedrale, wo alle gemäß der schriftlich vorliegenden Verkündigung der Kirche die Treue schworen.
Am Sonntag, den 19. Juni, verlas Bischof Trochta selbst in seiner Kathedrale den Text des berühmten Hirtenbriefes des tschechoslowakischen Episkopates. Ein stilistischer Vergleich dieses Dokumentes mit anderen Schriftstücken Dr. Trochtas erweckt den Eindruck, daß der eigentliche Verfasser dieses Hirtenbriefes er selbst war. Vielleicht war auch die Idee, sich direkt an das Volk zu wenden, von ihm gekommen. Allerdings wurde mit diesen Ereignissen auch sein eigenes Schicksal besiegelt.
Es war dies die letzte öffentlich bedeutende Tat des Leitmeritzer Bischofs. Seine persönliche Lage verschlechterte sich zusehends. Der staatliche Kommissar kontrollierte seine Post und sein Telefon. Staatliche Beamte übernahmen die Verwaltung der Diözese. Er wurde genötigt, Msgr. Oliva zum Generalvikar zu ernennen, einen Priester, der mit der Regierung kollaborierte. In seiner Residenz wurde Bischof Trochta überwacht. Seine persönliche Freiheit war eingeschränkt auf zwei kleine Zimmer. Wer ihn sprechen wollte, hatte dadurch vor der Polizei seine Gesinnung schon zu erkennen gegeben. Manchmal, wenn er morgens aufwachte, waren seine Hände von den Injektionen zerstochen, die man ihm in der Nacht heimlich gegeben hatte.
Dennoch gelang es ihm aufgrund seines Scharfsinnes, den er in den KZs ausgebildet hatte, anderen Nachrichten zukommen zu lassen. So schrieb er z. B. im Mai 1950 in einem Brief an den Generaloberen in Turin, Don Ricaldone, folgendes: „ . . . alle Bischöfe haben Geheimpolizei in ihren Residenzen, ich habe sie zwischen den Türen. Die anderen Bischöfe können sich noch – wenn auch in Begleitung der Polizei – in der Öffentlichkeit zeigen, ich aber darf mit niemandem Kontakt haben . . . Mein

Leben ist ein unaufhörliches Leiden sowohl im physischen wie im moralischen Sinn . . . so viele enttäuschte Hoffnungen, so viele Verluste, so viele Treuebrüche und so viel Kirchenraub . . . mein Leben ist eine fortwährende Agonie . . . "

Die Mutter leidet mit ihrem Sohn

Als Dr. Trochta im Herbst 1947 nach Leitmeritz übersiedelte, versprach ihm seine Mutter, daß sie für ihn kochen und den Haushalt besorgen würde. Sie war eine Frau von besonderer Frömmigkeit und großer Kraft, weshalb es nur recht und billig ist, ihr hier ein paar Zeilen zu widmen.

Anna Trochta war 65 Jahre alt, als sie nach Leitmeritz übersiedelte, sie war also nicht mehr ganz jung. Eigentlich hätte sie ein Recht darauf gehabt, im Ruhestand bei ihrer verheirateten Tochter zu leben. Außerdem liebte sie ihre walachischen Berge und Hügel, wo sie geboren worden war, die Wälder, die Kühe, die Schafe, die Hühner und alles, was zu ihrem bisherigen Leben gehört hatte. Sie freute sich gewiß darauf, ihre letzten Jahre in Ruhe, in Gebet und Pflichterfüllung zwischen Kirche und Friedhof zu verbringen. Sie ließ dennoch alles liegen und stehen und reiste zu ihrer neuen Wirkungsstätte, wo sie anstrengende Arbeit, Schmerzen und Leid erwarteten. Sie war an Opfer gewöhnt. Ihr ganzes bisheriges Leben war voll von Leiden gewesen. Mit 30 Jahren wurde sie Witwe und mußte drei minderjährige Kinder aufziehen. Als sie vierzig war, wurde sie schwer krank. Kaum war sie wieder gesundet, mußte sie von ihrem heranwachsenden Sohn Abschied nehmen, der nach Italien fuhr, um zu studieren.

Ein harter Schicksalsschlag traf sie, als ihr Sohn 1942 verhaftet wurde. Sie begab sich – wenn auch vergeblich – nach Prag in der Hoffnung, ihren Sohn besuchen zu können. Und dann die vielen

Pakete mit Brot und Schmalz, die sie ihm nach Mauthausen und Dachau sandte, damit er am Leben blieb. Den ganzen Tag dachte sie immerzu an ihren Sohn, ob er wohl noch lebe. In Furcht und Hoffnung wartete sie auf Post, für ihn betete sie zu Hause und in der Kirche. Sie durchlebte mit ihm seine Leiden, und durch ihr Gebet und ihre Sorge bewahrte sie ihm sein Leben.

Der tiefe Glaube, die ungebrochene Hoffnung, die starke Liebe, die sie auch auf die Feinde ausdehnte, beschreibt sie in ihren Briefen. Im Oktober 1943 schrieb sie an den Direktor des Prager Salesianerinstitutes: „ . . . es läßt sich daran nichts ändern, solange der allmächtige Gott uns nicht selbst errettet. Wir müssen Gott danken, daß wir wenigstens so leben können, wie wir es tun . . . beten wir um eine Beendigung des Krieges . . . je länger der Krieg dauert, desto länger muß das Volk leiden . . . umso schwerere Pflichten erwachsen . . . Jetzt muß sich einer für den anderen aufopfern. Wenn Gott unseren guten Willen sieht, wird er sich unser erbarmen . . . . wir müssen hoffen . . . Gott ist allmächtig . . . vergeßt nicht, für uns zu beten. Auch wir werden für Euch und alle beten. Wenn ich könnte, würde ich auf einen hohen Berg steigen und der ganzen Welt zurufen: Betet, betet! Wenn die Welt nur die Kraft des Gebetes kennen würde, des aufrichtigen und demütigen Gebetes, und dann alle sich zu einer Gemeinschaft zusammenschließen und den Herrn bitten würden: das wäre etwas für die Zeit nach dem Krieg. Gott liebt die Liebe, er will nicht hassen . . . " Auch aus ihren anderen Briefen ist zu ersehen, wie eine große Mutter eines großen Sohnes langsam heranwuchs.

Bischof Trochta wußte nur zu gut, was für einen Schatz er in seiner Mutter besaß. In Leitmeritz sahen die Leute sie öfters im Garten arbeiten, und manchmal zog sie ein kleines Wägelchen mit Lasten durch die Straßen. Niemals berief sie sich darauf, daß sie die Mutter des Bischofs sei. Er selbst bemerkte einmal: „Ich glaube, meine Mutter muß den Kommunisten als perfekte Proletarierin vorkommen."

Anna Trochta erfreute ihren Sohn durch das Zusammenleben mit ihm, sie betete mit ihm den Rosenkranz, sie betete für ihn in der Kathedrale, als er sein Zimmer nicht mehr verlassen durfte, sie fand dabei viele Worte der Ermutigung. Nach der Verhaftung ihres Sohnes mußte sie für ihre Gebete im Haus der Rentner Zuflucht suchen.
Nach langer und qualvoller Krankheit starb sie am 28. Juni 1960 in Cernozice bei Jaromeř im Alter von 78 Jahren. Am Freitag, dem 1. Juli, wurden ihre sterblichen Überreste nach Francova Lhota überführt und in der Familiengruft beigesetzt. Anwesend waren alle Verwandten, nur ihr geliebter Sohn, der wieder einmal eingesperrt war, konnte am Begräbnis nicht teilnehmen.

Verurteilt wegen Hochverrats und Spionage

Dreieinhalb Jahre sich ständig verschärfender Hausarrest in der eigenen Wohnung genügten nicht, den Leitmeritzer Bischof zu Boden zu zwingen. Msgr. Trochta mußte untätig zusehen, wie alles, was er aufgebaut hatte, nach und nach vernichtet wurde.

Im Jahre 1950 wurden mehr als 70 Theologiestudenten entlassen, viele Bücher aus der Bibliothek des Seminars wanderten in die Papiermühle, aus dem Seminargebäude wurde ein Spital. Die katechetische Schule „Zdislava", die damals von ungefähr 30 Mädchen besucht wurde und unter der Leitung des Dominikanerpaters Skacela, eines bekannten Philosophen, sich auf das Lehramt in Religion vorbereiteten, wurde geschlossen. Aus dem Leitmeritzer Kloster der Klarissinnen, die an sich in Trautenau konzentriert waren, wurde ein staatliches Gefängnis gemacht.

Trotz alledem versuchte der in seiner Freiheit behinderte Hirte seine Herde zu lenken und gab Ratschläge, wie man sich in der Verfolgung verhalten solle. Nicht einmal die strengste Überwachung vermochte diese seelsorgliche Tätigkeit zu verhindern.

Inzwischen bereiteten die Partei und die Regierung einen Gerichtsprozeß und die öffentlich-rechtliche Liquidierung des Leitmeritzer Bischofs vor. In der Zeit der sogenannten „Verhandlungen" zwischen Episkopat und Regierung hatte Msgr. Trochta Gelegenheit, alle jene Personen, die über kirchliche Dinge zu entscheiden hatten, kennenzulernen. Die höchsten verantwortlichen Herren der Kommunistischen Partei waren sich bewußt, daß Bischof Trochta aufgrund seiner Intelligenz, seiner eindeutigen Entschlossenheit und seines unbezähmbaren Tatendrangs der gefährlichste Gegner sei, gefährlicher noch, als man auf Grund des ersten Eindrucks seiner nachsichtigen Gutmütigkeit glauben würde. Für Dr. Trochta genügte eine Internierung nicht, er mußte vor ein Gericht und exemplarisch bestraft werden.

Anfangs 1953 war alles vorbereitet. Am Freitag, dem 16. Jänner (ein Tag vor dem Tod von P. Ignaz Stuchly), kamen zum bischöflichen Palais am Domplatz Nr. 10 einige schwarze Autos. Msgr. Trochta wurde auf amtlichen Befehl verhaftet und in das Gefängnis von Prag-Ruzyně überstellt. Mit ihm wurden auch einige besonders treue Diözesanpriester, wie der ehemalige Rektor des Leitmeritzer Seminars, P. Fr. Rabas, weiters Fr. Vlček und Bohumil Landsman verhaftet und für den Prozeß vorbereitet.

Eineinhalb Jahre dauerten die unmittelbaren Vorbereitungen. In dieser Haft, genannt „Untersuchungshaft", kam der Häftling Trochta in die Hände von geübten Fachleuten Die physische und psychische Vorbereitung der Häftlinge für die öffentliche Verhandlung wurde unter der Aufsicht russischer Spezialisten durchgeführt, die bereitwillig dem brüderlichen tschechischen Volk zu Dienst waren.

Der Häftling wurde durch Drogen und Hunger so sehr geschwächt, daß er schließlich, willenlos, so weit gebracht wurde, daß er gerne die Selbstanklage auswendig vorzutragen lernte. Diese vorbereiteten Prozesse der Stalin-Ära machten auf

die naiven Beobachter einen tiefen Eindruck und ebenso auf die ausländischen Journalisten, die von der demütigen Selbstanklage der politischen Häftlinge nicht minder tief beeindruckt waren.
Am 22. und 23. Juli 1954 fand dann, etwas abgeändert von dem vorbereiteten Geständnis, die Gerichtsverhandlung statt. Die im Gerichtssaal Anwesenden hatten schon bald den Eindruck, daß die „beigebrachte Rezitation" des angeklagten Trochta eigentlich nicht dem Sinn der Fragen entsprach. Trochta hatte den Mut, sich zu verteidigen und etwas ganz anderes zu sagen, als ihm eingetrichtert worden war.
Mit einem Lächeln erklärte der Bischof die Tatsache später so: „Ich hatte zu dieser Zeit ziemlich viel Zucker und bemerkte bald, daß die Drogen nicht sehr auf mich wirkten. Ich ließ mir dies aber nicht anmerken, sondern lernte brav meine Rolle für das vorbereitete Theater. Bei der Verhandlung war es mir dann möglich, etwas ganz anderes zu sagen, als man mir eingetrichtert hatte." Aber das nützte ihm schließlich auch nichts, denn der Staatsanwalt beantragte eine Strafe von 25 Jahren, das Gericht schloß sich diesem Antrag an, und so wurde der Häftling Trochta verurteilt.
Und wofür wurde er verurteilt? Für die strafbaren Taten des Hochverrates und der Spionage. „Auf Grund von Weisungen des Vatikans und zu dessen Gunsten führte er durch Jahre Spionage- und umstürzlerische Tätigkeit aus, deren Ziel es war, die in der Tschechoslowakei installierte Volksdemokratie zu vernichten. Zielbewußt lenkte er die ihm unterstehenden Priester zu umstürzlerischer Tätigkeit unter den Gläubigen. Er gab hetzerische Hirtenbriefe heraus, ferner Rundschreiben mit antistaatlichem Inhalt, obwohl er zu dieser Zeit an den Verhandlungen zwischen dem Staat und den Bischöfen teilnahm, wobei er einer der wichtigsten Vertreter der Bischöfe war . . . die Anweisungen des Vatikans zu umstürzlerischer Tätigkeit erhielt er von der Prager Nuntiatur . . . er versorgte die Öffentlichkeit mit falschen und lügnerischen Nachrichten aus dem Vatikansender

. . . gründete Zirkel katholischer Jugendlicher . . . organisierte auf Grund der Angaben des Vatikans . . . er schuf ein geheimes Netz von Agenten . . . "

So oder ähnlich informierte die einheimische Presse die Öffentlichkeit über die Verurteilung Msgr. Trochtas. Übersetzt in eine normale Sprache ist daraus zu ersehen, daß das Regime dem Leitmeritzer Bischof vor allem seine Treue zum Papst und allen seinen Weisungen vorwarf. Weiters ist für die Welt sehr wichtig – aus der Verhandlung und dem Urteil –, die historische Wahrheit zu ersehen, daß Msgr. Trochta bereits in der Zeit der Verhandlungen mit der Regierung keine Zeit verlor, sondern diese benützte, um das Überleben der Kirche zu ermöglichen: Er schuf Zirkeln katholischer Jugendlicher und neue, diözesanjuridische Strukturen.

Der Staatsanwalt würde sich gewiß wundern, wenn ihm hier die Zustimmung zur gerechten Verwertung der seelsorglichen Tätigkeit des Leitmeritzer Bischofs ausgedrückt würde: Trochta arbeitete und kämpfte für die Kirche mit allen seinen Kräften, um ihre Freiheit in der Tschechoslowakei zu bewahren. Dem Bischof würden aber dafür nicht 25 Jahre Haft gebühren, sondern eine Belohnung in der Ewigkeit und auf Erden ein dankbares Andenken.

Verurteilung zu Haft

Vom Juli 1954, als er zu 25 Jahren Haft verurteilt wurde, bis zum Juni 1960, als er amnestiert wurde, verbüßte der Häftling Trochta seine Strafe in den verschiedensten Gefängnissen. Von diesem Abschnitt seines Lebens sprach Bischof Trochta nicht gerne. Nicht einmal in seinem Curriculum vitae, das er 1969 aus Anlaß der bevorstehenden Kardinalserhebung persönlich verfaßte, spricht er über diesen Lebensabschnitt. Nur kurz, ohne chronologische Reihenfolge, erwähnt er sechs Gefängnisse, in

denen er seine Haft verbüßte: Leitmeritz, die alte Festung Leopoldau, Ruzyně bei Prag, Pankrac (in Prag), Walditz bei Jičin und nochmals Leopoldau. (Hier ist zu erwähnen, daß fast gleichzeitig mit Trochta der spätere Staatspräsident Dr. Husak, der zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden war, auch einen Teil seiner Haft in Leopoldau verbüßte.)

Es wäre an sich nicht angebracht, hier ein Bild des Schreckens der kommunistischen Gefängnisse zu zeichnen, so sehr dies vom literarischen Standpunkt aus verlockend wäre. Es existiert darüber bereits eine zahlreiche Spezialliteratur. Es sollen deshalb auch nur einige Bemerkungen angebracht werden. Ziel des Aufenthaltes in einem Gefängnis war nach den amtlichen tschechoslowakischen Angaben die Umerziehung. Übersetzt ins Deutsche bedeutet das, einen Charakter zu brechen, die Ehre zu verlieren, moralisch zertrümmert zu werden und zu allen Schandtaten fähig zu sein.

Der Kommunismus in der Tschechoslowakei erreichte seine Ziele durch physische, psychologische und biologische Methoden. Diese Methoden mußte der Leitmeritzer Bischof am eigenen Leib erfahren. Wenn man dies alles weiß, kann man sich vorstellen, welche Tortur Msgr. Trochta durchmachen mußte. Begreiflich, daß er sein Schweigen damit begründete, daß „die Achtung vor der menschlichen Natur es erfordere, sie nicht im Detail zu schildern".

Man muß sich auch vorstellen, daß Msgr. Trochta an die Umstände dachte, unter welchen die Verhöre durchgeführt wurden. Während sich die übrigen Häftlinge nach den Prozessen geistig erholen konnten, war Bischof Trochta selbst nach seiner Verurteilung ständig Verhören unterworfen. Viele Häftlinge bezeugten, daß sie oft zum Verhör geholt wurden: „Das geschah meist völlig unerwartet, manchmal morgens, manchmal in der Nacht, manchmal am Tag. Dabei wurde man physisch und psychisch gefoltert. Wenn man in die Zelle zurückkehrte, war man in Schweiß gebadet."

Die Zeugen sagten nicht nur aus, wie sehr die Kommunisten die seelsorgliche Tätigkeit des Leitmeritzer Bischofs für wichtig hielten, sondern auch, wie sehr sie von der Unbeugsamkeit seines Charakters und von den Kräften der Gnade Gottes und auch von der Widerstandskraft, mit der er dem unmenschlichen Druck standhielt, beeindruckt waren.
Wer einmal Einzelheiten über solche Verhöre gelesen hat, begreift, daß es Trochta ohne die Gnade Gottes nicht möglich gewesen wäre, lange Widerstand zu leisten. Mitgefangene berichteten, daß Trochta einmal sagte, als man ihn wieder zum Verhör holte: „Wenn ich nicht Christ wäre, würde ich mir das Leben nehmen."

„Wende das Antlitz zur Sonne!"

Es ist nicht so wichtig, bis ins einzelne zu wissen, was ein Mensch alles erleiden kann, aber es ist wichtig zu wissen, wie er es erleidet. Ein wertvolles Zeugnis, das hier erzählt wird, gibt Einsicht in das Leben des Häftlings Trochta im Gefängnis zu Walditz, nicht nur um das Urteil über sein Leiden zu vervollständigen, sondern hauptsächlich um zu erfahren, wie er sich bemühte, auf seine Mitgefangenen wie ein guter Hirte religiös einzuwirken.
„Das Karthäusergefängnis", erzählte ein Mithäftling, „das nach dem ehemaligen Karthäuserkloster in der Gemeinde Walditz bei Jičin so genannt wurde, war das größte Objekt dieser Art. Aus den Fenstern des Gefängnisses war die wunderschöne Gegend eines böhmischen Paradieses zu sehen, aber die Aussicht gestattete auch einen Blick in die Gärten und den Park, die das Gefängnis umgaben. Bei einem Ausgang gesellte sich eines Tages ein Häftling zu mir, den ich bis dato noch nicht persönlich kannte. Ich hatte ihn schon vorher beobachtet. Trotz der miserablen Verpflegung hatte er sich eine imponierende Haltung bewahrt.

Er machte sehr bedächtige Bewegungen, aus denen ein langjähriges Martyrium zu erkennen war, er hatte ein ausgeprägtes Gesicht, aus dem eine fröhliche Weisheit blitzte und gleichzeitig auch ein Ausdruck von weisem Edelmut.
Für uns selbst hatte unser Äußeres längst jede Bedeutung verloren. Und dennoch, seine Bekleidung eiferte uns zur Nachahmung an. Er trug zu große Schuhe, welche im Kontrast zu den Hosen, die ihm nur bis zu den Waden gingen, noch größer erschienen. Wir nannten unsere Vornamen, ich erfuhr, daß er aus Leitmeritz sei, aber in Mähren geboren wurde.
Der Spaziergang im Freien erfreute mich sehr, denn dieser Mann strahlte, ohne daß er sich darum bemühte, besonderes Vertrauen aus. Bevor ich damals erfuhr, um wen es sich wirklich handelte, endete der Spaziergang. Beim nächstenmal trat er auf mich zu, und zu meinem Erstaunen sagte Stephan, daß auch er Pfadfinder sei. Ich wunderte mich nicht, da ich es bereits von irgendjemand erfahren hatte. In allen Strafanstalten wimmelte es damals von Pfadfindern, aber von diesem bereits betagten Mann, dem es nicht gelang, seine Würde unter der Häftlingsmontur zu verbergen, hatte ich dies nicht erwartet. Schließlich erfuhr ich, daß Stephan Bischof von Leitmeritz und geistlicher Zentralrat der tschechoslowakischen Pfadfinder sei. Aber nicht nur dieses Bekenntnis, sondern auch die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit bewirkten, daß wir uns sehr bald näherkamen. Ich entdeckte schon zu dieser Zeit mehrere bekannte Pfadfinderführer im Gefängnis, aber nicht jeder Stern war bereit, den früheren Glanz und die frühere Größe zu zeigen.
Unsere Gespräche drehten sich immer nur um die Jugend. Wir sprachen über das Pfadfinderwesen bei uns und in der Welt, von seiner Sendung und Zukunft, von seiner künftigen Nachkriegskrise bei uns, über das, was sich in diesen Jahren als gut bewährt hatte und worüber man nachdenken sollte, es zu ändern.
Wir sprachen von seiner Würde, die aus seiner großen Bescheidenheit und Demut kam . . . sein Antlitz strahlte in dieser tief-

sten Tiefe unserer Hoffnungslosigkeit einen Hauch von Fröhlichkeit aus. Er trug davon mehr als wir anderen. Er war der prominenteste Gefangene, besonderer Beobachtung und Provokation ausgesetzt.
Ich erinnere mich auch, wie einmal ein Aufseher seinen Wachhund so kurz an der Leine hielt, daß die sich aufbäumende, tolle Bestie zwar Schaum aus ihrem Maul in das Gesicht des alten Mannes spritzen, ihn aber doch nicht anfallen konnte. Die geringste Andeutung eines Erschreckens hätte ein gröhlendes Gewieher der Aufseher hervorgerufen. Wenn sich Stephan aber trotzdem beherrschte und sich nichts anmerken ließ, dann folgte dem ein wütendes Zerfetzen seiner Kleider und seiner Wäsche durch die Stiefeln der enttäuschten Aufseher. Solchen Beleidigungen hieß es die Stirne zu bieten. Mit solchen Handlungen erweckten die Aufseher natürlich Haß- und Rachegefühle bei den Gefangenen. Bei Stephan konnte man nicht die geringste Spur davon entdecken. Ich hatte immer den Eindruck, daß er dies alles ertrug, als ob nicht er, sondern die Quäler selbst die Opfer dieses schandbaren Spieles seien. Ich glaube nicht, daß er für durchgemachte Leiden mit anderen Leiden nicht vergelten wollte. Aber er floh auch nicht davor. Ich zweifle nicht daran, daß er die Entlassung aus dem Gefängnis hätte erreichen können. Es hätte genügt, wenn er die vorgelegten Bedingungen, die ihn zu einem Spielball der kommunistischen kirchlichen Politik gemacht hätten, unterschrieben hätte. Ich bin sicher, daß man ihn dann nicht lange danach auf sogenannte ‚Friedenskongresse' gesandt hätte.
Im Laufe der Zeit bemerkte ich, daß nicht nur ich, sondern vor allem die jüngeren Mithäftlinge Gegenstand seines zielbewußten und systematischen Interesses waren. Er konnte seinen Beruf niemals verleugnen. Er war hierin viel konsequenter als seine Gegner. Und so durchtobte ihn in so manchen stillen Augenblicken ein unsichtbarer, aber umso hartnäckiger Kampf. Es war dies ein Zweikampf der Vertreter zweier konträrer Welten. Die

eine Seite versuchte zu beweisen, daß der Mensch nichts anderes sei als das höchstentwickelte Tier, gelenkt durch den Trieb der Selbsterhaltung, und die zweite Seite suchte zu beweisen, daß der Mensch nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sei, ausgestattet mit einer unsterblichen Seele. In unserer Ohnmacht zeigte er uns, daß dies der Sieg des Geistes sei und wie wir zu Gott gelangen könnten . . .
Einmal, bei einem Ausgang, da wir von Draht und ebenso von hohen Mauern umgeben und auf uns die Maschinengewehre der Wachmannschaft gerichtet waren, sagte Stephan etwas zu mir – als er meine Niedergeschlagenheit bemerkte –, was auch anderen helfen könnte: „Wende dich der Sonne zu, und alle Schatten bleiben hinter deinem Rücken."
Stephan war eine große Persönlichkeit . . . ein weiser Mann, ein wirklicher Christ, ein großer Patriot, ein würdiges Beispiel, ihm nachzufolgen.

Teil der herrschenden Klasse

Im Jahre 1960 erließ der tschechoslowakische Präsident eine Amnestie. Ende Mai wurde der Häftling Trochta aus dem Gefängnis in Leopoldau, wo er sich derzeit befand, in das Gefängnis in Ruzyně bei Prag überstellt. Dort wurde ihm mitgeteilt, daß er begnadigt worden sei, allerdings unter der Bedingung, daß er niemals wieder sein Bischofsamt ausüben würde. Er müsse sich in den Arbeitsprozeß eingliedern und ein nützliches Mitglied der sozialistischen Gesellschaft werden. Vielleicht kursierten zu dieser Zeit bereits im In- und Ausland Details über die Umerziehungshaft des Leitmeritzer Bischofs, die dem Regime nicht angenehm waren und die Anlaß zu dieser Maßnahme gewesen sein könnten, oder es erfolgte seine Amnestierung unter dem Einfluß der neuen „Ost-Politik" des Vatikans, die der neue Papst Johannes XXIII. betrieb. Die wahren Hintergründe sind unbekannt.

Durch die Amnestie wurde Trochta zum zweitenmal ein entlassener Häftling. Nur war die gleiche Situation im Jahre 1945 etwas lustiger. Im Jahre 1960 durchschritt er an einem regnerischen Tag mit einem kleinen Ranzen in der Hand, der seine wenigen Habseligkeiten barg, ohne einen Groschen Geld in der Tasche die Pforte des Gefängnisses und wußte nicht, an wen er sich wenden sollte. Wer nimmt denn schon einen solchen Armen auf? Er mußte sich zunächst Arbeit suchen. Wer aber gibt einem ehemaligen Häftling Arbeit, noch dazu wenn er Bischof von Leitmeritz ist, den die Polizei ständig beobachtet? Schließlich erbarmte sich seiner eine Baufirma, ein verstaatlichtes Unternehmen, und von nun an mußte Trochta täglich um sechs Uhr früh an seinen neuen Arbeitsplatz eilen, dort Ziegel tragen, Mörtel mischen usw. Trochta wurde ein Bauhilfsarbeiter. Er erreichte damit die höchstmögliche Würde in der kommunistischen Gesellschaft. Er wurde ein Mitglied der berühmten Arbeiterklasse, welche in der Tschecholsowakei bereits seit dem Jahr 1948 an der Macht war, und mußte eigentlich stolz darauf sein, daß die Klasse, der er nun angehörte, das Schicksal mindestens der Hälfte der Erdbewohner lenkte. Der Leitmeritzer Bischof war ein Mitglied der herrschenden Klasse geworden. Bauarbeiter war er allerdings nicht lange. Die freien Kontakte mit den Arbeitern nützte Msgr. Trochta vor allem, um mit seinen neuen Freunden ihre ideologischen und religiösen Probleme zu lösen. Er wurde aber beschuldigt, die Arbeitsmoral zu untergraben und deshalb Ende Jänner entlassen.

In dieser Zeit ereignete sich auch ein bemerkenswerter Vorfall, über den ein Augenzeuge berichtet: „Msgr. Trochta ging zur Abendmesse in der Kirche zum Heiligen Kreuz in Prag am Graben. Es war dies die Kirche, wo er Jahre hindurch gepredigt und die heilige Messe gefeiert hatte. Als er zum Altar kam, um in der heiligen Kommunion den Leib des Herrn des Himmels und der Erde zu empfangen, erkannte ihn der Priester und begann voller Ergriffenheit zu weinen. Die Aufregung unter den Gläubigen,

der Auflauf der Leute um die Entdeckung des Leitmeritzer Bischofs machten die Polizei aufmerksam. Trochta wurde verhaftet und ermahnt, die öffentliche Ordnung nicht zu stören."
In den folgenden Monaten arbeitete Msgr. Trochta in Prag als Hilfsarbeiter, der Fußböden zu schrubben hatte, Wände in den Krankenhäusern anstreichen, Aufzüge instandhalten, WCs reinigen mußte u. a. Fast schien es, als würde er im Jahre 1961 zum Fabriksarbeiter befördert. In einem Schreiben vom 13. Juli 1961 teilt er seinen Oberen in Turin mit, daß er täglich acht Stunden arbeite, und zwar in einer Holeschowitzer Metallfabrik, daß er täglich die heilige Messe feiern könne und neben der Arbeit auch die Möglichkeit habe, die priesterlichen und Ordensverpflichtungen einzuhalten.
In der Metallfabrik arbeitete er in der elektrotechnischen Abteilung an der Installation von Teilen der großen Vibratoren der Flußbagger. Des öfteren wurde er auch mit einem Wägelchen in Prager Straßen gesehen, in welchem er Elektroinstallationsmaterial beförderte. Die Leitung des Unternehmens, die über seine Identität informiert war, kontrollierte wachsam, ob der Leitmeritzer Bischof auch strikt den Rat befolgte, den ihm die Polizei bei der Entlassung aus dem Gefängnis erteilte, „ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu sein". Er führte mit den Arbeitern fruchtbare Gespräche über Dinge, die ihm wichtig waren: über den Sinn des Lebens, über das Heil der Seele, über die Vorbereitung auf einen glücklichen Tod usw. Allgemein, so kann man in diesem Zusammenhang sagen, war der Einfluß der Arbeiterpriester auf die Arbeiter so stark, daß das Regime solchen Priestern öfters die Zustimmung zur offiziellen Ausübung ihres geistlichen Berufes gab, nur um die Mitarbeiter unter Kontrolle zu halten. Als sich einmal ein junger Mann aus diesem Betrieb um Aufnahme in das neue Leitmeritzer Seminar bewarb, wurde Bischof Trochta beschuldigt, diesen dazu angeregt zu haben. Er verwahrte sich zwar dagegen, aber die Polizei war nicht zu überzeugen.

Über diesen Abschnitt seines Lebens pflegte Bischof Trochta in Liebe und Rührung zu sagen: „ . . . damals konnte ich das Arbeitermilieu besser kennenlernen und die Gedanken der Arbeiter, und ich konnte so viele schöne Freundschaften schließen . . . Und dann, wissen Sie, es schadet auch einem Bischof nicht, wenn er lernt, sich selbst um etwas zu kümmern."

Krank und Rentner

Ende Februar 1962 erlitt Msgr. Trochta einen Herzanfall. Sein Herz war schon durch die Aufenthalte in den NS-Konzentrationslagern sehr geschwächt, und der Aufenthalt im kommunistischen Gefängnis verschlechterte diesen Zustand nur. Nicht einmal leichte Arbeiten, obwohl an Arbeit gewöhnt, konnte er längere Zeit durchhalten. Beinahe das ganze Jahr 1962 verbrachte Bischof Trochta im Krankenhaus oder in häuslicher Pflege. Aber es war für ihn eine Zeit des Ausruhens und gleichzeitig eine Gelegenheit, neue Wege des Apostolats und guter Pflichterfüllung zu finden.

Herzattacken hatte er jetzt allerdings öfters. Nach einem neuerlichen Anfall lag er nun im Prager Krankenhaus unterm Laurenziberg. Viele Bekannte kamen, ihn dort zu besuchen. In einem Brief nach Turin vom 12. September 1962 bedankt er sich für die Bücher, die er während seines Aufenthaltes im Krankenhaus erhalten hatte und die ihm viel Freude bereiteten. Es waren dies Nachschlagewerke über Philosophie und Theologie. Sein Zustand besserte sich. Er erbat sich bestimmte Medikamente, um sein Herzleiden zu heilen.

Einmal, im November 1962, wurde Dr. Trochta in das Kirchensekretariat bestellt. Dort wurde er ungewöhnlich höflich behandelt. Man bot ihm an, in Pension zu gehen, obwohl er darauf noch keinen Anspruch hatte (er war 57 Jahre alt), und von nun an in einem Caritasheim in der Nähe von Tabor zu leben. Damals hatte schon das Zweite Vatikanische Konzil begonnen.

Vielleicht hatte die allgemeine „Konzils"-Atmosphäre zu dieser Verbesserung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat beigetragen, vielleicht aber auch wollte die Polizei nur problemloser Trochtas Tätigkeit überprüfen können. Die Rente von 1.100 Kč war bescheiden. Eine Putzfrau hatte damals zur gleichen Zeit 800 Kč.

Das ganze neue Jahr verlebte Msgr. Trochta in Tabor, in der Straße des 9. Mai, Nr. 868, und durfte jeweils zur ärztlichen Behandlung nach Prag fahren. Im September wurde er sogar zur Kur nach Poděbrady geschickt. In einem Schreiben vom 2. Oktober 1963 dankt er den Oberen in Turin, daß sie ihm das Medikament „Esprina" geschickt hatten.

Auch nach Tabor strömten die Schäflein zu ihrem Hirten. Eine seiner Bekannten erinnert sich gut daran: „Ich war auf einem Autobusausflug ins südliche Böhmen. Es war im Herbst 1963. Ich erinnerte mich, daß Bischof Trochta in Tabor interniert sei, und so entschloß ich mich, ihn zu besuchen. Ein bekannter Priester zeigte mir das Haus, in dem er wohnte, damit ich nicht in der ganzen Stadt danach fragen müßte. Es lag in einer der Hauptstraßen. Es hieß das Květuv-Haus, denn es wurde nach dem Ersten Weltkrieg von der Familie Květ als Alters- und Krankenheim eingerichtet. Es lag in Richtung Bahnhof. Laien wohnten dort nicht, sondern nur einige alte Ordensleute. Gleichzeitig mit Bischof Trochta wohnte in diesem Heim Abt Machalka vom Prämonstratenserkloster Neureich. Im Hause hielten sich auch einige Schwestern auf, die den Haushalt besorgten.

Es wurde mir geraten zu sagen, daß ich den Abt besuchen käme. Im Haus befand sich ein Bevollmächtigter der Staatspolizei, der alle Bischöfe und das ganze Haus bewachte. Jeder Besucher mußte sich in ein Buch eintragen. Alles wurde durch den behördlichen Ausweis kontrolliert. Ich hatte Glück, denn der Verwalter war nicht im Haus. Zunächst öffnete mir eine ältere Schwester, dann erschien der Abt. Als ich ihm erklärte, warum

ich gekommen sei, lachte er. Denn alle Besucher fragten nach ihm, um in Wirklichkeit Msgr. Trochta besuchen zu können. Er führte mich in den ersten Stock, wo ich eine Weile warten mußte, bis Bischof Trochta kam. Er führte mich in sein Zimmer. Er war in Zivil. Ich staunte über sein gutes Gedächtnis, denn er erinnerte sich gut an Bekannte, an Theologen, an Priester oder daran, welche Kirche in welchem Dorf er eingeweiht hatte. Er lud mich zum Essen ein, bei dem auch Bischof Zela anwesend war, der erst vor kurzem in dieses Heim eingewiesen wurde."

In Radvanov

Im Dezember 1963, noch vor Weihnachten, übersiedelte Msgr. Trochta aus dem Heim Květ in Tabor in das Caritasheim im Dorf Radvanov bei Mlada Vozice im Kreis Tabor. Dort wurde gerade das kleine Schloß des Prager Großselchers Macesek renoviert. Dieses Schlößchen war außerdem für die Internierung der tschechoslowakischen Bischöfe bestimmt. Diese wohnten im angebauten einstöckigen Trakt. Jeder hatte sein eigenes Zimmer. Im ganzen Haus war Zentralheizung. Als Heizer fungierte Abt Machalka. Rings um das kleine Schloß befand sich ein großer Garten, dieser war Bischof Trochta anvertraut.
Im Jänner 1964 kam aus Mukarov, wo er bis dato interniert war, der Prager Erzbischof Msgr. Josef Beran. Durch seine Intervention wurden einige Erleichterungen gewährt. Die Bischöfe durften ohne besondere Kontrollen Besuche empfangen. Auch ihre materielle Lage besserte sich etwas. Infolge der großen Entfernung von bewohnten Zentren und mangels Verkehrsmittel vergrößerte sich das Gefühl der Abgeschiedenheit. Nach der Abreise des neuernannten Kardinals Josef Beran nach Rom wurden der Besuche in Radvanov weniger.
Am 26. März 1965 feierte Bischof Trochta in aller Stille und Abgeschiedenheit seinen 60. Geburtstag. Seine Gesundheit war nicht die beste, dessen war er sich voll bewußt. In einem Brief an

seine Oberen vom 8. Dezember 1964 entschuldigt er sich, daß seine Schrift so ungefällig sei. Dies komme von seinem verschlechterten Nervenzustand. Er bitte dringend um Medikamente, die in der Tschechoslowakei nicht erhältlich seien. Auch sein Herzleiden hätte sich verschlechtert. In einer beigelegten ärztlichen Diagnose ist zu lesen: „Insufficientia coronariae, Angina pectoris, infartum myocardii, fibrilatio atrorumet tachycardia, paroysmalis, hyperlipaemia, hypercholsterolemis". Nach Ostern 1965 verbrachte Msgr. Trochta drei Erholungswochen in Teplitz an der Bečva. Am 5. Mai 1966 schrieb er seinen Freunden von dort eine Ansichtskarte. Interessant ist die Bemerkung: „Ich bin drei Wochen hier auf eigene Kosten." Wahrscheinlich hat ihm jemand dazu großzügig etwas beigesteuert.

Im Jahre 1966 erhielt Msgr. Trochta die Nachricht von diversen Verhandlungen zwischen der tschechoslowakischen Republik und dem Staat über die Normalisierung der Beziehungen zwischen dem Staat und seiner persönlichen Situation. Auf Anfragen erwiderte er am 8. November 1966: „Ich weiß von diesen Dingen nichts . . . mein Gesundheitszustand ist schlecht. Aber ein vorzeitiger Verzicht auf mein Amt würde die Situation nur komplizieren. Deshalb warte ich geduldig." Bereits in einem Schreiben vom 8. August äußert er sich weiter dazu: „Persönlich ist mir alles völlig gleichgültig. Gottes Vorsehung wird zur rechten Zeit alles richtig einrichten."

Leider ist es nicht möglich, weitere Ereignisse in den Jahren 1967/68, die sich auf den Leitmeritzer Bischof beziehen, zu verfolgen. Es wird dies erst beim Überblicken der neuzeitlichen Kirchengeschichte möglich sein. Eines aber ist sicher: Msgr. Trochta begriff zu gut den Plan des derzeitigen Regimes, dem Leitmeritzer Bischof eine Rückkehr in seine Diözese nicht zu ermöglichen. Bischof Trochta widmete sich inzwischen in der Abgeschiedenheit seiner Internierung dem Gebet und der Betrachtung. Gottes Vorsehung richtete alles übrige.

VI.
Diesseitige und jenseitige Belohnung

Wer einen lebendigen Glauben an Gott hat und in ihm lebt, für den ist Leiden eine Art Apostolat. Krankheit, Gefängnis, aufgezwungene Untätigkeit gaben dem Leitmeritzer Bischof zum zweitenmal in seinem Leben Gelegenheit, sich einem ununterbrochenen Gebet und einem tätigen Apostolat hinzugeben. Auch wenn er von seiner Herde getrennt war, war er ihr doch als guter Hirte geistig immer gegenwärtig. Er nützte ihr durch sein Gebet, sein Beispiel und seine Verdienste.
Die allmächtige Vorsehung Gottes entschied, seinem treuen Diener nicht nur eine ewige Belohnung zu verleihen, sondern ihm auch eine sichtbare diesseitige Belohnung zu schenken: Er durfte in seine Leitmeritzer Diözese zurückkehren, und ein Jahr vor seinem Tod wurde er zum Mitglied des Kardinalskollegs ernannt.

Eingeladen zur Rückkehr

Im Jänner 1968 fand eine Änderung in der Leitung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei statt. Es kam zum sogenannten „Prager Frühling" bzw. es eröffnete der neue Generalsekretär Alexander Dubček die sogenannte kritische Ära des „Kommunismus mit dem menschlichen Antlitz". Ideologische Erleichterungen, Beseitigung der Zensur, Rehabilitationsprozesse für die lebenden und toten Opfer der „Stalin"-Ära gaben Hoffnung, daß es auch zu einer Verbesserung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat kommen werde und zu einer Verbesserung der religiösen Situation überhaupt.
Am Freitag, den 22. März 1968, erhielt Msgr. Trochta in Radvanov ein Schreiben, über welches er sicher sehr freute. Der Kapi-

telvikar der Leitmeritzer Diözese, Oliva, die Priester und Gläubigen baten ihn, zurückzukehren und von neuem die Leitung der Diözese zu übernehmen. Innerhalb von drei Tagen gab der Leitmeritzer Bischof eine positive Antwort: „ . . . Unter den derzeitigen Umständen ist es meine klare Überzeugung, daß es meine Pflicht ist, mich positiv zu Eurer Forderung zu stellen." Er bemerkte noch, daß in der neuen politischen Atmosphäre der tschechoslowakischen Republik alle Teile der Kirche und insbesondere die Leiter des kirchlichen Lebens in den Diözesen sich ihrer Pflicht bewußt sein müssen und einträchtig und mit Vertrauen sich an ihre wahren und rechtmäßigen Hirten zu wenden hätten.

Die Situation entwickelte sich tatsächlich so, daß die Hoffnung auf eine wesentliche Verbesserung der religiösen Situation wirklich berechtigt erschien. Msgr. Trochta stellte aber als Bedingung für seine Rückkehr nach Leitmeritz die Forderung auf, daß eine rechtliche Überprüfung seines Urteils vorgenommen und seine ungerechte Verurteilung im Jahre 1954 aufgehoben werde und ebenso die polizeiliche Aufforderung aus dem Jahre 1960 anläßlich seiner Begnadigung, seine bischöfliche Tätigkeit nicht mehr aufzunehmen, annulliert werde.

Tatsächlich kam es dazu. Am 19. Juli 1968 annullierte das Höchstgericht in Prag unter dem Vorsitz von Dr. O. Bočka das Urteil vom 23. Juli 1954 und verlautete, daß Dr. Trochta sich niemals der Tat des Hochverrats und der Spionage schuldig gemacht hätte. Sogleich nach seiner Rehabilitierung nahm Msgr. Trochta an der feierlichen Messe im St.-Veits-Dom zu Prag teil, die für alle Opfer der Verfolgung in der Stalin-Ära gelesen wurde. Vorher war es zum feierlichen Einzug in die Leitmeritzer Diözese gekommen, wo er schon dringend benötigt wurde. Am 27. Juli dankte er für die Autos, die ihm die internationale Caritas für seine Diözesanpriester geschenkt hatte und bemerkte dazu: „Die Anzahl der noch vorhandenen Priester ist nach den zwanzigjährigen Verlusten ärger als katastrophal.

Ich würde von jedem noch vorhandene eine fünffache Vermehrung benötigen."
Dr. Trochta nahm auch am Pfadfindertreffen in Domovina teil und wurde bei seiner Ankunft begeistert begrüßt. Auch bei anderen Pfadfinderversammlungen stand er immer auf der Wunschliste. Vor allem aber blickten seine Mitgefangenen mit Achtung, Liebe und Dankbarkeit zu ihm auf. Vielen von ihnen hatte er nicht nur ihre menschlichen Ideale bewahrt, sondern auch ihren Glauben an Gott gerettet. Aus Gesundheitsgründen und wegen der neuen Belastung durch seine seelsorgliche Arbeit konnte er nicht mehr an der Leitung des Geistlichen Rates der Pfadfinder teilnehmen. Sein Interesse an den Pfadfindern erlahmte aber niemals.
Noch im Juni 1968 baten ihn seine treuen Priester um eine Wallfahrt zur seligen Zdislava. Aber Msgr. Trochta fühlte sich noch nicht kräftig genug, an solchen Feierlichkeiten des gläubigen Volkes teilzunehmen, die in der neuen und freien politischen Atmosphäre zum Erwachen des religiösen Lebens beitragen sollten, seine geistigen Kräfte aber zu sehr beanspruchen würden.

Mahnung zur Einheit und Vorsicht

Es kennzeichnet einen guten Hirten, wie er sich zu seiner vom Wege abgekommenen Herde und zu Helfern, die sich eines Vergehens schuldig gemacht haben, benimmt. Es ist bekannt, daß nicht alle Priester, die geweiht sind, dem Bischof helfen und die Kraft und die Standhaftigkeit haben, ihm im Leiden nachzufolgen und gleich ihm eine mehrjährige Haft auf sich zu nehmen. Viele wählten die Zusammenarbeit mit dem Regime unter zweifelhaften Bedingungen: einige aus Schwachheit, einige mit der guten Nebenabsicht, zu retten, was zu retten sei, einige aber auch aus Überzeugung. Msgr. Trochta verurteilte ihr Verhalten nicht, er respektierte ihre Gewissensentscheidungen. Einmal,

gleich zu Beginn des Frühjahres 1968, forderte er alle seine Priester ohne Rücksicht auf ihre frühere Einstellung auf, mit ihm gemeinsam die künftige Zusammenarbeit zu beraten. Dies ist in einigen Sätzen der Sinn seiner Betrachtungen vom 21. April 1968, veröffentlicht in der „Katholischen Zeitung", die ein Beweis der tatkräftigen und nachsichtigen Liebe des Leitmeritzer Bischofs sind.

„Arbeiter, auf in den Weinberg, vereinigt euch im heiligen Geist auf engste Weise mit euren Mitbrüdern, die aus dem Weinberg vertrieben wurden! Möge sich niemand von den Anwesenden als etwas Besseres wähnen, weil er vielleicht mehr getan, mehr gelitten, mehr Opfer gebracht habe. Mit jedem einzelnen wurde ein Lohn ausgehandelt, der mehr als gerecht war. Jedem wurde mehr Lohn zuteil, als ihm gebührt. Wieviel, was und wie jeder von uns sich Gefahren für die Interessen Gottes und das Wohl der Nation ausgesetzt hat, weiß nur der allwissende Gott. Deshalb ohne viele Abwägungen: Alle wieder zurück an ihre Arbeit."

Msgr. Trochta als guter Hirt konnte sehr wohl zwischen Schwäche und bewußtem Verrat unterscheiden. Hochmütige Eitelkeit, die nur nach Würden und Wohlergehen Sehnsucht hat, verursachte oft eine Verschlimmerung und mehr Schäden als durch die tätige Kollaboration, die auf die Vernichtung der Kirche abzielte. In diesem Falle ist die öffentliche Wiedergutmachung ein Gebot der Gerechtigkeit.

„Mit den vielen, die sich durch Jahre in den Vorzimmern aufhielten und freiwillig Werkzeug der Zerstörung des christlichen und nationalen Geistes sind, mit denen vereinbart nichts. Ihre Uhr ist abgelaufen, und sie selbst müßten begreifen, daß für sie die Zeit der Buße begonnen hat, eine Buße des Lebens und des Denkens. Wenn jeder von uns auch seine geheimsten Sünden bereuen muß, dann müßten dies umsomehr jene tun, die öffentlich sündigten und Verwirrung in den Stall Christi trugen, jene, die bei den Fleischtöpfen Ägyptens saßen, während ihre Brüder

Hunger litten . . . Überlassen wir alles dem barmherzigen Gott, urteilen wir über niemanden, werfen wir gegen niemanden einen Stein . . . warten wir mit brüderlichem Verständnis auf ihre Wiederkehr in den Weinberg des Herrn, warten wir auf eine Rückkehr mit einer völlig ausgetauschten Seele, nicht nur mit einer verkleideten."

Im Monat Mai des Jahres 1968 konnte man schon gefährliche Anzeichen der Ungeduld im Kampf gegen die derzeitige Lage bemerken. Die neue Richtung des politischen Lebens zeigte deutlich an, was im Monat August eine nicht vorhersehbare Rachsucht verursachen werde. Msgr. Trochta sah die Gefahr des Freiheitsverlustes voraus und mahnte soviel als möglich zur Vorsicht. In seinen interessanten Überlegungen, die er in der „Katholischen Zeitung" vom 5. Mai veröffentlichte, forderte er die kirchlichen Machthaber auf, schnell und klug zu handeln.

„Es ist nicht weit zum Paradoxon, daß der freie Mensch sich nicht bewußt ist, wie er sich über die Freiheit freuen kann. Nicht immer weiß er auch, wie diese Freiheit zu gebrauchen ist . . . einige sind an sie schon lange Zeit gewöhnt . . . wir müssen die Freiheit mit Weisheit gebrauchen und ebenso mit Disziplin, mit dem Gedanken an den Frieden, an die Tatsache und Möglichkeit, sie schrittweise zu verwirklichen."

Msgr. Trochta hatte einen klaren Überblick über die neue Situation, ihre Möglichkeiten und Gefahren. Er drängte deshalb darauf, daß schnell und klug in den Angelegenheiten der erneuerten religiösen Freiheiten gehandelt werde. „ . . . Es gibt Aufgaben, die so schnell wie möglich verwirklicht werden müssen (z. B. die Rückkehr der Bischöfe in ihre Diözesen), denn es ist möglich, daß sich eine Chance nicht wiederholt . . . manches andere kann man nur nach einiger Zeit lösen . . . Nur derjenige, der bereit ist, sich ohne Zögern zu opfern, vergißt auf sich und leidet mit Christus für die höchsten Interessen und gibt die Garantie, daß er selbst nicht irregeht und andere dazu verleitet."

„Gott selbst hat es uns vergönnt, daß wir rechtzeitig und ohne Schaden durch das Rote Meer gehen. Wir schreiten schnell und in geordneten Reihen in Richtung zum versprochenen Land. Aber erwarten wir nicht, seine Schönheiten unerwartet zu erblicken. Wir werden noch lange in der ausgetrockneten Wüste umherirren, dafür müssen wir aus den Zehn Geboten lebendige Kraft schöpfen."

„Ich biete euch neuerlich mein Leben."

Sonntag, der 1. September, war in Leitmeritz ein Feiertag. Nach 15 Jahren war Msgr. Trochta triumphal hierher zurückgekehrt: in seine Diözese. Er wurde begeistert empfangen. Nach Augenzeugenberichten mit wesentlich mehr Begeisterung als im Jahr 1947. Er hielt bei der heiligen Messe in der Kathedrale wie immer eine brillante, unvergeßliche Ansprache. Auch uns ist es nützlich, wenn wir etwas über den Seelsorgsplan des Bischofs erfahren, deshalb werden Teile davon im Nachhang veröffentlicht.
Msgr. Trochta war sich dessen völlig bewußt, daß er nur durch Gottes Wille zu seiner Braut, der Diözese von Leitmeritz, zurückkehren konnte, „mit der ich durch unzertrennliche Bande der Treue, der Ergebenheit und der Liebe verbunden bin, der ich niemals untreu werde". Es ist ihm deshalb selbstverständliche Pflicht, für die Leitmeritzer Diözese zu arbeiten und sich für sie mit allen seinen Kräften aufzuopfern. „ . . . Ich biete euch mein Leben und meinen Tod. Aber solange mich Gott durch Barmherzigkeit hier beläßt, biete ich mich euch ohne jeden Vorbehalt an."
Sein Blick in die Zukunft war realistisch düster, aber doch etwas erhellt durch die christliche Hoffnung. Das, was die Menschen in der Tschechoslowakei befürchteten, daß es schon im Mai kommen werde, geschah dann wirklich im August, als der „Prager Frühling" plötzlich, ohne Sommer und Herbst, in den russischen „Winter" überging. Damit ergab sich eine neue Situation,

die sich eindeutig zu einer „Normalisierung" entwickeln sollte. Was das Leben der katholischen Kirche anlangt, bedeutete dies eine ständige Beschneidung ihrer neugewonnenen Freiheit mit dem Ziel der vollständigen Unterdrückung und der Liquidation des christlichen Glaubens. Nach den neuen „klaren" Richtlinien sollte das Christentum durch die Weltanschauung des Marxismus ersetzt werden. Das alles wußte Msgr. Trochta, als er neuerlich sein Amt übernahm. Dennoch hatte er Hoffnungen. Dem Normalisierungsdruck mußte die Stirn geboten werden durch Einheit und durch engste Zusammenarbeit aller Mitglieder der Kirche. In seinen einführenden Worten wies er alle anwesenden Priester und Laien auf diese gemeinsame historische Verantwortung hin.

„Vergessen wir nicht", sagte er, „daß wir als allgemeine Kirche niemandem etwas schuldig sind. Bedenken wir, was und wie wenig wir ihnen gegeben haben und was wir noch geben können; sammeln wir alle unsere moralischen Kräfte und werfen wir sie in die Schale einer schicksalhaften Waage.

Stärken wir uns auf der unteren Ebene. Strengen wir uns an, bemühen wir uns, im Gebet und Nachdenken zu erfahren, was uns, den christlichen Gläubigen, in diesem Land und in dieser historischen Situation Gottes Heil bedeutet . . . "

Die erste und grundlegende Pflicht der heutigen Christen in der gegebenen Situation sei ein konsequentes, christliches Leben. Ohne dieses Leben sei jedwede Tätigkeit unfruchtbar, wenn nicht unmöglich. „Zunächst müssen wir uns selbst zusammenreißen . . . das moderne Christentum muß eine nüchterne und einfache Form haben. Es soll männlich wirken, befreit von überflüssigem Prunk, anziehend durch die Lauterkeit des Lebens und durch die Kraft der Wahrheit . . . wir stellen zunächst das Leben in der Liebe zu Gott sicher, gestärkt durch dessen Sakramente, durch das Gebet und durch gute Taten." Die zweite Pflicht, welche der Leitmeritzer Bischof in dieser gemeinsamen Arbeit sich, seinen Priestern und den Gläubigen seiner Diözese

für die nächsten schweren Jahre zur Pflicht erhob, war die Arbeit zum Heil der Seelen ihrer Nächsten. Dieses aufrichtige apostolische Symbol der christlichen Religion erhält in der heutigen modernen globalen Seelsorge vor allem die Form eines Dialoges.
„Wir erneuern uns ständig innerlich, wir gehen direkt auf den offenen Dialog zu. Wir bleiben nicht stehen auf der Suche nach Wegen für gutes Zusammenleben aller Menschen, die guten Willens sind bis zu den äußersten Schranken der Möglichkeit. Immer sind wir bereit zu vertrauen, zusammenzuarbeiten und teilzunehmen am Aufblühen aller wahren Werte, mögen sie von wem immer verwirklicht werden.
Wir bieten jedem die Hand zur Zusammenarbeit an einem guten Werk, denn wir haben Mut zu vertrauen . . ."

„Kehr zurück in den Weinberg des Herrn!"

Es ist selbstverständlich, daß der Bischof einer Diözese ohne Priester nichts zustandebringen kann. Im Jahr 1968 hatte die Leitmeritzer Diözese nur 130 Priester für 433 Pfarreien. Mehr als 50 Kirchen waren in einem solch baufälligen Zustand, daß sie nicht mehr renoviert werden konnten. Weitere hätten nur durch eine rasche Sanierung gerettet werden können. Aber dazu fehlte fast alles: Arbeiter, Material, Zustimmung der Ämter . . .
Die größte Sorge des Leitmeritzer Bischofs allerdings war der Priestermangel. Die staatlichen Vorschriften für den Priesternachwuchs waren zwar etwas gemildert worden, und das Seminar in Leitmeritz, das einzige für sechs Diözesen, füllte sich mit neuen Studenten, die aus allen möglichen Berufen kamen. Aber es genügt bei weitem nicht, dem Priestermangel Abhilfe zu verschaffen.
Msgr. Trochta wollte vor allem den persönlichen Kontakt mit seinen Priestern erneuern. Er bereiste die ganze Diözese,

besuchte die Priester in ihren Pfarren, schrieb Briefe an die, die sich außerhalb der Diözese aufhielten.

Am 24. Oktober 1968 sandte der Leitmeritzer Bischof ein Rundschreiben an alle seine Mitbrüder mit der Aufforderung, zurückzukehren. Viele von ihnen befanden sich in einem Arbeitseinsatz, oft gegen ihren Willen; viele von ihnen, die aus dem Gefängnis entlassen worden waren, waren gezwungen, da sie keine staatliche Zustimmung zur Ausübung des Priesterberufes erhalten hatten, sich einen zivilen Beruf zu suchen; viele von ihnen waren in der Zeit des „Prager Frühlings" in die Seelsorge zurückgekehrt; viele von ihnen aber hatten sich bereits an die neue Lebensweise gewöhnt und sehnten sich nicht nach den verlassenen Pfarreien. An diese Mitbrüder wandte sich der Bischof mit Trauer im Herzen: „Am meisten kränkt es mich, daß ich euch nach so vielen Jahren eurer Treue, der Ausdauer und der Drangsale nichts Schönes bieten kann. Mit diesen verlassenen Pfarren und zerfallenen Kirchen, die auf eure Rückkehr und sorgende Hand warten, kann ich euch wirklich nicht zu einer Änderung eurer Haltung verlocken. Und es liegt leider nicht in meiner Macht, daß ich dies zunächst alles in Ordnung bringe, so wie ihr dieses wünschen und verdienen würdet.

Kein Mensch, auch kein Bischof ist allmächtig. Dies ist allein Gott, und er ist der einzige, der euch in der Ewigkeit nach euren Verdiensten belohnen wird und der eure Leiden in ewige Freuden verwandeln wird. Ich lege euch neuerlich Christus ans Herz, den ihr an dem denkwürdigen Tag eurer Weihe in euch aufgenommen habt, von dem ihr euch niemals trennen könnt, und dadurch seid ihr zu Sklaven geworden und vorbereitet zur Krone des Ruhmes. Nicht ich, aber Christus lockt euch, dieses Joch zu tragen und wird euch belohnen, denn er ladet euch nicht mit Würden ein, die euch nicht gebühren würden. Er selbst verkündet ‚Jugum meum suave est et onus meum lave' (Mt 11, 10)."

Der Rückkehr solcher Priester stellten sich vor allem zwei Hindernisse entgegen: die Unterdeckung des Fonds für „Arbeiter auf kulturellem Sektor" (in welchen die Priester fielen), darunter fielen aber auch jene Priester, die mit einer Strafe behaftet waren, welche im Strafregister vermerkt war und die zunächst getilgt werden mußte. Der Bischof gab deshalb praktische Ratschläge, was getan werden müsse, um bei den Rehabilitationskommissionen die rechtliche Rehabilitation zu erlangen.
Schließlich sprach der Bischof von der lobenswerten Haltung jener Priester, die trotz ihrer zivilen Beschäftigung gemäß § 16 mit staatlicher Zustimmung sich bemühten, in der Seelsorgearbeit auszuhelfen. Dies konnte allerdings nur als Notlösung angesehen werden. „Bei dem heutigen katastrophalen Priestermangel können Priester nur für jene Arbeiten eingesetzt werden, in denen sie unersetzlich sind. Priester für Arbeiten einzusetzen, die auch ein Laie verrichten kann, können wir uns weiterhin nicht leisten." Der Leitmeritzer Bischof kündigte dann noch an, daß er bald nach Rom fahren würde, wo er u. a. auch den besonderen Segen des Heiligen Vaters für sie erbitten werde.

„Festigt euren christlichen Charakter!"

Nachdem die priesterliche Zusammenarbeit im Weinberg des Herrn gesichert war, wandte sich die zweite, konkrete Seelsorge Msgr. Trochtas dem christlichen Leben der Laien zu.
Der Leitmeritzer Bischof war sich vom Beginn seiner Rückkehr in seine Diözese bewußt, daß der Prozeß der „Normalisation" schon bald die Freiheit seiner Seelsorgstätigkeit einschränken würde, aber auch die Tätigkeit seiner Priester. Seine Befürchtungen verheimlichte er nicht, und zu seinen nächsten Mitarbeitern bemerkte er realistisch, daß der katholischen Kirche ein neuer Kampf bevorstehe, der anders als in den Jahren 1948/49 verlaufen werde. Es werde nicht mehr zu einer Verhaftung der

Bischöfe und ihrer Internierung in ihren Residenzen kommen, aber der Kampf werde genauso schwer sein. Diesmal würden es nicht die Priester und Bischöfe sein, die die Hauptlast der Verfolgung tragen würden, sondern die gläubigen Laien.
Die Laien müßten sich deshalb dieser kommenden Dinge bewußt sein und sich darauf vorbereiten. Die beste Vorbereitung wäre ein konsequentes und eifriges Leben aus dem Glauben. Dazu forderte sie Msgr. Trochta in seinem ersten Seelsorgsschreiben auf, das er nach seiner Rückkehr veröffentlichte und das geradezu symbolisch das Datum des Feiertages des hl. Wenzel trug. Dieses Rundschreiben ist ein sehr wichtiger Beweis, nicht nur um das Seelsorgsprogramm Msgr. Trochtas kennenzulernen, sondern auch den Reichtum und die Wahrhaftigkeit seines eigenen geistigen Lebens. Seine Ratschläge und Richtlinien sind klar und durch das Leben erprobt.
Der Leitmeritzer Bischof ermahnte seine Gläubigen, sie möchten nicht leichtfertig die Schwierigkeit der Situation unterschätzen. Es käme die Stunde der Prüfung, die ohnedies noch nicht zu Ende sei. Das Leid ist in erster Linie Zeichen der besonderen Liebe Gottes. „Auch wenn sich heute vor unseren Augen ein undurchdringlicher Schleier herabgesenkt hat und uns ein weiteres Stück eines opfervollen Weges erwartet, vertrauen wir darauf, daß auch diese Prüfung ein Beweis der Liebe Gottes zu uns ist . . . Vertrauen wir auf Gott, der uns dann als würdige Vertreter unseres Glaubens anerkennen wird. Bitten wir ihn, daß er unseren Glauben stärke und auch die Hoffnung, daß wir mit christlichem Optimismus ausharren auf dem eingeschlagenen Weg zur Einheit und daß wir tapfer die höchsten menschlichen Güter verteidigen." Wir fürchten uns nicht! Die Prüfungen überstehen wir im Bewußtsein, daß die christliche Religion uns Hoffnung und Kraft gibt. Das ist die erste Voraussetzung, um die heutige schwere Situation zu überleben.
„Die auf uns zukommende Zeit erfordert den ganzen Menschen. Wir bereiten uns auf sie durch ein wirklich geistiges Leben vor,

damit wir moralisch ohne Tadel sind und ihren Aufgaben gerecht werden. Die Gegenwart zwingt uns zu ernsten Überlegungen. Unsere Einstellung nötigt uns bereits zur Verantwortung und verpflichtet uns, allen Gläubigen zu helfen, die Prüfungen zu bestehen und vor allem, sie nicht zu enttäuschen . . . schon zu lange zögern wir vorauszuschauen, statt dessen treten wir auf der Stelle. Schon seit langem erliegen wir dem Gedanken, daß wir zum Untergang verurteilt sind, wir geben uns der trügerischen Hoffnung hin, doch noch etwas zu erreichen.
Überlassen wir uns nicht einer leichtsinnigen Überheblichkeit und auch nicht einer kleinmütigen Depression, schreiten wir dagegen mit großer Demut, mit Verantwortung und mit tiefem Ernst an unsere Aufgaben heran. Wir sind nicht so ohnmächtig, wie wir glauben, denn alles, was auf uns zukommt, kommt nicht ohne Gottes Plan."
„Legen wir unsere Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit ab. Selbstsucht und Hinterlist überlassen wir anderen. Herr der Situation bleibt noch immer Gott. Und wenn Gott mit uns ist, wer kann gegen uns sein? Der Christ jammert nicht. Der Christ vertraut und ist voller Hoffnung, denn er weiß, daß am Ende doch die Gerechtigkeit, die Güte und die Wahrheit siegen. Auch die Angst kann eine nützliche Prüfung der Entschlossenheit und des Glaubens sein. Gerade in solchen Augenblicken soll sich die Kraft und die Wahrhaftigkeit unseres Christentums zeigen."
Es ist nicht möglich, ohne konsequente Zusammenarbeit im christlichen Glauben und in der Hoffnung zu leben. Das beruht aber in erster Linie auf dem Geist der Buße. Dieses strenge Ideal hielt der Leitmeritzer Bischof konkret seinen Laien vor. „Wehe über jenen, der unvorbereitet in den entscheidenden Kampf geht. ‚Seid wachsam und betet', rüttelte einst Christus die Apostel auf. ‚Seid wachsam', wiederholte später der hl. Petrus, ‚denn der Teufel spürt euch nach. Bewaffnet euch mit der Kraft eures Glaubens.' (1. Petr 5,8). Nichts richtet der Versucher dort aus, wo er auf einen Menschen des Glaubens und des übernatür-

lichen Lebens trifft, denn ein solcher Mensch hat eine höhere Intelligenz und eine höhere als menschliche Kraft auf seiner Seite. Hinter ihm steht der unendlich intelligente und allmächtige Gott, mit dem sich die teuflische Nacht nicht messen kann."

„In diesen Tagen betet viel. Sind wir denn schwach im Glauben? Das Gebet, vereint mit einem wahrhaft christlichen Leben und dem Geist der Demut, ist eine Macht, die den Gang der Geschichte ändern kann. Unterstützen wir unser Rufen zum Herrn durch wahre Buße, Liebe und durch persönliche Opfer. Nehmen wir uns vor, tugendhafter und ehrlicher zu leben als bisher. Bemühen wir uns derart, daß wir nicht durch unsere Unvollkommenheit Gottes Strafe auf uns herabrufen. Wenn wir von uns doch nur sagen könnten, daß unser Leben im Einklang mit Gottes Befehlen ist! Was wäre dies für eine Kraft, was für eine Sicherheit! Leider aber müssen wir bekennen, daß wir eine solche moralische Vollkommenheit nicht erreichen."

Msgr. Trochta wies in diesem Zusammenhang auf einige Tatsachen hin, die im Widerspruch zum christlichen Leben stehen, wie z. B. die Verbreitung der Abtreibung und die Ausweitung der Unmoral unter der Jugend.

„Ich hätte keine Angst um die Zukunft unserer Nation, wenn bei uns nicht gemordet würde. Aber wie kann ich auf gute, zukünftige Tage hoffen, wenn in der letzten Zeit Jahr für Jahr ungefähr achtzigtausend unschuldige und nicht geborene Kinder zu Gott um Vergeltung an jenen rufen, die ihnen das Leben raubten und an jenen, die zu diesen Verbrechen schweigen? Wir sind keine so zahlreiche und starke Nation, daß wir uns erlauben könnten, unsere eigene Kraft zu untergraben . . ."

„Ich würde mich nicht um die Zukunft unserer Nation sorgen, wenn ich in meiner Diözese eine Reihe von Frauen und Männern hätte, die von der Ausstrahlung des heiligen Kreuzes beherrscht wären, die durch ihre immerwährenden Gebete und Opfer Gottes Zorn abwenden würden. Tuet Buße und fürchtet nichts.

Widersteht aus Liebe zu Gott dem Bösen und verzichtet zum Schutz eurer Brüder und Schwestern auch auf Erlaubtes, damit Gott sich unser erbarme und uns nicht ins Verderben stürze."

Der Heilige Vater würdigt die Opfer und die Arbeit des Leitmeritzer Bischofs

Nach Allerheiligen des Jahres 1968 begab sich Msgr. Trochta auf eine Reise nach Rom. Nach 20 Jahren stellte er sich wiederum dem Haupt des Bischofskollegiums vor, um über die Arbeit in jenem Teil des Weinbergs des Herrn zu berichten, der ihm durch den Nachfolger des hl. Petrus anvertraut worden war.
Paul VI. kannte Msgr. Trochta schon aus dem Jahre 1948. Damals war Johann Bapt. Montini Vertreter Pius XII. im Staatssekretariat, und der neue Leitmeritzer Bischof hatte mit ihm seine Angelegenheiten besprochen. Papst Paul VI. wußte um die Seelsorgetätigkeit und die Begebenheiten im Leben Msgr. Trochtas. Als er ihn am Samstag, den 23. November, in Privataudienz empfing, konnte er sich persönlich von der tiefen Heiligkeit des geistlichen Lebens Msgr. Trochtas überzeugen, von der Kraft und der Festigkeit des Märtyrer-Bekenners und von dem bedächtigen Weitblick und der Weisheit dieses Hirten der Herde Christi.
Für Msgr. Trochta war diese Begegnung mit dem Stellvertreter Christi eine erhebende und schenkte ihm viel geistliche Kraft für seine weitere Arbeit. In Rom begrüßte dann Msgr. Trochta seinen lieben Freund und ehemaligen Mithäftling Kardinal Beran und traf sich auch mit den Oberen der Salesianerkongregation und mit vielen Freunden und bekannten Priestern, die sich schon gefreut hatten, ihn zu sehen, um ihm ihre Liebe zu zeigen und mit Achtung seinen Bischofsring zu küssen.
Paul VI. lobte die Haltung des Leitmeritzer Bischofs und ebenso seine Arbeit und seine bedingungslose Treue zum Heiligen

Stuhl. Damit er öfters die Gelegenheit habe, in die Ewige Stadt zu kommen, ernannte er ihn im Jänner 1969 zum Mitglied des Sekretariats für Atheisten. Im Feber 1969 erhielt Msgr. Trochta eine persönliche Einladung des Heiligen Vaters, damit er mit anderen Prälaten am Jubiläum des 1100. Todestages des hl. Cyril in Rom teilnehme. Am 14. Feber feierte Msgr. Trochta gemeinsam mit Papst Paul VI. die heilige Messe in der Kapelle der hll. Cyril und Method in der Klemenskirche in Rom. An diesem denkwürdigen Ereignis nahmen nicht nur die Bischöfe aus der Tschechoslowakei, sondern auch aus Jugoslawien und ein Vertreter des polnischen Episkopats teil.

Bei dieser Gelegenheit wurde Msgr. Trochta aufgefordert, ein detailliertes Curriculum vitae zu verfassen und dem Staatssekretariat zu übergeben. Schon damals dürfte er geahnt haben, warum . . . Vielleicht hat der Heilige Vater ihm persönlich anvertraut, daß er die Absicht habe, ihn zum Kardinal zu ernennen. Im Konsistorium vom 28. April 1969 wurden tatsächlich zwei Kardinäle „in petto" ernannt, was auch öffentlich verkündet wurde. Nach den Worten Pauls VI., die er im Konsistorium vom 5. März 1973 vortrug, war einer von ihnen tatsächlich Msgr. Trochta, der Bischof von Leitmeritz.

Warum aber kam es nicht gleich im Jahre 1969 zur Veröffentlichung dieser Ernennung? Von verschiedenen Seiten, die scheinbar gut informiert waren, wurde gemunkelt, daß der Heilige Vater Msgr. Trochta gerne als Erzbischof von Prag sehen würde. Aber die politischen Repräsentanten und auch jene der „normalisierten" und „zu normalisierenden" Tschechoslowakei kannten den Leitmeritzer Bischof zu gut. Und zu dieser Ernennung wollten sie auf keinen Fall ihre Zustimmung geben.

Es ist auch richtig, daß Msgr. Trochta selbst den Heiligen Vater darauf aufmerksam machte, daß möglicherweise eine Verschlechterung in den kirchlich-politischen Beziehungen eintreten würde, wenn schon jetzt seine Ernennung bekannt würde. Vielleicht wird dies einmal im Laufe der Geschichte geklärt wer-

den können. Kardinal Trochta selbst ließ darüber nichts verlauten. Nur einmal, als im Oktober 1969 auf der Synode ein Bekannter im Vorübergehen zu ihm sagte, daß er sicher noch einmal nach Rom komme – vielleicht um sich den Kardinalshut zu holen – erwiderte Kardinal Trochta humorvoll: „Rot ist eine gefährliche Farbe. Sie reizt nur Stiere und macht sie wütend."

Mitglied der römischen Synode

Das Jahr 1969 war für den Leitmeritzer Bischof ein Jahr reich an Ereignissen. In diesem Jahr herrschte an sich noch eine relative Freiheit, und der Bischof war sich bewußt, daß er diese Gelegenheit nützen müsse.
So z. B. hielt er im Jänner 1969 im nordböhmischen Rundfunk aus Anlaß des Selbstmordes von Jan Prchala eine kluge, ausgewogene Rede. Bischof Trochta übergab diesen Text der „Katholischen Zeitung", die ihn aber nur in verkürzter Form abdruckte. Dennoch erkennt man darin den Mut, mit welchem der Leitmeritzer Bischof seine Solidarität mit der damaligen Jugend ausdrückte, die vielleicht erneut mit einem Regime „mit menschlichem Antlitz" konfrontiert würde. Und diese Jugend verstand seine Worte der Hoffnung nur zu gut: „Bemüht euch, geduldig zu sein und greift den Ereignissen nicht vor . . . Es gibt nur wenige Augenblicke im Leben einer Nation, die reif für eine große Geste sind . . ."
Im Mai war Msgr. Trochta neuerlich in Rom, um am Begräbnis seines lieben Freundes Kardinal Beran, des Prager Erzbischofs, teilzunehmen, der am 17. Mai verstarb.
Am Samstag, den 7. Juni, befand sich Bischof Trochta in Ostrau-Poruba. Er weihte dort den Grundstein auf jenem Platz ein, auf dem eine neue Kirche stehen sollte, und dabei sang die zweitausendköpfige Menge das Velehrader Lied.
Kurz darauf wurde er nach Wien eingeladen. Am Sonntag, den 6. Juli, feierte er im Stephansdom die heilige Messe und predigte

auf deutsch über die hll. Cyril und Method. Viel Freude und Begeisterung weckte er bei den Wiener Landsleuten, als er diese besuchte. Am Samstag, den 19. Juli, weilte Bischof Trochta mit seinen Gläubigen in Velehrad. 153 Autobusse brachten in der Nacht 8000 Pilger aus Leitmeritz zu dieser Jubiläumsfeier für die hll. Cyril und Method. Unter den Pilgern befanden sich besonders viele Jugendliche. Beim konzelebrierten Pontifikalamt predigte Bischof Trochta über die nationale Cyril- und Method-Verehrung in den böhmischen Ländern. Am eindrucksvollsten war, mit welcher Begeisterung, freudiger Bereitschaft und aufrichtiger, christlicher Liebe die nordböhmischen Pilger und die frommen Leute aus der mährischen Slowakei, diesem südlichsten Zipfel des Landes, an den Feiern teilnahmen: Pilger aus Altstadt, Ungarisch-Hradisch, Zlechov, Tupes, Buchlowitz, Borschitz und Vazan.

Vom 11. bis 27. Oktober 1969 nahm Bischof Trochta in Rom an der zweiten Sitzung der Bischofssynode teil, zu deren Mitglied ihn Papst Paul VI. ernannt hatte. Auf dieser Synode brachte er – auch im Namen des ganzen tschechoslowakischen Episkopats – als Antrag vor: Die Beziehung des päpstlichen Primates zu den bischöflichen Vollmachten hätte eher seelsorglichen Charakter. Aber ihrer praktischen Bedeutung nach wäre es eher zwingend, Nachdruck auf das zu legen, was am wichtigsten wäre: die organische Einheit aller Glieder der Kirche, deren Aufgabe es ist, in der Liebe zu Gott dem Volke zu dienen.

Wie im päpstlichen Primat, so hat die gemeinsame Verantwortung der Bischöfe einen Schatz in der Bischofsweihe. Die Welt will ihre Einheit sehen. Die zeigt sich darin, daß der Papst die Tätigkeit der Bischöfe zum Nutzen der ganzen Kirche koordiniert und die Bischöfe an seinen Sorgen und seiner Verantwortung teilnehmen läßt.

Die Verteidigung Trochtas der orthodoxen Ansicht, daß der Papst die höchste Macht in der Kirche sei, brachte ihm von „linken" Journalisten die Klassifizierung als „Reaktionär" ein.

Wichtiger aber war, daß Papst Paul VI. ihn im März 1970 zum Mitglied des für die ganze Welt wirkenden Sekretariats für die Bischofssynode ernannte. Dem Sekretariat sind – wie bekannt – die vorbereitenden Arbeiten für die Bischofssynoden anvertraut. Damit wurde der Einfluß und die Autorität des Leitmeritzer Bischofs im internationalen Forum der Kirche noch größer.

Die Marienverehrung in den böhmischen Ländern

Das Jahr 1970 brachte für den Leitmeritzer Bischof den Beginn neuer Leiden. Das religiöse Leben der Diözese begann erneut aufzublühen, wenn auch langsam. Bei den Gottesdiensten und sonstigen religiösen Feiern nahmen bereits viel mehr Menschen teil. Die zweijährige intensive Seelsorgetätigkeit von Msgr. Trochta brachte doch Bewegung in die unerfreuliche religiöse Situation und mit der Zeit auch den erhofften Erfolg. Die Tätigkeit Bischof Trochtas konnte natürlich auch nicht dem „Normalisierungsprozeß" entgehen. Er wurde von nun an Zielscheibe von ständigen Angriffen der Kommunistischen Partei und des sogenannten Kirchensekretariats. Die örtlichen Kirchensekretäre erhielten die Weisung, die Priester zu beeinflussen und sich in die Arbeit des Bischofs einzumischen und nach und nach in seiner Tätigkeit einzuschränken. Vor allem wurden seine direkten Kontakte mit den Gläubigen bei den Seelsorgebesuchen in den Pfarren und bei Wallfahrten systematisch unterbunden. Seine Hirtenbriefe wurden zensuriert, die Beiträge in der „Katholischen Zeitung" abgewiesen, im nordböhmischen Rundfunk durfte er nicht mehr sprechen.
Im Jahre 1971 z. B. untersagte man Msgr. Trochta, das Jubiläum der seligen Zdislava in Deutsch-Gabel feierlich zu beenden. Gleichzeitig verbot man ihm, zum Marianischen Kongreß nach Jugoslawien zu reisen. In der „Katholischen Zeitung" vom Juli und August 1971 wurden allerdings noch drei Beiträge aus

der Feder des Leitmeritzer Bischofs über die Marienverehrung in den böhmischen Ländern vom 9. bis zum 12. Jahrhundert veröffentlicht.
Die erwähnten Artikel waren sein Studienbeitrag für das marianische Symposium in Agram, dessen fachmännisches und ansprechendes Niveau auch im Hinblick auf ein weiteres Studium unsere Aufmerksamkeit verdient. Deshalb sei hier kurz der Inhalt dieser Studie wiedergegeben.
Msgr. Trochta behandelt zunächst die Anfänge der marianischen Verehrung im Großmährischen Reich. Der hl. Method lehrte unsere Vorfahren, die Jungfrau Maria zu verehren, und er selbst wurde nach seinem Tode in seiner Kathedrale auf der linken Seite des Altars, der der Jungfrau Maria geweiht war, begraben. Der Prager Fürst Bořivoj errichtete nach seiner Rückkehr aus der Verbannung noch in den siebziger Jahren des 9. Jahrhunderts eine Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria. Diese erste Prager Kirche stand auf dem Platz, auf dem später die Prager Burg erbaut wurde. Nach den Fürsten Bořivoj und Spytihněv entstanden zu Beginn des 11. Jahrhunderts auf der Prager Burg weitere marianische Heiligtümer: so die Kapelle zur Gottesgebärerin in der Nähe des Georgsklosters.
Ein interessantes literarisches Dokument der Marienverehrung in den böhmischen Ländern hat sich in dem Lied „Bogurosdzica Dziewica" erhalten, wahrscheinlich vom hl. Adalbert oder einem seiner Schüler komponiert, welches um das Jahr 1000 nach Polen gebracht wurde. In diesem Zusammenhang erinnerte sich Msgr. Trochta an einen polnischen Professor der Theologie, der im Mai 1945 nach der Befreiung des Lagers Dachau seinen Mitbrüdern in einem Vertrag vor den Mitgliedern des tschechischen Blocks den Ursprung dieses slawischen Marienliedes erläuterte und es dem hl. Adalbert zuschrieb.
Msgr. Trochta erinnerte sich auch an seine Reise nach Polen im Jahre 1970, wo er in Gnesen am Grabe des hl. Adalbert die heilige Messe feierte und die reichhaltige Bibliothek besuchte,

wo sich auch zahlreiches Material über die böhmische Geschichte befindet. In seinen Studien unterließ es Msgr. Trochta auch nicht, auf den möglichen böhmischen Einfluß der Marienverehrung des hl. Stephan, des Königs von Ungarn, hinzuweisen. Er schloß mit einer Analyse der marianischen Elemente – besonders im Dienst für den hl. Wenzel enthalten –, die sich in der östlichen Liturgie erhalten hätten und wies besonders auf die Spuren der marianischen Verehrung in dessen eigenem Leben hin. Von der marianischen Verehrung des hl. Wenzel wird schon in der ersten Biographie, die aus dem 10. Jahrhundert stammt, berichtet.

Kardinal der römisch-katholischen Kirche

Das Jahr 1972 stellte für den Leitmeritzer Bischof einen weiteren Schritt in der Einschränkung seiner Freiheit und Vollmachten dar. Der Hirtenbrief vom 23. März, der vom Stand der Kirche in der Diözese handelte, wurde beschlagnahmt und durfte in den Kirchen nicht verlesen werden. Bischof Trochta durfte nur noch an solchen Kundgebungen teilnehmen, bei denen seine Kontakte mit den Gläubigen nicht ins Gewicht fielen. Vor allem aber durfte er bei solchen Gelegenheiten nicht mehr predigen. Seine Teilnahme an kirchlichen Feiern und Ereignissen erhielt mehr und mehr den Charakter einer zeremoniellen Verschönerungsgeste.
Am Begräbnis des Brünner Bischofs Msgr. Skoupy durfte er am 28. Februar 1972 teilnehmen, es wurde ihm sogar erlaubt, ein Pontifikalrequiem zu halten, aber die Liturgien am offenen Grab vollzog Bischof Hlouch von Böhmisch-Budweis. Im April konnte er die Glocken in Wamberg weihen. Im Juli erteilte er unter Assistenz von 30 Priestern in Eisenbrod die Firmung. Die „Katholische Zeitung" brachte nur ein Photo von der Zeremonie. Dieses Bild spiegelt die Stimmung Trochtas wider.

Am 16. November 1972 feierte Msgr. Trochta sein silbernes Bischofsjubiläum. 25 Jahre waren seit seiner feierlichen Weihe zum Bischof und seiner Ankunft in Leitmeritz vergangen. Zu diesem Anlaß fanden kaum Feiern statt. Nur in der „Katholischen Zeitung" erschien auf der zweiten Seite eine in kleinen Buchstaben gedruckte unscheinbare Nachricht: „Am 15. November feierte der Leitmeritzer Bischof Dr. Stephan Trochta den 25. Jahrestag der Besteigung des Bischofsthrones der nordböhmischen Diözese. Bei dieser Gelegenheit werden die Gläubigen um ihr Gebet zu Gott im Himmel gebeten, damit er vor allem ihm danke und ihn segne." Am Sonntag, dem 6. November, wurde ihm erlaubt, die Dekanatskirche in Rumburg zu weihen, die nach den neuen liturgischen Bestimmungen des II. Vaticanums renoviert worden war. Kanonikus Hendrych hielt bei diesem Anlaß die Predigt.

Das Jahr 1972 war wiederum ein Jahr der Verhandlungen zwischen der tschechoslowakischen Republik und dem Vatikan. Im Februar 1973 kam es dann endlich zur Ernennung von vier neuen Bischöfen. Bei deren Weihe war auch der Leitmeritzer Bischof als Mitkonsekrator anwesend. Diese kirchlichen Ereignisse erhielten eine noch größere Bedeutung, als Papst Paul VI. im Konsistorium vom 5. März die Ernennung neuer Kardinäle verkündete, wobei er verlautete, daß unter den ernannten Kardinälen „unser ehrwürdiger Bruder Stephan Trochta, Bischof von Leitmeritz in der Tschechoslowakei, sei. „Die Überlegungen, die uns bei unserer Wahl bewegten, waren nicht nur die feierliche und öffentliche Anerkennung der Verdienste dieses treuen und eifrigen Hirten, sondern wir wollten damit auch die Liebe zu diesem edlen Land bezeigen, dessen Sohn er ist und das uns aus vielerlei Gründen besonders am Herzen liegt . . ."

Interessant war es, die Reaktionen und Anmerkungen der in- und ausländischen Presse zu diesem Ereignis zu verfolgen. Übereinstimmend wurde behauptet, daß durch die Anwesenheit des Heiligen Vaters die persönlichen Verdienste Msgr. Trochtas

hervorgehoben werden sollten. Noch aufschlußreicher ist die Antwort des neuen Kardinals, die er Journalisten auf deren Fragen bei seinem Flug nach Rom am 6. April gab: „Was für einen Eindruck hatten Sie beim Erhalt dieser Nachricht?“ . . . „Ich bemühe mich, alles in Ruhe hinzunehmen. Das bedeutet, daß ich mich nicht zu sehr über Erfolge freue und bei Mißerfolgen nicht deprimiert bin. Natürlich hat mich das Vertrauen des Heiligen Vaters sehr gefreut . . . um die Ernennung zum Kardinal habe ich mich nicht bemüht und weiß auch nicht, was sie mir bringt. Ich würde gerne diese neue Stellung zum Wohle der Kirche nützen und zur glücklichen Zusammenarbeit zwischen den Vertretern der Kirche und dem Staat beitragen, damit das gegenseitige Vertrauen wachse und eine Normalisierung in diesen Beziehungen eintrete.“
Am Donnerstag, dem 12. April, war im Vatikan im Konsistorialsaal eine öffentliche Audienz, bei welcher der neue Kardinal das Birett, den Ring und die Titularkirche zum hl. Don Bosco in Rom erhielt. Bei seiner Ansprache versicherte der Heilige Vater dem neuen Kardinal erneut seine Liebe zu den Gläubigen in der Tschechoslowakei und gab auch der Hoffnung Ausdruck für eine klare und ruhige Zukunft. Am Sonntag, dem 15. April, feierte dann Kardinal Trochta in seiner neuen Titularkirche die heilige Messe und forderte alle auf, für den Frieden, der die Frucht der Erlösung sei, durch Jesus Christus der Menschheit gebracht, tätig zu sein.

Im Steinbruch Gottes

Am Montag, dem 16. April, flog Kardinal Trochta wieder in die Tschechoslowakei zurück. Als er vor seinem Abflug gefragt wurde, ob es nun vielleicht doch zu einer Verbesserung der religiösen Situation in der Tschechoslowakei kommen werde, antwortete er, daß nach seiner Überzeugung seine Ernennung zum Kardinal nur eine weitere Verschlechterung für die Seel-

sorge in seiner Diözese mit sich bringen werde. Und er irrte sich nicht.
Im letzten Jahr seines irdischen Lebens verschlechterte sich der Gesundheitszustand des Kardinals zusehends. Das Herz war erschöpft, und auch seine Sehkraft wurde immer schwächer. Eines Tages würde man an eine Operation denken müssen. Noch ärger allerdings waren seine seelischen Leiden. Er mußte erneut fast untätig zusehen, wie die staatlichen Kirchensekretäre eifrigen Priestern die amtliche Zustimmung zur Ausübung des geistlichen Berufes verweigerten oder wie sie ständig deren Pfarreien umgestalteten und nicht erlaubten, daß ihnen durch ausländische Spenden Autos zur Verfügung gestellt wurden, damit sie ihre Seelsorgearbeit nicht über fünf bis zehn Pfarreien ausdehnen können; wie sie ein religiöses Leben in den Pfarreien durch die systematische atheistische Propaganda unmöglich machten, der niemand die Stirn bieten kann; wie seine Hirtenbriefe beschlagnahmt wurden; wie die nicht renovierten Kirchen und Pfarreien verfielen oder daraus Lagerräume und Garagen wurden; wie die Anzahl der Priester immer geringer wurde und auf Nachwuchs nicht zu hoffen war.
Kardinal Trochta zog sich immer öfter in seine Hauskapelle zurück, um zu beten und zu betrachten. Immer öfter war in seinen Händen der Rosenkranz zu sehen, den er selbst hergestellt hatte. Es war dies das einzige Erinnerungsstück, das er aus der Zeit besaß, die er während der deutschen Okkupation im KZ verbracht hatte. In einen Spagat hatte er Knoten geknüpft, und auf diese hatte er kleine Kugeln aus Brot geklebt. Das Brot ließ er trocknen, und fertig war der Rosenkranz. Kardinal Trochta hatte ihn immer in den schwersten Zeiten seines Lebens benützt.
Oftmals dachte er an die Jahre des Leidens zurück, an die schwere Zeit im Steinbruch des Vernichtungslagers Mauthausen. Vielleicht geschah es unter dem Eindruck der Erinnerungen, daß er, als jemand im Gespräch seine Diözese mit dem biblischen Ausdruck den „Weinberg des Herrn" nannte, mit

dem ihm eigenen typischen Lächeln und dem ihm eigenen Witz, der ihn nie verließ, antwortete: „Weinberg? Wo denken Sie hin!? Das ist doch ein Steinbruch des Herrn!"
In diesem Zusammenhang muß auf seine letzten Hirtenbriefe verwiesen werden, die die Polizei allerdings beschlagnahmte. Tragisch schlägt sich in ihnen der ohnmächtige Schmerz des Hirten nieder, der vergeblich auf seine Situation hinweist, aus der es keinen Ausweg gibt. Zu Ostern 1972 hätte in den Kirchen seiner Diözese einer seiner Hirtenbriefe verlesen werden sollen, der die Gläubigen hätten aufrufen sollen, freiwillige Spenden zur Renovierung der Kirchen zu geben, um damit gleichzeitig der kulturellen Verwahrlosung Nordböhmens Einhalt zu gebieten.
„Ich kann mich mit dem Gedanken nicht abfinden", heißt es in diesem Hirtenbrief, „daß aus Nordböhmen, für welches Gebiet ich mich verantwortlich fühle, einst ein Gebiet werden könnte, in dem an unsere große christliche Vergangenheit nur mehr Lagerhäuser und Garagen erinnern oder aus ökonomischen Gründen nur mehr einige noch nicht ganz zerstörte Gotteshäuser auf die Gegenwart der Kirche hinweisen werden, während das Verkehrsnetz sich ständig ausweitet, Energiequellen erschlossen werden und die täglich aus den Rauchfängen und den Abwasserrohren der chemischen Fabriken ausströmenden schlechten Gerüche überall zunehmen. Und dabei spreche ich überhaupt nicht von den zerstörten Kapellen, den verwüsteten Friedhöfen, den vernichteten Denkmälern, die an die Heiligen erinnern, an die Heiligenbilder und an die Kreuzwege." Kardinal Trochta machte hier auf die engen Verknüpfungen zwischen der Arbeitsmoral des Menschen und dem kulturellen und sozialen Milieu, in dem diese vor sich gehen, aufmerksam. Es seien dies zwar in erster Linie geistige Werte, sagte er, die dem heutigen Menschen fehlen, aber die er dennoch als sehr notwendig erachte.
„Ich kann mir auch nicht gut vorstellen", fuhr er fort, „wie die Arbeitsmoral eines Menschen, der auf dem geplünderten Boden

einer solchen geistigen Wüste lebt, noch aufrecht erhalten werden kann. Ich denke mir deshalb, daß das Desinteresse an geistigen Werten, das sich heute bedenklich ausbreitet, eng verknüpft ist mit einer Desinteressiertheit am politischen Leben, aber vielleicht auch am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen, denn alle diese Abschnitte menschlicher Tätigkeit fließen ineinander über. Ich kann mich nicht von diesen Werten entfernen, ohne große Schäden an der ganzen Gesellschaft zu verursachen." „Der Mensch benötigt zum Leben – wenn es sich um ein wirkliches Leben handeln soll – mehr, als moderne Maschinen erzeugen können. Jeder technische Fortschritt trägt auch zum Fortschritt der menschlichen Gesellschaft bei, aber dazu ist vor allem Wahrheit, Liebe und Schönheit notwendig. Das aber sind Werte, die nicht am Fließband erzeugt werden. Es stimmt, daß die Kirche in erster Linie geistige Werte verteidigt, sie ist aber gleichzeitig Beschützerin und Bewahrerin der menschlichen Kultur. Der Priester erhält von Gott nicht die geistliche Berufung und studiert viele Jahre Theologie, damit man ihm eine baufällige Kirche übergibt und er diese renoviert. Die Kirche Christi entstand viel früher als die Mauern der Dome und wird auch noch nach ihnen bestehen. IHN findet man vor allem im lebendigen Menschen, was bedeutet, daß die Menschen intakte und keineswegs zerstörte Dome des Heiligen Geistes sind, jenes Geistes, der ein Geist der Wahrheit, der Liebe, der Weisheit, des Verstandes, des Rates, der Kraft, der Kunst, der Frömmigkeit und der Furcht vor Gott ist. Diese Werte sind in Wirklichkeit die größten."
Die Kirche Christi kann dem Verfall der kulturellen Werte nicht untätig zusehen, denn sie liebt den Menschen als Ganzes, wie er geschaffen ist, und sie weiß, daß jeder kulturelle Verlust sich nicht nur an der ganzen Nation rächt, sondern auch jeden Menschen in seiner ganzen Entwicklung behindert.
Diese Gedanken können in diesem Hirtenbrief mitverfolgt werden, den Kardinal Trochta vor seiner Abreise nach Rom am 1. April verfaßte. Er forderte zudem zu einem würdigen Verhal-

ten während der Gottesdienste auf und bat auch um Gaben für die Renovierung seiner eigenen Kathedrale, die dem Verfall nahe war.

Am Samstag, dem 12. Mai 1973, veröffentlichte Kardinal Trochta einen Hirtenbrief über die Berufung zum Priesteramt. Dieser Hirtenbrief ist geradezu ein geistiges Testament. Er möchte, daß am Weltgebetstag, der am 13. Mai gefeiert wird, um Priesterberufungen gebetet werde und so die christliche Öffentlichkeit erkenne, wie geistig leer dieser Weinberg des Herrn sei, wie übermenschlich schwer und beinahe völlig hoffnungslos seine Arbeit in den letzten 25 Jahren in diesem „Steinbruch des Herrn" gewesen ist.

Eine geistige Berufung, so meinte der Kardinal, benötige ein gutes Milieu und einen vorbereiteten Boden. „Wenn aber dieser Boden steinig, abgetreten, festgestampft ist und von Unkraut überwuchert, kann von diesem keine Ernte erwartet werden, auch wenn dort der beste Samen ausgesät worden wäre . . . kein vernünftiger Landwirt wird einen solchen unfruchtbaren und nicht bereiteten Boden bebauen. Ähnlich wird auch unser himmlischer Landwirt solche seltenen Berufungen zum geistlichen und priesterlichen Beruf nicht einem Milieu anvertrauen, das so ungünstig ist, in dem die besten Berufungen zerstört würden, bevor sie Wurzeln schlagen und austreiben können."

Kardinal Trochta erklärte weiter, auf welche Weise dieser steinige Boden in seiner Diözese entstand: verlassene Pfarren, in denen nicht mehr gebetet wird, Eltern, die ein schlechtes Beispiel geben, Pfarrangehörige, die sich um ihre Pfarre nicht kümmern und sie verlassen.

So wie der Inhalt, ist auch die ganze Sprache dieses historischen Dokumentes mehr als bemerkenswert. Es wundert nur, daß dieser letzte Hirtenbrief des Kardinals von der Polizei nicht vor der Verlesung beschlagnahmt wurde.

Der Abschiedsgruß des guten Hirten lautet: „Betet!"

Kardinal Trochta irrte sich nicht, als er knapp vor Antritt seiner Reise nach Rom äußerte, seine persönliche Situation werde sich nur noch verschlechtern. Vom Leitmeritzer Bischof, von seinem Einfluß auf die Öffentlichkeit, von seiner Tätigkeit an sich hatten die Partei und ebenso die politischen Ämter Angst. Deshalb verhinderten sie seine Ernennung zum Erzbischof von Prag, obwohl dies der Wunsch des Heiligen Vaters gewesen war. Die Ernennung zum Kardinal steigerte nur die Befürchtungen der Partei und die Wachsamkeit der Ämter. Beweis dafür ist das Verbot, seine Hirtenbriefe zu verlesen, ist das Verbot, am Grabe der seligen Zdislava die heilige Messe zu feiern, wohin er sich im Jahre 1973 begeben wollte, ist auch das Verbot, die heilige Messe in Franzensbad zu feiern, als er dort zur Kur weilte.

Zu Beginn des Jahres 1974 verschlechterte sich sein Sehvermögen so radikal, daß sich eine Operation als unbedingt notwendig erwies. Er mußte deshalb eine Reise nach Rom absagen, wo er an einer Sitzung des Sekretariats für Atheisten, dessen Mitglied er war, hätte teilnehmen sollen. Ebenso mußte er einen Vortrag an der katholischen Universität in Mailand, zu dem er eingeladen worden war, absagen. Kardinal Trochta wurde dann in der Augenklinik des Prager Sanatoriums „Bulovka" operiert, wobei die Operation nur teilweise zufriedenstellend ausfiel und sich bald ein neuerlicher Eingriff als notwendig erwies. Auf dem Krankenlager betete er ständig, opferte sein Leiden seinen Lieben und vereinigte sie mit dem Leiden Christi. Viele Priester besuchten ihn während seines Sanatoriumsaufenthaltes und waren sicher, daß die Osterliturgien in der Kathedrale wieder unter seiner Leitung stattfinden würden. Der Kardinal sagte daraufhin nur immer: „Den Ostersonntag werde ich nicht mehr erleben, höchstens daß ich noch am Karfreitag das Kreuz in meine Hände schließen kann, um dann mit ihm zu fallen." Am

Mittwoch, dem 27. März, verließ Kardinal Trochta das Krankenhaus und kehrte nach Leitmeritz zurück. Die Ärzte verordneten ihm Ruhe. Ein großes Opfer bedeutete es für den Kardinal, daß er nicht mehr wie früher arbeiten konnte. Einige Tage vor seinem Tode sagte er plötzlich während des Diktierens: „Auf meinem rechten Auge sehe ich überhaupt nichts mehr. Das Leben ist für mich jetzt doppelt schwer. Aber das macht nichts, arbeiten wir weiter."

Der Kardinal arbeitete trotz aller Beschwerden und Schmerzen weiter. Er erfüllte alle seine Pflichten wirklich bis zum letzten Tag seines Lebens mit der Hinwendung eines Hirten, der seine Herde wirklich liebt und sich für sie aufopfert. Er starb tatsächlich auf dem Felde der Arbeit, wie es sich für einen echten Sohn des hl. Don Bosco gehört, treu seinem Grundsatz, den er sich vor seiner Bischofsweihe wählte: „Arbeit – Opfer – Liebe".

Am Freitag, dem 5. April, kam aus Aussieg a. d. Elbe der Kirchensekretär Dlabal zu ihm, um seine Zustimmung zur Versetzung einiger eifriger Priester zu erhalten. Schon während der Krankheit des Kardinals war sieben Priestern der Leitmeritzer Diözese die staatliche Zustimmung zur Ausübung des Priesterberufes entzogen worden, da sie zu eifrige Seelsorger waren und jene Vorschriften mißachtet hatten, die seitens der staatlichen Ämter in Bezug auf die Kontakte mit den Gläubigen, insbesondere aber mit der Jugend erlassen worden waren.

Der kranke Kardinal führte in aller Ruhe seine Gründe an, warum er seine Zustimmung nicht geben könne. Er wies in ebensolcher Ruhe die Forderungen des Kirchensekretärs zurück, auch dann, als dieser in etwas angeheitertem Zustand – vom dargebotenen Wein – den Kardinal sogar duzte, ihm drohte und gemein beschimpfte. Diese unangenehme Unterredung dauerte bis halb sechs Uhr abends.

Danach zog sich der Kardinal völlig erschöpft auf sein Zimmer zurück. Am Morgen des nächsten Tages um 6 Uhr früh fand ihn die Schwester, die ihn betreute, noch schlafend. Als sie um 8 Uhr

wiederkam, fand sie ihn bereits bewußtlos vor. Der herbeigerufene Arzt ordnete eine sofortige Überführung in das Leitmeritzer Krankenhaus an. Aber alle ärztliche Hilfe war vergeblich. Der Kardinal konnte noch mit den heiligen Sterbesakramenten versehen werden. Nach einem mehrstündigen Todeskampf starb er um 15.45 Uhr. Nach ärztlicher Diagnose hatte ein Bluterguß im Gehirn sein Leben beendet.
Im Zimmer, in dem der Kardinal immer bis spät nachts zu arbeiten pflegte – vielleicht noch in der Nacht vor seinem Tode –, wurde sein handschriftliches Konzept der Predigt oder des Hirtenbriefes gefunden, das er für das bevorstehende Heilige Jahr hatte vorbereiten wollen. Die letzten Worte, die dort geschrieben sind, lauten: „Seid beständig im Gebet." Diese Worte sind ein geradezu göttliches Vermächtnis des verstorbenen Kardinals an seine Gläubigen. Sie sind sein letztes Abschiednehmen von der Diözese, die er so geliebt hatte. Immerwährendes Gebet – damit wies Kardinal Trochta allen Christen in der Tschechoslowakei den Weg, die gegenwärtigen und zukünftigen Verfolgungen zu überleben.

Das Begräbnis des Kardinals

Wenn in einem christlichen Land ein Bischof stirbt, der die hohe Würde eines Kardinals innehatte, dann erfüllt dies die ganze Nation mit Trauer, und jeder einzelne hat das Gefühl, daß die Anteilnahme, die der Person des Verstorbenen zuteil wird, auch ihm teilweise zukommt. Wer aber damals die Medien in der Tschechoslowakei verfolgte, dem fiel auf, daß die Bevölkerung die Nachricht vom Tod des Kardinals erst durch den ausländischen Rundfunk erfuhr.
Radio Prag veröffentlichte am 6. April in der Auslandsendung auf englisch eine Nachricht über seinen Tod. Am Morgen des 7. April wurde diese Nachricht – wieder im Auslandfunk – auf

tschechisch wiederholt. Das tschechoslowakische Fernsehen und ebenso der Rundfunk schwiegen die Nachricht über das Ableben des Kardinals vollkommen tot. Die Zeitungen „Lidová demokracie" und „Rudé pravo" veröffentlichten die Todesnachricht am 8. April zwischen anderen Nachrichten in der Rubrik „Tägliche Neuigkeiten" in kleiner Schrift und nur im Umfang von drei Zeilen.

Das Begräbnis wurde für Dienstag, dem 16. April, festgesetzt. Die Bevölkerung wurde davon aber nicht informiert. Die Nachricht verbreitete sich nur mündlich oder per Telephon. Erst am 28. April brachte die „Katholische Zeitung" unter dem Titel „In den Armen Gottes" eine Nachricht über den Tod des Kardinals.

Die Trauernachricht, die das Leitmeritzer Domkapitel veröffentlichen wollte, wurde durch das staatliche Kirchensekretariat viermal revidiert. Eine Todesanzeige, die bereits gedruckt war, wurde beschlagnahmt, da sie angeblich zu umfangreich war.

Am Tag des Begräbnisses war Leitmeritz von der übrigen Welt praktisch zerniert. Jeder, der an diesem Tag in Richtung Leitmeritz fuhr, mußte sich legitimieren und das Ziel seiner Reise angeben. In der Stadt selbst wurden viele Kontrollen durchgeführt, besonders bei jenen, die in Richtung Kathedrale strebten. Trotz alledem waren rund 3000 Personen in der Kathedrale anwesend.

Verboten wurde, an den Türmen der Kirchen schwarze Fahnen zu hissen oder Seelenmessen zu lesen. Gläubige und Priester sollten nicht am Begräbnis teilnehmen, und der Leichenzug durfte sich auch nicht durch die Stadt bewegen.

In der Kathedrale stand vor dem Altar der Sarg des verstorbenen Kardinals. Er war nur mit einem kleinen Kranz aus roten Tulpen und gelben Narzissen geschmückt. Auf dem Sarg lag das Kardinalsbirett. Die heilige Seelenmesse zelebrierte der Erzbischof von Prag, Kardinal Dr. František Tomašek, der eingangs alle Anwesenden an das Wort Christi erinnerte: „Seid wachsam, denn ihr wißt nicht den Tag und die Stunde."

In der Predigt nach dem Evangelium sprach der ehemalige Generalvikar Holoubek über das Thema „Was hat der Mensch für alle seine Plagen". Der verstorbene Kardinal konnte ihm leider nicht mehr antworten „ewige Belohnung und ewiges Leben!" und so den pessimistischen und engen Horizont dieses Friedenspriesters über die menschliche Existenz widerlegen. Die übrigen tschechoslowakischen Ordinarien feierten in Konzelebration mit Kardinal Tomašek die heilige Messe.
Anwesend war aber auch eine große Anzahl von ausländischen Gästen, wie z. B. Erzbischof Nuntius Poggi als Vertreter des Heiligen Vaters, dann Kardinal König aus Wien, Kardinal Wojtila aus Krakau, Kardinal Bengsch aus Berlin, Erzbischof Baraniak aus Posen, Bischof Hugo Aufderbeck aus Erfurt, Bischof Gerhard Schaffran aus Dresden-Meissen, Johann Kleineid aus Berlin und Karl Ebert aus Meiningen. Dem Primas von Polen, Kardinal Wyszinski, wurde die Einreise verweigert, an der Grenze mußte er unverrichteter Dinge wieder umkehren.
Die anwesenden Kardinäle durften auch nicht, wie es die Riten vorschreiben, die heilige Messe mitzelebrieren, sie konnten die heilige Kommunion nur wie die übrigen Gläubigen empfangen. Auch wurde jeder Nachruf am Grab verboten. Nach Beendigung der Liturgien in der Kathedrale war es den tschechoslowakischen Bischöfen verwehrt, sich von Nuntius Poggi und den anwesenden Kardinälen und Bischöfen zu verabschieden.
Der Sarg des verstorbenen Kardinals Trochta wurde nach den Zeremonien aus der Kathedrale hinausgetragen und auf ein normales, mäßig geschmücktes Skoda-Auto verladen, das vor dem Portal des Domes gewartet hatte. Ein Begräbniszug zum Friedhof, der nur ungefähr zehn Minuten vom Dom entfernt liegt, war verboten. Die Bischöfe und Kardinäle wurden in ihren eigenen Autos und die Trauergäste in einem Autobus zum Friedhof gefahren. Dort sang ein Chor das Lied: „In die Hände Gottes, von dem wir kamen, kehren wir alle wieder zurück". Am Grabe selbst verabschiedeten sich noch der neue Kapitelvikar der Leit-

meritzer Diözese, Josef Hendrych, und ein deutscher KZ-Mitgefangener aus der Bundesrepublik Deutschland von dem verstorbenen Kardinal. Obwohl es an sich verboten war, verabschiedete sich Kardinal Wojtila, der heutige Papst, mit einigen Worten und nannte Kardinal Trochta einen Märtyrer. Am Begräbnis nahmen auch Landsleute aus Trochtas Heimat, Francova Lhota teil, die Erde aus seiner Heimatgemeinde auf den Sarg streuten.
Trotz aller administrativer Schikanen war auf dem Friedhof doch eine große Anzahl von Priestern und deren Mitbrüder anwesend, aber auch sehr viele Gläubige, die es wagten, sich von ihrem Bischof zu verabschieden und ihm versprachen, auf sein Zeugnis nie zu vergessen. Auch heute noch ist sein Grab immer mit Blumen geschmückt.

Ein guter und treuer Diener

Es ist fast selbstverständlich, daß der Tod des Kardinals und die Art, wie sein Begräbnis durchgeführt wurde, in der Weltpresse ein entsprechendes Echo hervorrief. So sandten z. B. die Vertreter der tschechoslowakischen und der deutschen Priesterschaft eine Protesttelegramm an den Heiligen Vater, an den Generalsekretär der Vereinten Nationen und sogar an den Präsidenten der tschechoslowakischen Republik. Aufschlußreich ist auch, wie der Kardinal von Ost-Berlin, Bengsch, sich über das Begräbnis äußerte: „Ich lebe schon 20 Jahre unter dem Kommunismus, aber erst jetzt beginne ich zu fühlen, was Kommunismus ist . . . Die Partei muß sich wirklich sehr schwach fühlen, wenn sie es uns nicht einmal erlaubt, privat zu zelebrieren."
Die Weltpresse beschäftigte sich in erster Linie mit der Persönlichkeit des verstorbenen Kardinals und mit dem Einfluß, den er auf die Entwicklung der religiösen Situation in der Tschechoslowakei hatte. Übereinstimmend würdigten sie den Weitblick,

den starken Charakter, die Ruhe und die diplomatischen Fähigkeiten des Kardinals sowie seine ungewöhnlich starke Persönlichkeit.

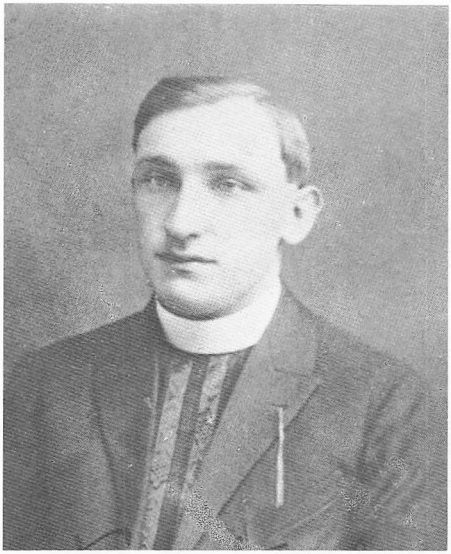
Erwähnt muß vor allem auch die Wertung werden, die der Heilige Vater dem Kapitelvikar von Leitmeritz und dem Erzbischof von Prag, Kardinal Dr. František Tomašek, gegenüber äußerte: „Vigil pastor, fidei defensor: ein Hirt, der über seiner Herde wacht und den Schatz des Glaubens bewahrt . . . Er gab allen ein seltenes Beispiel, wie die christliche Religion verteidigt werden soll . . . er war ein Servus bonus, ein guter und getreuer Diener des Herrn." Die österreichische Wochenzeitung „Die Furche" vom 20. April 1974 würdigte insbesondere die positiven Beziehungen Kardinal Trochtas zu den Deutschen in der Leitmeritzer Diözese. „Einer der großen Helden der Kirche ist von uns gegangen", schrieb sie, „er war auch ein guter Hirt jener Deutschen, die auch nach dem Jahre 1945 noch in seiner Diözese verblieben waren. Er war weit entfernt von jedem nationalen Chauvinismus und hat vielen in ihrer schweren Situation, wann immer er konnte, geholfen." Sehr interessant und vom kirchlich-politischen Standpunkt völlig richtig ist die Würdigung, die die „Frankfurter Allgemeine" in ihrer Ausgabe vom 17. April 1974 veröffentlichte: „Im Bewußtsein der tschechoslowakischen Katholiken ist Kardinal Trochta das Symbol einer kämpfenden Kirche, die ihre historische Rolle zu Ende spielen wird." Mit dem ersten Teil dieser Beurteilung würde der Kardinal selbst auch zufrieden sein. Die Zeitung schrieb auch, daß einmal, als ein Mithäftling aus Dachau – ein italienischer Priester – ihm riet, doch nicht in die Tschechoslowakei zurückzukehren, sondern in Rom zu bleiben, der Kardinal ihn nur etwas traurig anblickte und erwiderte: „Sieh mich an, mein Platz ist in meiner Heimat.

Ich bin ja heute der einzige, der noch offen reden und die Wahrheit sagen kann. Dies ist meine Aufgabe, meine Sendung, ich kann mich ihrer nicht entziehen."

Wenn von der kämpfenden Kirche in der Tschechoslowakei gesprochen wird, dann ist damit immer der Name des Kardinals verbunden. Kardinal Trochta kämpfte mit Worten und Taten für die äußerliche Freiheit der katholischen Kirche, damit sie das Evangelium auch in der kommunistischen Welt verkünden könne. Er kämpfte aber auch durch sein Leiden, seine Opfer, seine Gebete, damit die Freiheit durch sein Leben zu erkennen war.

Kardinal Trochta kämpfte aber in erster Linie gegen die Sünde und gegen alles, was damit in allen Strukturen des menschlichen Lebens, seien es äußere oder innere, zusammenhing. In diesem vollen Sinn des Wortes hat die Kirche ihre historische Rolle in der Tschechoslowakei noch nicht ausgespielt. Der verstorbene Kardinal bleibt auch weiterhin Vorbild für die Kirche und ihr Fürsprecher bei Gott.

Kardinal Stephan Trochta wird für seine so aufopfernde Arbeit – als guter und getreuer Diener – seinen gerechten Lohn in der Freude des ewigen Gottes erhalten haben, und für sein so schwer geprüftes Heimatland wird er sicher bei Gott seine Fürbitten einbringen. Bei seinem Ableben trauerten seine irdischen Freunde, die Heiligen im Himmel aber freuen sich gewiß, daß er nun unter ihnen weilt, und die Teufel in der Hölle und auf der Erde können sich etwas ausruhen.





Der Theologe Stephan Trochta als Theologiestudent in Italien, 1928 – 1932.



Dr. theol. Stephan Trochta am Tage seiner Promotion an der Turiner päpstlichen Universität, 20. Juni 1932.



Msgr. Dr. theol. Stephan Trochta am Vorabend seiner Bischofsweihe bei der zu seinen Ehren veranstalteten feierlichen Akademie im Prager Smetanasaal, 15. November 1947.



Bischof Stephan Trochta übernimmt seine Diözese in Leitmeritz.

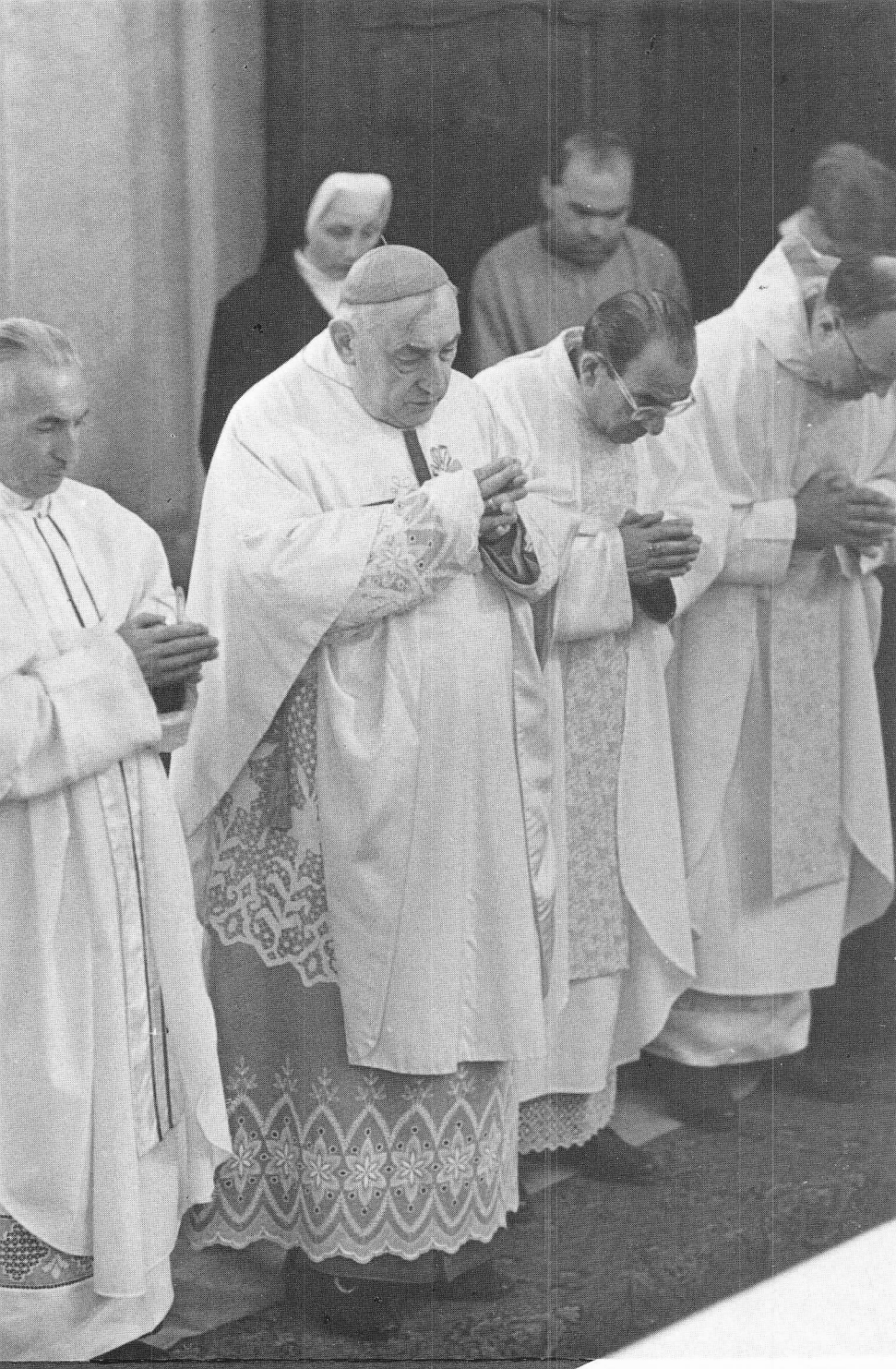


S. Ex. Msgr. Stephan Trochta kehrt feierlich in seine Leitmeritzer Diözese zurück, 1. September 1968.

Msgr. Stephan Trochta, entlassen aus dem Gefängnis, als Arbeiter wirkend, 1960 – 1963.



Msgr. Stephan Trochta mit jungen Pfadfindern zur Zeit des „Prager Frühlings", eine Friedenspfeife rauchend.





Der Leitmeritzer Bischof kümmert sich bei den Visitationen der zerstörten Kirchen und verlassenen Pfarreien – soweit er kann – um die Jugend.



In Wien: im Erzbischöflichen Palais zusammen mit Kardinal Dr. Franz König und bei einer Pontifikalmesse im Stephansdom, inmitten von Mitbrüdern der Wiener tschechischen Seelsorge und mit Mitgliedern der tschechischen Jugend von der tschechischen Kirche am Wiener Rennweg 63.





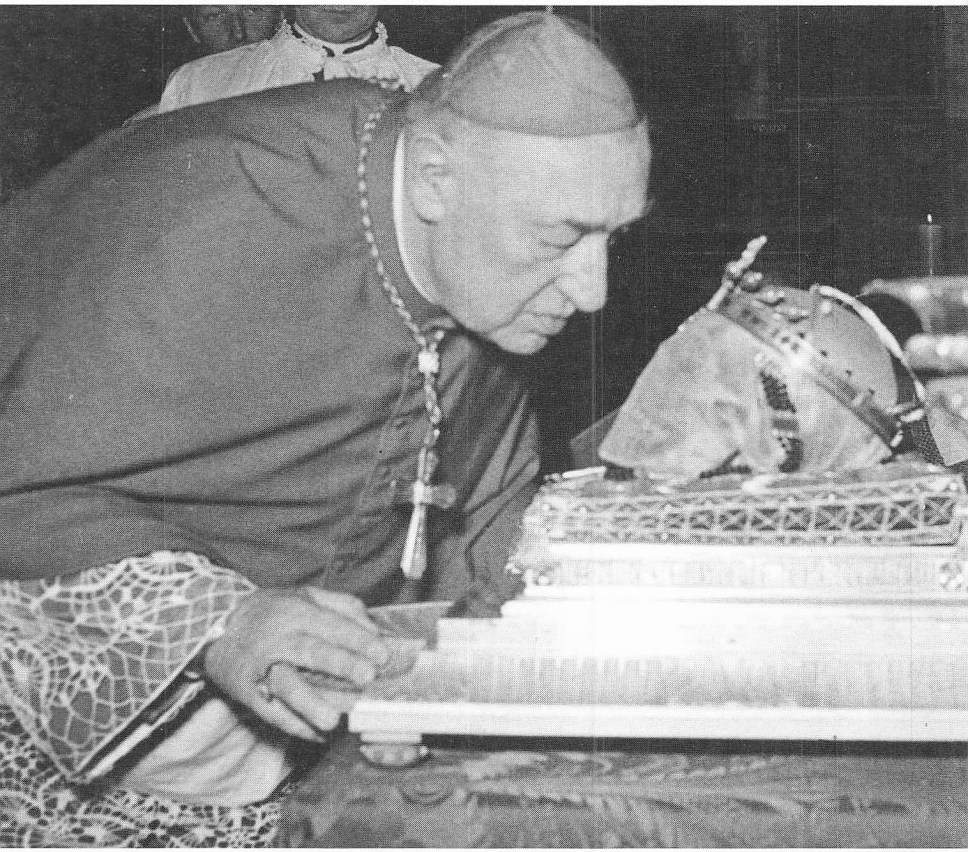
Der Heilige Vater Paul VI. begrüßt herzlichst Msgr. Stephan Trochta bei seinem Besuch in Rom.

omni dioecesi Litomericensi laetos pietatis et sanctitatis fructus. Ad tale igitur et tantum sanctimoniae exemplar ut intendantur oculi mentesque adhortamur, quoniam illinc tamquam ex tabula picta repeti possit a nostrae aetatis hominibus imago virtutis, regula caritatis, actionis christianae incitamentum. Exoptamus quidem Nos, ut sollemnia Beatae Zdislavae, praeunte Venet ipso pastore et Antistite Litomericensi, necnon docente clericorum ac religiosorum agmine, proposita illa renovandae vitae operaeque catholicae magnifice impleant ac vero fidei catholicae firmamento et incremento proficiant. Huius rei causa suppliciter petentes ab omnis gratiae Auctore abundantiam superni auxilii roboris solacii, dilargimur paterno affectu cunctis illorum rituum sacrorum participibus Nostram Apostolicam Benedictionem, studii Nostri testem auspicemque favoris caelestis.

Datum Romae, apud Sanctum Petrum, die XV mensis Aprilis, anno MCMLXXI, Pontificatus Nostri octavo.

Paulus P. P. VI

Eine päpstliche Bulle Pauls VI., herausgegeben aus Anlaß des Jubiläumsjahres der seligen Zdislava, gestorben im 13. Jahrhundert im Gebiet der Leitmeritzer Diözese, 15. April 1971.



Msgr. Stephan Trochta verehrt den Schädel der seligen Zdislava, aufbewahrt in der Wallfahrtskirche zu Deutsch-Gabel.



Das traurige Antlitz des Leitmeritzer Bischofs. Es wurde ihm die freie Verkündigung des Wortes Gottes verboten, 1972 – 1974.



Papst Paul VI. und Kardinal Trochta am Tag der Übergabe des Kardinals-Biretts, 12. April 1973.



S. Eminenz Kardinal Dr. Stephan Trochta.
Die höchste irdische Auszeichnung für erfolgreiche Arbeit im Weinberg des Herren.



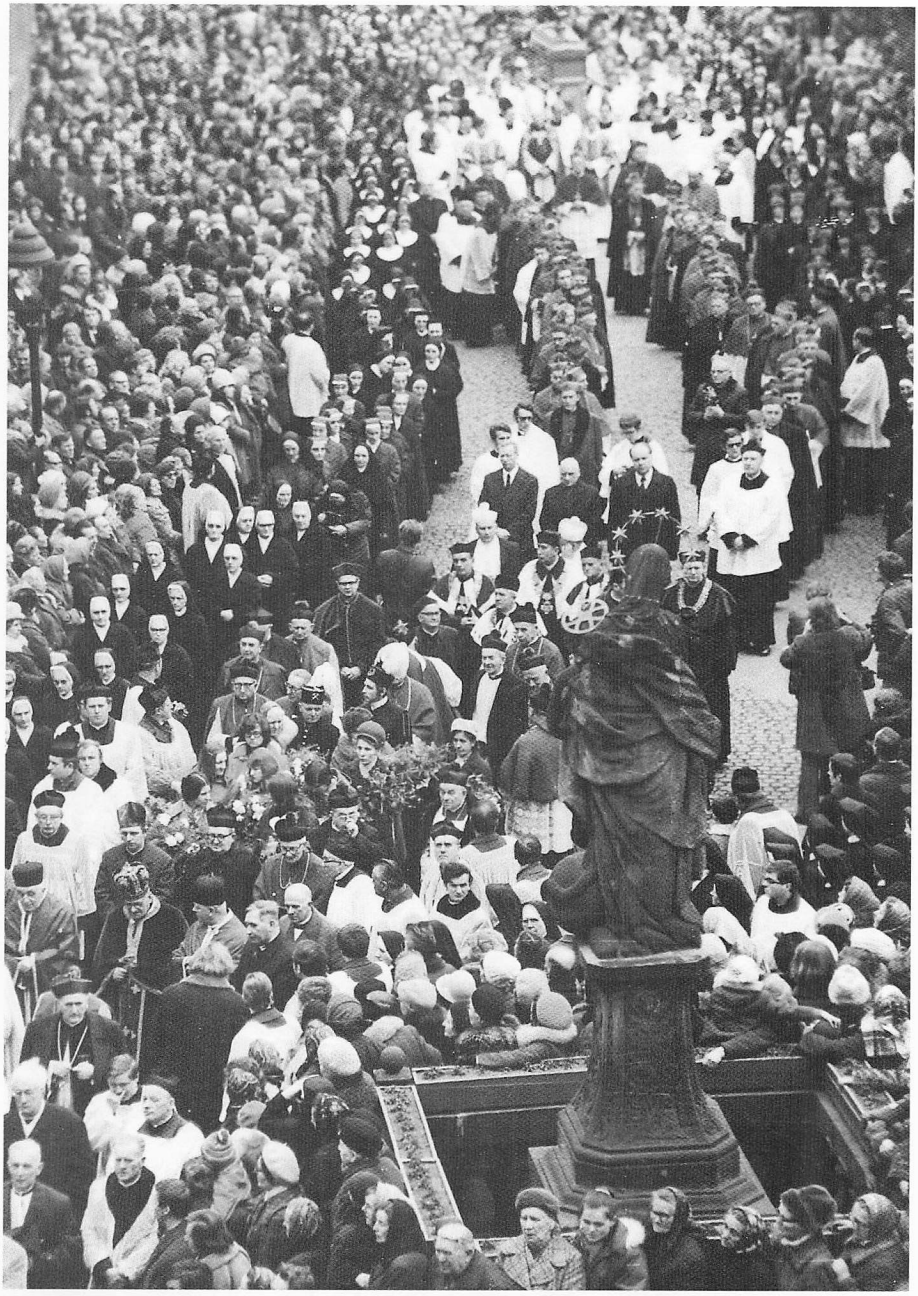
Der Zliner Domchor bei der Pontifikalmesse im Wiener Stephansdom.



Der polnische Kardinal Karol Woytila (Papst Johannes Paul II.) bei der heiligen Kommunion anläßlich des Begräbnisses von Kardinal Trochta in Leitmeritz.



Der Prager Erzbischof, Kardinal Dr. František Tomašek, segnet den Sarg mit der Leiche des verstorbenen Leitmeritzer Bischofs, Kardinal Dr. Stephan Trochta, am Friedhof ein, 13. April 1974.



Der Begräbniszug erreicht das offene Grab. Inmitten der Trauergäste der damalige Erzbischof von Krakau Kardinal Woytila – der jetzige Papst Johannes Paul II.

II.

Aussprachen, Aufrufe, Hirtenbriefe

I.
Arbeit – Opfer – Liebe

Erster Hirtenbrief des Leitmeritzer Bischofs Msgr. Dr. Stephan Trochta vom 26. Dezember 1947. Veröffentlicht von der Zentrale der Katholischen Aktion in Leitmeritz im Jahre 1948.

Stephan, durch Gottes Barmherzigkeit und durch die Gnade des Apostolischen Stuhls neuer Bischof von Leitmeritz, entbietet seiner geliebten Geistlichkeit und dem gesamten lieben Volk zum neuen Jahr seine väterlichen Grüße und den Segen des Herrn. Der Friede sei in diesem Augenblick und im ganzen folgenden Jahr mit Euch. Amen.

Liebe Schwestern und Brüder in Christus!

Ich wende mich zum ersten Mal zu Beginn des neuen bürgerlichen Jahres im Namen Gottes mit einem Hirtenbrief an Euch. Ich tue dies aus einem tiefen Gefühl der Verantwortung vor Gott und vor Euch, mit einem übervollen Herzen, das Ihr offen seht, bereit, für jeden von Euch opfervoll alles zu erbitten: Euer allgemeines Wohl, aber vor allem für Euren geistigen Nutzen und Eure Erlösung.

Zuerst möchte ich aber meinen tiefsten Dank Seiner Heiligkeit Papst Pius XII. für das Vertrauen aussprechen, das ihn bewog, eine so gefährdete und armselige Diözese meiner schwachen Fürsorge anzuvertrauen. Ich werde mich in Dankbarkeit der kirchlichen Reorganisation annehmen und versuchen, geduldig versuchen, neue Voraussetzungen für ein religiöses Leben und eine religiöse Wiedergeburt zu schaffen.

Ich danke auch der tschechoslowakischen Regierung für das geäußerte Vertrauen und versichere ihr, daß ich versuchen werde, ihr durch meine Zusammenarbeit für das erneuerte Leben dienlich zu sein. Ebenso aufrichtig danke ich dem Vertre-

ter des Heiligen Stuhls, Seiner Exzellenz Nuntius Msgr. Dr. Xaver Ritter, besonders aber dafür, daß er mich liebenswürdigerweise zum Bischof weihte, und ebenso Seiner Exzellenz, dem hochwürdigsten Msgr. Dr. Josef Beran, Erzbischof von Prag und Primas von Böhmen, daß er mich hierher auf den bischöflichen Stuhl von Leitmeritz geleitete und für die freundliche Fürsorge und das Wohl, das er dieser Diözese erwies, womit er mir bereits die schweren Anfänge erleichterte. Das leuchtende Beispiel des Eifers dieser beiden Persönlichkeiten wird für mich ein Ansporn sein und mich zu weiterer Arbeit anhalten.

Der liebe Gott möge Euch alle, geliebte Priester, seien es Welt- oder Ordenspriester, und auch Euch, ehrwürdige Ordensschwestern, und Euch Gläubigen, die Ihr meine Ernennung und mein Kommen in diese Diözese mit freundschaftlichem Wohlwollen, mit zahllosen Glückwünschen, mit Opfern und Gebeten begleitet habt, dafür belohnen. Besonderen Dank sage ich für alle Glückwünsche, Gebete und gute Taten, die Kinder mir widmeten und die mir besondere Freude bereiteten. Die Gebete ihrer unschuldigen Herzen schätze ich ganz besonders hoch, und ich wünsche mir, immer ihr zu allen Opfern bereiter Helfer und guter Freund zu sein, „denn ich sage euch, daß ihre Engel im Himmel immer das Antlitz meines Vaters schauen werdet, der im Himmel ist" (Mt 18,10).

Die Vorsehung Gottes sandte mich zu Euch im Augenblick eines großen historischen Umschwungs von besonderer Bedeutung, in einer bewegten Zeit, die noch zu kurz ist, viele ihrer schmerzhaften Wunden zu heilen, die sie durch die Schrecken des Krieges erlitten hat. Wie überall, so sucht auch bei uns noch die menschliche Gesellschaft unter Berücksichtigung der geistigen, moralischen und wirtschaftlichen Aspekte den wahren Weg. Vieles wird noch zu tun sein, bis wieder normale Zustände herrschen, die sich durch Gleichheit vor dem Gesetz und durch friedliches Zusammenleben der verschiedenen Gruppen der Bevölkerung auszeichnen werden. Diese allseitigen Schwierig-

keiten sind in unserer Diözese besonders akut und fordern eine rasche und vernünftige Lösung. Daher, und dessen bin ich mir voll bewußt, ist meine vordringlichste Aufgabe die moralische Wiedergeburt und das Aufblühen des religiösen Lebens in der Diözese herbeizuführen. Ich möchte deshalb auch kein Opfer scheuen und auch nicht auf andere Aufgaben ausweichen, die die Grenzen des rein kirchlichen Bereiches überschreiten, sondern nur das tun, was mit ihm eng zusammenhängt und eine internationale, ganzstaatliche, ja allgemein menschliche Bedeutung hat. Immer ist die Religion und der mit ihr zusammenhängende moralische Einsatz in allen Bereichen die wirksamste Kraft der Regeneration. Ich bitte Euch deshalb, liebe Gläubige, seid überall dort tätig, wo es um die Interessen des Ganzen geht, um alle ethischen Werte, die in der Religion so reichlich vorhanden sind, damit die Erneuerung unseres öffentlichen Lebens so bald und so erfolgreich als möglich beendet sei. Ich zweifle nicht, daß alle, die sich uneigennützig um das Wohlergehen unseres Staates und Volkes bemühen, mit Freude diesen Euren Beitrag begrüßen werden, und umgekehrt werden wir jedem von ganzem Herzen dankbar sein, der unsere ehrlichen Bestrebungen verstehen und uns seine freundschaftliche Unterstützung anbieten wird.
Ihr selbst wißt am besten, liebe Schwestern und Brüder, daß die Aufgaben, die auf Euch warten, sehr zahlreich sind und schnellstens einer Lösung bedürfen, wobei die dringendsten und schwierigsten gerade die moralischen und religiösen Aufgaben sind. Wenn ich auf mich allein gestellt wäre, würde ich nicht viel vollbringen können und bald den Mut verlieren. Ich denke allerdings wie der hl. Paulus, daß „ich alles vermag in dem, der mich stärkt", und dabei verlasse ich mich auf die Mitarbeit aller opferfreudigen Priester und auch auf die Eure und Eure Gebete. Ihr alle seid schon durch Eure christliche Einstellung zu einer opfervollen Arbeit für das Königreich Christi berufen, und wer sich vor ihr drücken möchte, wäre kein guter Christ, denn ein Glaube, „der keine Früchte trägt, ist tot" (Jak 2,17).

Und wir müssen nicht vor der großen Anzahl der Aufgaben zurückschrecken und uns vor Mißerfolgen fürchten, wenn wir alle, Ihr und ich, die wir zur notwendigen Zusammenarbeit aufgerufen sind und ebenso zur Einigkeit, treu auf dem uns anvertrauten Posten für die erhabenste Vorsehung Gottes wirken dürfen. Ich aber habe die Pflicht, auf den Spuren der Apostel Christi voranzugehen und darauf weiterzuschreiten, und ihre hilfreiche Tätigkeit werde ich nicht für einen Augenblick verlassen mit Rücksicht auf die Worte, die uns einst Christus sagte: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt; und habe euch dazu auserwählt, daß ihr hingeht und daß ihr Nutzen bringt und daß der Nutzen bei euch immer bleibt, damit, sooft ihr Gott bittet in meinem Namen, er ihn euch gibt."
(Joh 15,16)
Ich bin jetzt zu Euch gekommen, gesandt durch Gottes Vorsehung, und ich fordere Euch nun auf, mit mir täglich flehentlich den allmächtigen Gott zu bitten, daß meine Arbeit für das Reich Gottes in Euren Seelen einen wahren Nutzen bringe und daß die Frucht dieser Arbeit eine dauerhafte sei. Ich bin nicht zu Euch gekommen, um mich in Sicherheit zu wiegen oder eine schöne Wohnung zu bekommen, sondern um mit Euch gemeinsam zu arbeiten und gemäß meinen Kräften zu helfen, die Freundschaft Gottes zu vermitteln, die unser irdisches Leben erst zufrieden und schön macht. Und wenn ich so vor Gott und vor meinem Gewissen erwäge, auf welche Art meine Arbeit sich zum Wohl Eurer Seelen entfalten soll, habe ich mich nach langem Nachdenken entschieden und im Gebet ein Programm meiner Seelsorgearbeit für Euch festgelegt: Actio, Sacrificium, Caritas – Arbeit, Opfer, Gebet. Ich bin überzeugt, nur durch die entschlossene Erfüllung dieses Programms werde ich mit Gottes und Eurer Hilfe etwas für den Schutz dieser Diözese tun können. Ich versichere aber gleich, daß der ausersehene Wahlspruch aus den besonderen Bedürfnissen dieser Diözese hervorgeht. Deshalb müßt Ihr es als das Eure annehmen, wir alle: ich, meine Geistli-

chen und meine Gläubigen müssen das Programm der künftigen fruchtbringenden Arbeit annehmen.

1. ACTIO – ARBEIT

Es ist bekannt, daß das Ausmaß des göttlichen Segens vom menschlichen Bemühen abhängt. Ein altes Sprichwort sagt: „Ohne Gottes Segen ist alles menschliche Bemühen erfolglos." Mit gleicher Überzeugung können wir sagen: „Ohne menschliches Bemühen gibt es keinen Segen Gottes." Die Notwendigkeit des Segen Gottes spüren wir heute alle. Aber selbstverständlich muß gleichzeitig bei uns auch eine eifrige Tätigkeit einsetzen, damit wir ihn verdienen.

Die allgemeine Notwendigkeit der Arbeit

Die Schrecken des Krieges vernichteten viele Werte und Einrichtungen, und der unbarmherzige Tod raffte viele hoffnungsvolle Leben dahin, die einer produktiven Arbeit fähig gewesen wären. Die Staatsmänner weisen ständig und mit Nachdruck die Bevölkerung darauf hin, um sie zu intensiverer Arbeit aufzufordern, damit die Wunden des Krieges sobald als möglich geheilt werden. Das gilt für ganz Europa, besonders aber für unseren Staat. In dieser Richtung wurden in unserem Staat schon viele außerordentliche Maßnahmen getroffen.

In unserer Diözese ist der Ruf nach erhöhter Leistung umso dringlicher, als das Gebiet durch die Folgen des Krieges besonders geschädigt wurde. Aber nicht nur die Kriegsschäden, sondern auch die geringe Bevölkerungszahl und ihre Verlagerungen, die Neugestaltung der Industrieverbände, neue Bevölkerungsschichten, die häufig zu den neuen Lebensbedingungen erst Zugang finden mußten, neue Kräfte, die erst lernen mußten, im gesamten Arbeitsprozeß ihren richtigen Platz zu finden: das alles bringt es mit sich, daß jede qualifizierte Tätigkeit, die positive Einstellung zur Arbeit und das selbstverständliche Akzep-

tieren der Pflichten als unerläßlichen Dienst am Ganzen, daß ohne große Schäden der Großteil der dringenden Aufgaben erfüllt werden muß. Es geht vielleicht in erster Linie um die Arbeit auf den Feldern, in den Schächten und den Fabriken, aber dies gilt auch ohne Einschränkung für jede andere Arbeit der Angestellten, der Beamten und der Verwaltungsorgane. Ohne ihre Bereitschaft könnte die Wirtschaftsmaschinerie nicht verläßlich und zeitgemäß funktionieren.

Nach einem Jahr der großen Dürre und Mißernte mitten im herrschenden Winter fordere ich alle Zuständigen eindringlich auf, in erster Linie jene Pläne unverzüglich zu verwirklichen, welche die Versorgung der gesamten Bevölkerung mit Lebensmitteln und sonstigen Bedarfsgütern sicherstellen. Ein Versäumnis dieser Pflichten wäre nicht nur asozial, sondern auch ein Verstoß gegen die christliche Liebe, die uns lehrt, dem Nächsten, der sich in Not und Bedrängnis befindet, zu helfen.

Und seien wir uns dessen bewußt, daß unsere Arbeit nicht nur für die Gegenwart oder die nahe Zukunft wichtig ist. Das glauben nur kurzsichtige und egoistische Menschen. Unsere Arbeit wird auch noch in fernerer Zukunft vonnöten sein. Wenn wir die großen Aufgaben der jetzigen Zeit nicht wirklich begreifen und ihre Verbindlichkeiten für uns, dann sind wir nicht für eine große Sendung gerüstet, und man wird uns ein schlechtes Zeugnis ausstellen, weil wir unseren Verpflichtungen nicht nachgekommen sind. Man wird uns vorwerfen, daß wir die moralische Pflicht zur Arbeit nicht wahrgenommen haben, ohne die Ewigkeit zu berücksichtigen. Nur eine so verstandene Arbeit trägt den Stempel Gottes und erhält seinen Segen.

Es ist die Hauptaufgabe der kulturell Tätigen und Intellektuellen, daß sie deutlich erkennen, was in der heutigen Zeit von moralischem und dauerhaftem Wert ist, daß sie sich bemühen, alle kulturellen, sozialen und geistigen Erfolge tief in der natürlichen moralischen Ordnung zu verankern und daß sie sich auf den Willen des höchsten Gesetzgebers stützen. Ihre Sendung

bedeutet, im heutigen revolutionären Übergang geistige und moralische Fülle zu geben, damit es zu einem wirklichen Fortschritt und nicht wieder zu einer Katastrophe kommt.
Eure Tätigkeit, Arbeiter des Geistes, ist heute ungeheuer wichtig, und wenn Ihr sie gewissenhaft vor Gott und der Geschichte erfüllt, dann verdient Eure Arbeit sowohl vor Gott wie vor den Menschen eine ganz besondere Anerkennung und ein besonderes Lob. Ich weiß, daß die Arbeit schwer ist, daß sie körperlich und geistig große Selbstverleugnung erfordert. Nach dem Sündenfall kam es zur Strafe, und Gott selbst verkündete: „Im Schweiße deines Angesichtes wirst du dich mit deinem Brot sättigen." (Gen 3,19) Ich hatte Gelegenheit, besonders in den Konzentrationslagern, mich zu überzeugen, was in dieser Beziehung für das ganze Leben von Wert ist. Und auch den Boden dieser Diözese habe ich nicht nur oft mit dem aus Angst geborenen Schweiß besprengt, sondern auch mit meinem eigenen Blut. Niemals habe ich mich gegen die Vorsehung Gottes aufgebäumt. Ich bin überzeugt, auch wenn das schwerste Kreuz mir gesandt würde, ich damit nur den erhabensten Plänen zur Vervollkommnung des Menschen und seines ewigen Heiles folgen würde.
Wir blicken deshalb auf die Arbeit als die größte Pflicht, gleichsam als einen höheren und nächstliegenden Dienst an Gott und dem Nächsten, den wir freudig übernehmen. Immer ist die Arbeit der beredste Ausdruck unserer Liebe zum Nächsten, eine Schule, in der sich der Charakter läutert und vervollkommnet, eine Gelegenheit, Genugtuung zu erlangen der inneren Vervollkommmnung und der wahrhaften Nachfolge des Arbeiters Jesus Christus. Ihr alle, die Ihr oft bis zum Umfallen arbeitet, verlaßt niemals das Beispiel Jesus: des Gott-Menschen, der im Schweiße seines Angesichtes sich das tägliche Brot erwarb und der durch seine Gottheit alle Arbeit emporhob und heiligte. An seinem Beispiel findet Ihr die Aneiferung und Erleichterung, und Eure gesegnete Arbeit, vollbracht im Einklang mit Gott, wird für

Euch die Quelle reichlicher Verdienste für den Himmel und eines immerwährenden Gebetes sein. Niemals ist die alltäglichste Arbeit ohne Sinn für das ewige Leben, wenn sie im Glauben und im reinen Denken vollbracht wurde. In diesem Zusammenhang sei an das Wort des hl. Paulus erinnert: „Was immer ihr eßt oder trinkt oder sonst tut, tut alles zum Heile Gottes." (1. Kor 10,11)

Die Notwendigkeit einer regen Tätigkeit in religiöser Hinsicht

Ich, der ich Euch sooft und überall zur Arbeit aufrufe, was soll ich Euch dann von der umfangreichen Arbeit in den vielen, vielfach ganz verlassenen Weinbergen des Herrn erzählen? Diejenigen, die keinen Einblick haben, können sich nur schwer vorstellen, in welch bejammernswertem Zustand sich unsere Diözese tatsächlich befindet, und zwar nicht nur wegen des enormen Priestermangels, sondern weil auch der Mangel an Mitarbeitern auf religiösem und geistlichem Gebiet so schmerzlich groß ist, daß ich der Meinung bin, daß der göttliche Erlöser, wenn er auf unsere Diözese herabblickt, ausrufen würde: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind nur wenige. Bittet deshalb den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter für seine Ernte senden möge." (Mt 9,37–38) Leid ist es mir um diese vielen Menschen, leid ist es mir um die Seelen unseres Volkes, denn es ist wirklich untragbar, daß eine Herde keinen Hirten hat. Aber aufrichtig leid tun mir auch die sich aufopfernden Priester, die ihre Kräfte überfordern, indem sie drei, vier, ja manchmal sieben und zwölf Pfarreien betreuen. Für den Religionsunterricht in den Schulen sind nicht genügend Lehrkräfte vorhanden, und nur mit viel Mühe kann die bürokratische und pastorale Arbeit bewältigt werden, obwohl sich alle aufopferungsvoll und unter Mißachtung der eigenen Gesundheit bemühen, die Last zu tragen. Ich zittere bei dem Gedanken, was einmal sein wird, wenn die Älteren gestorben sein werden und die Jüngeren erschöpft umfallen.

Wer wird an ihre Stelle treten? Täglich kommen Briefe, in denen ich mit der Forderung um neue Priester bedrängt werde. Gott sei's geklagt!, ich kann auf diese gerechtfertigten Forderungen nur mit Bedauern antworten: Ich habe keine Priester, habt Geduld. Aber wie lange kann ich sie noch hinhalten? Vielleicht solange, bis alle Pfarreien ihr christliches Gepräge verlieren und in Materialismus, Egoismus und Wollust versinken. Die Anzeichen deuten darauf hin, daß diese gegenwärtige böse Situation noch lange Jahre andauern, daß sie sich sogar noch verschlechtern wird. Wenn dies nur unsere Glaubensbrüder aus glücklicheren Diözesen sehen würden, wenn uns nur jemand helfen könnte! Wenn sich nur ihre Schäflein zu uns verirren würden, dann hätten wir in der Seelsorge eine große Hilfe.
Aber die Hilfe von außerhalb ist ja ganz ungewiß, und die Zeit drängt. Deshalb bleibt mir, geliebte geistliche Brüder, nichts anderes übrig, als immer und immer wieder zu bitten, daß Ihr alle Eure Kräfte einsetzt, daß Ihr mit vielfacher Begeisterung arbeitet und Euch anstrengt, zu erhalten, was erhalten werden kann. Das Reich Gottes ist Zielscheibe vieler Angriffe, und nur mit Wagemut kann man sich dieser erwehren. Eure Arbeit füllt Euch völlig aus, sie erschöpft Euch und macht Euch müde. Aus menschlicher Sicht scheint sie außerdem vergeblich. Aber ich erinnere Euch an das Wort Christi: „Ich bin Eure große Belohnung." Im Namen des Erlösers und im Namen der von Euch geretteten Seelen danke und beglückwünsche ich Euch. Täglich bete ich für Euch. Ständig denke ich an Euch, damit Ihr aushaltet, damit Ihr nicht müde werdet und keinen Winkel des Weinbergs Christi im Stich laßt, der dann nicht mehr bearbeitet würde. Seid Euch bewußt: Actio ist nicht nur Arbeit, das ist auch eine nach allen Seiten ausstrahlende Tätigkeit und Unternehmungslust, das ist eine positive Einstellung zu jeder Aufgabe, die die Zeit erfordert und die edel und für das Heil der Seelen notwendig ist. Ohne aktivere Tätigkeit vermögen wir nicht, den Gläubigen an Sonn- und Feiertagen eine Teilnahme

am höchsten Opfer zu ermöglichen, können wir den Kindern in der Schule nicht die Lehre Christi vermitteln und kann Gottes Stimme nicht rechtzeitig in jede Seele gelangen, damit sie deren zeitgerechter und ewiger Schutz werde. Ohne Opfer werden wir das Christentum nicht für die Nation bewahren und die Nation nicht dem Christentum.

Ich möchte mich aber auch bei den treuen Laienkatechetinnen und Katecheten bedanken und sie anspornen, denn sie ersetzen durch ihre apostolische Opferbereitschaft den Mangel an Priestern, indem sie in den Schulen Religionsunterricht erteilen und eine Aushilfe in der Seelsorge darstellen. Gott sieht ihre Bemühungen und wird ihnen reichliche Belohnung zukommen lassen. Im gleichen Atemzug möchte ich noch bemerken, daß auch die Herrn Professoren und Lehrer gelegentlich bei der Erteilung des Religionsunterrichtes aushelfen. Ihr seltenes Beispiel verdient Lob und empfiehlt zur Nachahmung. Mögen sie ihren Einsatz niemals bereuen! Die gemeinsame Anstrengung zur Erziehung der Jugend ist einer der wesentlichsten Punkte zur Sicherung der Moral in der Nation, zur Bewahrung einer gesunden Generation und dabei Gott so wohlgefällig, daß er dafür wortwörtlich eine große Belohnung verspricht. Vergeßt deshalb nie auf das Wort des göttlichen Lehrers: „Und wer immer einem von diesen Kleinen einen Becher kalten Wassers zu trinken gibt, weil er mein Anhänger ist, wahrlich ich sage euch, er wird seinen Lohn nicht verlieren." (Mt 10,42)

Das Apostolat der Laien oder die Katholische Aktion

Wenn ich schon von der religiösen und erzieherischen Arbeit spreche, kann ich die Tätigkeit der eifrigen Laien nicht verschweigen, die wir allgemein als Katholische Aktion bezeichnen. Die letzten Päpste übersahen nicht die unentbehrliche Hilfe der Laien bei der Seelsorgetätigkeit der Priester, und ich gehe in meinem Wunsch so weit zu erklären, daß ich eine gutorganisierte und erfolgreiche Tätigkeit der Katholischen Aktion für

den Ausdruck eines echten und tief religiösen Lebens dieser Länder halte. Wer hätte es wohl notwendiger, und wer dürfte mit größerer Berechtigung nach Zusammenarbeit der Laien mit den Geistlichen rufen als ich in dieser Diözese, wo ohne Mitarbeit der Gläubigen in der pfarrlichen Verwaltung vielleicht überhaupt kein religiöses Leben mehr möglich wäre? Wir alle müssen lebendige Glieder des einzigen Organs der Kirche sein, und wir können nicht von einem gesunden Körper sprechen, wenn wir in diesem vielleicht einige Teile finden, die nur untergeordnete Funktionen ausüben oder absolut untätig sind. Wir können dann nicht von Christen und Katholiken sprechen, wenn ihr Glaube sich nicht in der Arbeit des Apostolats zeigt. Deshalb muß jeder gemäß seinen Fähigkeiten einen Platz in der pfarrlichen Seelsorgetätigkeit finden, denn: „Wie wir in einem Körper viele Glieder haben, aber nicht jedes Glied die gleiche Aufgabe hat, sind wir in der Gesamtheit der eine Leib Christi, aber jeder einzelne ist ein Glied des anderen." (Röm 12,4–5)

Die intensivste organisatorische und sich gegenseitig ergänzende Tätigkeit der Gläubigen im Zusammenhang mit der geistlichen Verwaltung, und dies auf allen Gebieten der religiösen, kulturellen und seelsorglichen Vorhaben, muß jetzt in dieser Diözese für viele Jahre ein unentbehrlicher Bestandteil des Apostolats sein, wollen wir nicht der Entchristianisierung, der Materialisierung und der moralischen Loslösung verfallen.

Seht Euch um und stellt selbst fest, wie viele dieser dringenden Aufgaben – Organisation der Gottesdienste, Religionsunterricht in- und außerhalb der Schule, Vorbereitung der Kinder zur heiligen Kommunion, Betreuung der Sterbenden, Schutz und Erhaltung der Kirchen, gemeinsame Planung des religiösen Lebens, Schutz der moralisch gefährdeten Jugend, Hilfe für die Leidenden usw. – direkt nach dem ständigen Apostolat der Laien rufen, und nur durch sie kann wenigstens ein Teil verwirklicht werden. Ich bitte Euch deshalb, liebe Gläubige, im Namen des leidenden und liebenden Christus, sucht die in der Seele

Irrenden auf, meldet Euch bereitwillig bei Euren Seelsorgern zur Mitarbeit, erleichtert deren Aufgaben, unterrichtet selbst, weil die Priester nicht dazu kommen, und bereitet den Boden für deren priesterliches Wirken vor. Mit der Zeit wird es uns vielleicht gelingen, die Arbeit der Katholischen Aktion in der Diözese und in den einzelnen Pfarreien so gut als möglich zu koordinieren. Aber wartet nicht auf dieses Abstimmen, denn auch der Teufel wartet nicht, sondern geht umher und sucht, wo er Schaden anrichten könnte. Schafft deshalb schon heute die Voraussetzungen für eine spätere erfolgreiche Arbeit und erledigt sofort, was Euch Euer christliches Gewissen eingibt, damit nichts versäumt wird. Beweist bereits heute Euren Eifer, damit es auch in Zukunft möglich sein wird, auf Euch zu vertrauen. Vor allem aber müßt Ihr überzeugt sein, daß dort, wo es keine apostolische Aktivität gibt, das geistliche Leben dahinsiecht, und wo überhaupt kein geistliches Leben ist, dort siedelt sich moralische Gleichgültigkeit, Egoismus, Unglaube und Tod an.

2. *SACRIFICIUM – OPFER*

Außergewöhnliche Zeiten erfordern ein außergewöhnliches Ausschöpfen der Kräfte, und niemand verzichte auf Selbstverleugnung und Opfer. Denn die Opferfreudigkeit ist die Garantie des Erfolgs. All die schwierigen und vielfältigen Anforderungen, die die Zeit an uns, die wir völlig unvorbereitet sind, gestellt hat, erfordern wirklich den ganzen Menschen: opferfreudig, brennend vor Begeisterung, glühend vor Verlangen, seine Sendung zu erfüllen und nicht die Hoffnung zu enttäuschen, die in ihn gesetzt wurde.

In unserer Diözese ist noch keinerlei Vergleich der Interessen und der Kräfte in den verschiedensten Arbeitsbereichen angestellt und durchgeführt worden. Es ist deshalb verständlich, daß man überall wieder auf Hindernisse stößt. Der Mangel an Arbeitern, besonders an Fach- und angelernten Arbeitern, verschärft

die Situation. In der Seelsorgearbeit trifft dies in noch größerem Maße zu, denn in der geistlichen Arbeit ist es nicht so einfach, die Menschen auszubilden. Dazu sind eine höhere Berufung und besonders die Gaben des Heiligen Geistes notwendig, auf deren Basis dann leicht aufzubauen ist. Der Mangel an fachlicher Bildung und gründlicher Vorbereitung kann ersetzt werden durch Opferbereitschaft und Begeisterung. In Zeiten der besonderen Anforderungen verleiht auch der Heilige Geist besondere Gaben. In der Geschichte hat immer nur die Mehrheit und die Bildung den Sieg der großen Bewegungen und Ideen entschieden. War dies oft nicht doch jene innere Begeisterung, und entzündete sich nicht doch ein überschwenglicher Glaube mit der übernatürlichen Hilfe Gottes oder die Entschlossenheit zur totalen Selbstaufgabe, die schließlich zum Sieg von Gottes Werk führte? Immer wieder öffneten zwölf einfache und ungebildete Fischer am See Genezareth den Weg für das Wirken Christi in der ganzen Welt und bereiteten ihm den Boden zum großartigsten Sieg in der Gesellschaft und in den Herzen von Millionen. Deshalb erwidere ich mit Jesus Christus all jenen, die sich aufgrund der schwierigen Lage einschüchtern lassen und mangels Kräften um die Geschicke der Interessen Gottes in dieser Diözese Befürchtungen hegen: „Fürchte dich nicht, kleine Herde, denn aus Liebe zu Ihm gibt Er euch sein Königreich." (Lk 12,32) Fürchtet Euch nicht, liebe Schwestern und Brüder, die ihr für die Interessen des Königreiches Gottes entschlossen in Eurem Arbeitskreis tätig seid. Tut alles, was in Euren Kräften liegt, und betet vor allem. Gott wird sicher, sobald es an der Zeit ist, Eure Opfer je nach Verdienst mit viel Erfolg belohnen. Nach dem Wort der Schrift wird sich das Reich Gottes einstellen: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles übrige wird euch hinzugegeben." (Mt 6,33) Die historische Entwicklung zeigt, daß dies die Wahrheit ist und beweist, daß Euer Dienst äußerst wichtig und nachhaltig ist. Künftige Geschlechter werden Euch dafür dankbar sein, daß Ihr mitgeholfen habt,

die moralischen Grundlagen der Nation zu festigen, und dies in einer Zeit und an einem Ort, wo es am nötigsten war, und sie werden mit Bewunderung, mit Anerkennung und mit Dank auf Eure Arbeit zurückblicken.

Das größte Opfer

Wenn man die Notwendigkeit von Opfern betont, dann kann ich Eure Aufmerksamkeit nur auf das größte, auf das eucharistische Opfer lenken. Die Menschheit wurde nur gereinigt, emporgehoben und erlöst durch ein Opfer: durch das Opfer des Gottessohnes am Kalvarienberg. Die Selbstverleugnungen und alle anderen Opfer der Gläubigen vereinigen sich mit diesem einen Opfer von unschätzbarem Wert und bieten Euch ein ganz anderes, ein um vieles höheres und von verdienstvollerer Wirksamkeit geprägtes Opfer an. Deshalb können die Erfolge der Opfer, die für Christus dargebracht wurden, in keiner Weise mit irdischen Maßstäben gemessen werden, da sie nur unter Aufbietung aller menschlichen Kräfte vollbracht werden konnten. Ihre Früchte sind überreich und gesichert, denn sie sind fruchtbar gemacht durch das Blut Christi, welches zusammenfließen wird mit dem der Gläubigen und der Heiligen, vor dem Antlitz Gottes einen mächtigen Fluß der Gnade zu bilden, die friedlichen und geläuterten Kräfte rettend.

Deshalb ist es erforderlich, daß die Altäre unserer Dome nicht verlassen sind, damit überall auf ihnen das höchste Opfer entflammt und sich vereint mit den Opfern der Gläubigen, ununterbrochen zum Himmel emporgetragen wird, um Gottes Segen zu erflehen. Es muß deshalb von größtem Interesse jedes einzelnen und der ganzen Nation sein, daß vor allem an den Sonn- und gebotenen Feiertagen Christus auf den Altären aller Kirchen der Diözese aufgeopfert wird, damit Ihr Euch selbst mit den Priestern aufopfern könnt, mit Euren Freuden und Sorgen – und so Eure Opfer mit Christus zu den höchsten friedlichen Werten

werde. Solange in unseren Pfarreien die heilige Messe gefeiert werden wird und die Gläubigen an ihnen in Frömmigkeit und voller Glauben teilnehmen werden, solange ist Euch der besondere Schutz Gottes sicher, und die Gefahr von Katastrophen wird von Euch abgewendet sein.

Ich weiß, mit welchen Opfern all dies besonders hier im Grenzgebiet verbunden ist. Aber ich bitte Euch nachdrücklich im Interesse Eures eigenen Heiles, dies doch zu tun. Unternehmt alles, damit die Geistlichen am Sonntag zu Euch eingeladen werden können. Bemüht Euch doch persönlich, daß Ihr an den Sonn- und Feiertagen an der heiligen Messe teilnehmen könnt, und fürchtet Euch nicht, wenn Ihr dadurch etwas anderes versäumt. Im Gegenteil, der Segen Gottes wird dafür sehr groß sein, so groß, daß sich dieser Wert mit keiner Arbeit vergleichen läßt, die Ihr am Tag, der Gott geweiht ist, verrichten würdet. Seid eingedenk des mahnenden Wortes des Heiligen Geistes: „Baut der Herr nicht das Haus, so mühen sich jene umsonst, die daran bauen. Vergeblich ist es, daß ihr euch früh erhebt und vergeblich, daß ihr euch am späten Abend zur Ruhe begebt." (Psalm 126) Nichts vermögt Ihr, wenn Gott nicht mit Euch ist. Deshalb ist die Teilnahme am eucharistischen Opfer und die Einhaltung der Feiertage so wichtig, denn dadurch ruft Ihr den großen Segen auf Eure und auf die kollektive Arbeit der Nation herab. Ihr, Eure Familien, Eure Kinder, Eure Angestellten, wiederholt deshalb ständig diese Bitte, da sonst eine allgemeine Verrohung der Sitten, eine Gleichgültigkeit im Religiösen und eine Gefühllosigkeit in allen heiligen Bereichen eintritt.

Die Vorbereitung neuer Diener am Altar

Aber wie kann denn die heilige Messe bei einem derartigen Mangel an Priestern gefeiert werden? Es gibt kein Opfer am Altar ohne Diener. Wir benötigen eine ganze Reihe von neuen, eifrigen, opferfreudigen und frommen Priestern. Dieses Problem

beschäftigt mich, seit ich in dieser Diözese weile, es füllt meine Gedanken und belastet mein Herz, verursacht mir große Sorgen und Schmerzen. Und da es sich mehr um eine göttliche denn menschliche Angelegenheit handelt, höre ich nicht auf, Euch wieder und immer wieder meine Bitte vorzutragen: Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter zu seiner Ernte sende. Es wird eine prekäre Situation entstehen, wenn dies lange anhält, und wir müssen alles unternehmen, um die Anzahl der Diener am Altar zu erhöhen. Eure Gebete, Euer vorbildliches Leben und die Fürsorge um eine wahre christliche Erziehung der Kinder wird schließlich über den christlichen Charakter Eurer Diözese entscheiden. Die derzeitige Situation ist traurig und finster. Wenn sich nicht schon bald eine entsprechende Anzahl von jungen Männern findet, die den Ruf Gottes zum Studium der Theologie vernehmen, wird die derzeitige Lage noch schlechter werden.

Die Berufung zum Priestertum, sei es zum Welt- oder Ordenspriestertum, ist zuallererst eine göttliche Gnade, die durch ein vorbildliches Leben und durch Gebete erworben werden muß. Deshalb kann man nicht sagen, daß diese Diözese soundsoviele Priester haben müßte, nur weil Sie durch Ihr Leben und Ihre Gebete Gott quasi drängen, Priester zu berufen.

Es gibt allerdings auch andere Möglichkeiten, die den Weg der Gnade Gottes eröffnen, und diese liegen in Eurer Macht. Vor allem muß man sich zu der Erkenntnis durchringen, daß die Berufung der eigenen Söhne in den geistlichen Stand nicht nur der erhabenste Dienst an Gott und an der Seele ist, sondern auch der Nation, dem Staat und der Gemeinschaft dient. In der heutigen Zeit viele junge Menschen auf diese geistliche Bahn zu lenken, ist eine der verdienstvollsten und edelsten Werke für unser Volk und der sicherste Schutz seiner Leistungsfähigkeit für die Zukunft. Ohne Priester wird es keine leichte Verbindung mit dem Himmel geben, auch wird keine Freude auf Erden herrschen. Es wird keine Moral geben, keine Ehrlichkeit herrschen,

es wird keine Gerechtigkeit, auch keine christliche Liebe geben, und unsere Jugend wird in moralische Gleichgültigkeit verfallen und in dumpfe Resignation, selbst dann, wenn es sich um Opfer in den heiligsten Dingen handelt. Es könnte natürlich durch eine radikale Umkehr auch eine Änderung in bezug auf die geistlichen Berufe eintreten, aber dies müßtet Ihr praktisch beweisen.

Das Kleine Seminar für Kandidaten der Mittelschule in Mariaschein ist schon eröffnet und wartet mit offenen Armen auf Eure Kinder. Auch das Priesterseminar in Leitmeritz wird nach den Ferien neu eröffnet und wartet sehnsüchtig, daß sich Theologen für missionarische Tätigkeiten in unserem Grenzgebiet melden.

Es geht um ein unendlich verdienstvolles, großes, erhabenes Werk. Christliche Jünglinge, fürchtet Euch nicht, Euch in die Reihen jener zu stellen, die Gott, den Seelen, der Nation und den Menschen dienen wollen! Christliche Mütter und Väter, Eure gute Erziehung, Euer gutes Beispiel, Eure wahrhafte Liebe zu den Kindern, Eure Aufmunterung können oftmals für die Berufung Eurer Söhne zum geistlichen Stand entscheidend sein! Auch Ihr, Katecheten, Professoren, Lehrer, Leiter der Erziehungsinstitute und Ihr, Leiter der Jugendbünde könnt verdienstvoll mit Eurem Bischof mitarbeiten, daß er als Befehlshaber im Kampf um den Schutz der Seelen nicht ohne die notwendigen Soldaten sei! Seid Ihr fähig, dies zu beweisen?! Zu diesem Aufruf geselle ich noch einen Hinweis und höre nicht auf, Euch an Eure Pflicht zu erinnern: Vergeßt nicht, daß für die nächste Zeit Eure vordringlichste Pflicht in der Zusammenarbeit mit Eurem Bischof besteht, um gute Priester zu bekommen, auszubilden und zu unterstützen.

3. CARITAS – LIEBE

Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ein übermäßiges, zu lange andauerndes Opfer ermüdet. Auch ein ständig gespannter Bogen wird eines Tages nachgeben oder gar brechen. Ich weiß

aber auch sehr gut, daß man von meiner Geistlichkeit und meinen Gläubigen lange Zeit außergewöhnliche Opfer verlangen kann, und wenn ich nicht wüßte, daß sich in ihnen Quellen übernatürlicher Kräfte befinden, würde ich mich niemals dazu entschließen.
Wo Liebe ist, dort sind keine Schmerzen und herrscht keine Trauer.
Diese Quellen unerschöpflicher Kräfte haben wir zur Verfügung. Ihr findet sie in der echt begriffenen und entschlossenen Liebe, in der übernatürlichen Liebe zur höchsten Sendung, zu einem besonders erhabenen Beruf, der darin besteht, für den Schutz der Seelen, für ein ewiges Leben und zum Schutz der Welt für dieses vergängliche Leben zu arbeiten. So ungefähr liebte auch unser Jesus Christus sein Leiden, denn darin sah er die Weihe seiner Liebe, schmachtend nach dem Schutz der Seelen. Auch wir müssen viel von dieser übernatürlichen Liebe besitzen, wenn wir den Seelen helfen wollen, ihr ewiges Leben zu bewahren.
Die Liebe schlichtet alle Streitigkeiten und überwindet alles. Hier in den Grenzgebieten unserer Diözese leben viele Schwestern und Brüder verschiedener geistiger Ausrichtung und mit vielfältiger Lebenserfahrung und Ansprüchen. Die derzeitigen Bewohner kamen aus den verschiedensten Gegenden und erleben hier mit ihren Angehörigen die unterschiedlichsten Glaubensbekenntnisse. Aus allen diesen unseren teuren Schwestern und Brüder wollen wir eine innerlich geeinte und sich liebende Familie machen. Wir möchten, daß sie alle untereinander eine herzliche Beziehung haben. Das gegenseitige Mißtrauen, das sich vereinzelt in den revolutionären Nachkriegsbeziehungen breitgemacht hat und das vieles erklärt, kann ja nicht ewig anhalten, es muß nach und nach gegenseitigem Verständnis weichen, damit alles sobald als möglich in normale Bahnen kommt, beruhend auf den gesunden und gerechten Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens. Die egoistischen und politischen Interes-

sen, die Gier nach Besitz, die Angst vor allen möglichen geschäftlichen Kniffen und die Furcht vor Zerstörung bilden den Nährboden für Zwietracht und Haß und führen zur gegenseitigen Vernichtung, Verleumdung und zu ausgesprochen feindlichen Beziehungen. Aber all dies sind keine guten Voraussetzungen für eine gesunde Entwicklung, für die Festigung und die Sicherheit des Staates.

Alle diese Streitigkeiten und Unzulänglichkeiten könnten endgültig beseitigt werden durch eine ehrlich gemeinte christliche Liebe, die hervorquillt aus dem Glauben und einer lebendigen, übernatürlichen Gnade. Die Bereitschaft zum gemeinsamen Verstehen und zur Zusammenarbeit nützt dem kooperativen Zusammenleben viel mehr als das gegenseitige Bekämpfen und Übervorteilen. Die christliche Liebe hat hier ein großes, weites Betätigungsfeld. Und so weit es sich um die geistliche Führung und Erneuerung der Diözese handelt, müssen wir hier zuerst an jene übernatürliche Liebe denken, die uns als liebende, lebendige und lebensfähige Glieder des mystischen Leibes Jesus Christi handeln läßt, gleichberechtigt mit den Kindern der einen christlichen Familie und des einzigen Gottes, der im Himmel thront. Die Zugehörigkeit zur christlichen Familie, deren Differenzen durch die Liebe überwunden werden, wurde Euch bereits durch die christliche Taufe bestätigt. Aber durch die Sünde wird diese lebendige Zugehörigkeit verloren, und sie wandelt sich zu einem unfruchtbaren und unfähigen geistlichen Leben.

Deshalb ist jene übernatürliche Liebe notwendig, das heißt die Gnade Gottes in sich ständig zu stärken und zu leben. Die verlorene Liebe kann wieder durch eine gute heilige Beichte erworben werden. Wir bewahren diese Liebe durch einen oftmaligen Empfang der heiligen Kommunion, durch gute Taten und durch das ständige Gebet. Tut alles, liebe Schwestern und Brüder, daß in Eurem Innern Gott ständig gegenwärtig bleibt: Gott, der die Liebe ist. Wenn in unseren Seelen diese allmächtige Liebe, die

allein uns zu großen und ständigen Opfern fähig macht, nicht fortleben und diese versüßen würde, dann brächten alle unsere Anstrengungen die erwarteten Früchte nicht hervor, und am Ende würden wir ermatten. Nur Gott, der ständig und uneingeschränkt im Innern des Menschen thront, hat die Macht, etwas so zu gestalten, daß schließlich die Liebe alles überwindet. Eine solche Liebe hatte der Apostel der Völker, der hl. Paulus, vor Augen, wenn er von ihr sprach:
„Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig, sie ereifert sich nicht, sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf. Sie handelt nicht ungehörig, sucht nicht ihren Vorteil, läßt sich nicht zum Zorn reizen, trägt das Böse nicht nach. Sie freut sich nicht über das Unrecht, sondern freut sich über die Wahrheit. Die Liebe hört nimmer auf." (1. Kor 13)

Die Liebe ist das stärkste Erziehungsmittel. Das Feld allerdings, dem sich die vorausschauende Liebe opfert, kann wirklich nur Wunder bewirken, wenn es sich um ein gesegnetes und hoffnungsvolles Feld des Apostolats der Jugend handelt. Die Jugend lebt durch die Liebe, läßt sich durch sie leiten und beherrschen.

Durch die reine Liebe läßt sie sich zu Engelshöhen emporführen, durch die unreine Liebe, die Pseudoliebe, wird sie in lasterhafte Tiefen gezogen.

In die derzeitigen Grenzbezirke kamen viele junge Leute, um hier zu heiraten. Nun höre ich mit Freude, daß es dort viele guterzogene Jugendliche gibt. Beschwerden über moralische Verfehlungen und diverse unüberlegte Aktionen der heranwachsenden Jugend waren bald überwunden, wenn sie durch ihre Erziehung eine moralische Grundlage zum Guten besaßen.

Dazu ist an erster Stelle die Familie aufgrund ihrer natürlichen Sendung berufen. Ich bitte Euch deshalb, daß Ihr Euch ständig dessen bewußt seid, daß sich stets bei den heimatlichen Herden die besten Voraussetzungen eines glücklichen Lebens ansammeln.

Ich befürchte aber auch, daß das in vielen Fällen nicht genügt und daß viele oftmals ihre hohe Berufung nicht erkennen. Und so wende ich mich mit einer weiteren dringenden Bitte an alle jene Instanzen, die anderweitig die Erziehung der Eltern ergänzen, daß sie der Jugend mit größter Achtung und Liebe entgegenkommen und all ihre Aufmerksamkeit widmen. Vor allem die Schule, aber auch die verschiedenen Erziehungsheime und Jugendverbände können hier sehr verdienstvoll wirken, wenn sie vor Gott und der Welt ihrer heiligen Sendung gerecht werden.

Und da es sich um eine solch wichtige Sache handelt, um die Einprägung fester moralischer Grundsätze und Regeln in die zarten Seelen und Herzen der Kinder, liegt es an allen, die an ihrer Erziehung mitwirken, aus ihnen vollkommene, ausgeglichene, moralisch gefestigte Menschen zu machen, die nicht Schaden erleiden an Körper und Seele. Tut alles, damit die Religion in den Herzen und Seelen der Kinder all ihren wohltätigen Einfluß ausüben kann, und erleichtert alle diese Bemühungen. Trachtet ferner danach, daß Eure Erziehung sich immer mit dem Heil und dem Segen Gottes vereinigt. Verhindert nicht den rechtzeitigen Kontakt der Jugend mit Christus durch Leichtfertigkeit und Unfreundlichkeit, denn dies würde Euch zu sehr von der Kirche entfernen. Seid immer eingedenk des Wortes des göttlichen Lehrers: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, und wehrt es ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich." (Mt 19,14) Und gedenkt auch des anderen Wortes: „Wenn einer diesen Kleinen, die an mich glauben, ein Ärgernis gibt, für den wäre es besser, wenn ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er in die Tiefen des Meeres versenkt würde." (Mt 18,6) Und Ihr, meine lieben jungen Freunde, glaubt mir: Ohne wahre Liebe zu Christus und seinen Geboten, ohne Achtung von Tugend und Moral habt Ihr keinen Bestand in der heutigen Welt, die von der Moral ganz verkehrte Begriffe hat. Versichert Euch deshalb der Gnade Gottes, damit sie unbegrenzt in Euren

Herzen arbeiten kann, öffnet sie ihm angelweit. Sie – die Gnade Gottes – stärkt Euch gegen Versuchungen und bewirkt, daß das Leben, das sonst sinnlos und ohne Freude scheint, für Euch eine Quelle der Erneuerung wird. Nur so könnt Ihr Euch verantwortungsvoll für das Leben wappnen, und nur so werden wir in Zukunft voller zuversichtlicher Hoffnung auf Euch blicken können.

Die christliche Caritas

Zum Schluß möchte ich Euch noch eine der verdienstvollsten Institutionen empfehlen, die eigentlich eine Frucht der christlichen Liebe ist: die christliche Caritas, als organisierte christliche Wohltätigkeit und Liebe. Gleich nach Beendigung der Okkupation wurden bei uns diese erstaunlichen Einrichtungen zum Schutz und zur Hilfe eröffnet, womit vielen leidenden Schwestern und Brüdern ein schweres Los erleichtert und viele Jugendliche vor dem moralischen und physischen Verfall bewahrt wurden. In ihrem Dienst für die Leidenden ist die christliche Caritas auch heute noch hilfsbereit tätig. Ich würde mir wünschen, daß ihre Tätigkeit auf dem Gebiet unserer Diözese so weit wie möglich ausgedehnt wird, und es sollte keine einzige Pfarre geben, in der die christliche Caritas nicht ihre barmherzige Tätigkeit ausübt.
Arme und Bedürftige werden wir immer unter uns haben. Trotz aller sozialer Einrichtungen und gesellschaftlicher Reformen wird es immer wieder Lücken geben, die durch die opfervolle Liebe der christlichen Caritas ausgefüllt werden können. Es ist mein innigster Wunsch, daß es in unserer Diözese keine solchen Leidenden, Darbenden und Kranken gäbe, die nicht einmal das Notwendigste zum Leben und zu ihrem Schutz haben.
Im Hinblick darauf darf es keine nationalen und keine Klassenunterschiede geben, und jeder soll die Möglichkeit haben, sich zumindest durch die christliche Caritas an eine hilfreiche Hand

zu wenden. Wenn es derzeit auch noch nicht möglich sein sollte, in unseren Pfarren eine katholische Caritas zu organisieren, so bitte ich Euch, liebe Gläubige, zumindest immer dort eine hilfsbereite, offene Hand und ein offenes Herz zu haben, wo ein Nächster darben und leiden muß und wo Euch das christliche Bewußtsein zur Hilfe aufruft. Organisiert deshalb inzwischen in Euren Dörfern eine Caritas-Aktion aufgrund der dringendsten örtlichen Bedürfnisse mit der festen Entschlossenheit, weiterhin zu helfen. Mit solchen Überlegungen und mit einem solchen Programm komme ich zu Euch, geliebte Schwestern und Brüder in Christus. Mein und Euer Arbeitsprogramm habt Ihr für das nächste Jahr, ja für das ganze Leben hiermit vorgezeichnet. Ich selbst will mich danach richten und bitte Euch aufrichtig, daß Ihr gemäß dieser Richtlinien in Eurem christlichen, privaten und öffentlichen Leben weiterschreitet.

Wenn Ihr Euch zu einer erhebenden Zusammenarbeit für die Stärkung des Königreiches Christi in Euren Herzen und in der Diözese zu einer opfervollen Arbeit, begründet im Übernatürlichen, zu einer tätigen Liebe entschließt, dann wird das soeben begonnene neue Jahr trotz Schwierigkeiten, die ja vorübergehen, viel Gutes bringen und entscheidend für einen weiteren, glücklicheren und gesegneten Fortschritt sein. Möge auch für Euch dieses Jahr ein neuer, erfolgreicher Schritt zur christlichen Wahrhaftigkeit sein.

Ich werde Gott, der Mensch wurde, bitten, daß all dies geschieht, daß er in Euch stets ein williges Werkzeug seines heiligen Willens findet. Dann wird auch sein Segen im neuen Jahr im vollen Maße auf Euch ruhen, auf Euren Familien, auf Eurer Arbeit, und Ihr werdet viel innere Freude über das vollbrachte Werk empfinden. Und betet in der gesegneten Weihnachtszeit viel um Erfüllung. Ich empfehle Euch alle dem göttlichen Kind und auch der Fürbitte der allerreinsten Jungfrau Maria, Hilfe des christlichen Volkes, und ebenso dem hl. Stephan, Märtyrer und Patron der Diözese, und meinem persönli-

chen Schutz. Gott schenke Euch Ruhe und jenen Frieden, den die Welt nicht geben kann.
In diesem Geiste segne ich Euch und Eure Arbeit.

Stephan, Bischof

Gegeben zu Leitmeritz am Tage des hl. Stephan, des Märtyrers und Patrons der Diözese, am 26. Dezember 1947.

II.
Aufruf

der tschechoslowakischen Bischöfe und Ordinarien an die Gläubigen in einer Stunde schwerer Prüfungen.
Gemeinsamer Hirtenbrief der tschechoslowakischen Bischöfe vom 15. Juni 1949. – Nach einer erhaltenen Kopie persönlich in der Leitmeritzer Kathedrale am Sonntag, dem 19. Juni, durch Bischof Msgr. Dr. Stephan Trochta verlesen.

Liebe Gläubige!

In einem unermeßlich schweren Augenblick unseres religiösen und nationalen Lebens wenden wir uns mit diesem Brief zugunsten der Rechte der Kirche an Euch. Die Liebe zur Nation und zum Volk der tschechoslowakischen Republik hält uns dazu an, daß wir zu Euch von den entscheidenden Tagen sprechen, in denen Ihr Zeugen von Angriffen gegen die Einheit und die Führung der katholischen Kirche bei uns wurdet.

Ein Übereinkommen zwischen Kirche und kommunistischem Staat ist nicht möglich

Damit Ihr wißt, wo die Wahrheit und das Recht und Euer Platz in der Kirche und in der Nation ist, hört das Wort Eurer Oberhirten, die im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor Gott und dem Gewissen der ganzen Welt nach reiflicher Überlegung nicht mehr schweigen können.
Ihr alle ward in der letzten Zeit Zeugen der breit angelegten Aktion, deren Ziel es war, die tschechoslowakischen Bischöfe zum Abschluß einer Vereinbarung zwischen Kirche und Staat zu zwingen. Wir teilen mit der Öffentlichkeit die Ansicht, daß die Beziehungen zwischen Kirche und Staat unerfreulich und schmerzhaft sind. Dieser Zustand ist sicher unnatürlich, denn beide Gesellschaftsformen sollen sich gegenseitig ergänzen und

nicht zu einer allgemeinen öffentlichen und inneren Sonntagsruhe beitragen. Das Ärgste daran ist, daß die überwiegende Anzahl der treuen Katholiken seelisch darunter leiden, denn sie lieben ihre Kirche und ihren Staat aufrichtig und sind voller Befürchtungen über ihre Zukunft.
Dies verursacht auch uns Bischöfen, die wir auf Grund des Vermächtnisses Christi als Gottes Bewahrer aufgestellt und Ihm verantwortlich sind für das Heil Eurer Seelen, nicht geringe Kopfschmerzen. Es tut dies umso mehr weh, als alle Verantwortung für den Mißerfolg der Verhandlungen vom nicht genügend informierten Volk uns in die Schuhe geschoben wird, während doch Euer ewiges und zeitliches Wohlergehen der größte Schatz ist, für den wir bereit sind, alles zu opfern.
Wir verstehen es voll und ganz, daß Ihr mit Recht fordert, wahrheitsgetreu von unserer Seite informiert zu werden, was auch von verschiedenen anderen Seiten verlangt wird. Da wir keine andere Gelegenheit haben, versuchen wir, wie uns dies unser Gewissen befiehlt, Euch durch diesen Hirtenbrief zu informieren, wobei wir Gott bitten, daß die Stimmen Eurer Hirten Euch erreichen mögen, damit Ihr diesen Brief mit Andacht hört und ihn richtig versteht. Auch uns, den Bewahrern der göttlichen Wahrheiten und Gesetze, liegt nicht wenig an einer aufrichtigen und gerechten Vereinbarung mit dem Staat. Es kann uns in keiner Weise gleichgültig sein, ob unsere beiderseitigen Beziehungen für die Entwicklung des christlichen Lebens günstig sind oder nicht. Sind uns doch die Hindernisse nur zu gut bekannt, die sich heute dem christlichen Leben und dessen Verwirklichung im täglichen praktischen Leben entgegenstellen.

Der kommunistische Staat anerkennt keinerlei allgemein gültigen Menschenrechte

Wir wissen nur zu gut, wie vieler Rechte Ihr schon beraubt wurdet, und sicherlich ist Euch nicht voll bekannt, wieviel Widerwärtigkeiten die Kirche in der letzten Zeit bereits erdul-

den mußte. Wir waren uns immer der Schwere unserer Verantwortung für das Heil Eurer Seelen vor Gott bewußt. Wir haben uns immer darum bemüht und bemühen uns auch heute noch, wenn auch mit wenig Hoffnung auf Erfolg, die heiligen Rechte von Euch Christen zu verteidigen und zu sichern, auf die Ihr als freie Bürger des Staates und gemäß dem Naturrecht Gottes einen Anspruch habt.

Und zu diesen menschlichen und allgemein anerkannten Rechten gehört nicht nur die Freiheit des persönlichen religiösen Bekenntnisses und die Freiheit, die religiösen Handlungen zu vollziehen, dazu gehört auch die ungehinderte Verwirklichung der Grundsätze dieser Überzeugung als Norm des Lebens des einzelnen wie auch der Gesellschaft, ohne Befürchtungen um die persönliche Freiheit oder um die bürgerliche Gleichberechtigung hegen zu müssen und ohne Bedrohung der eigenen Existenz.

Zur Verwirklichung und Bewahrung dieser religiösen Freiheiten für Katholiken sind nach Auffassung der Kirche gemäß den Geboten Gottes folgende weitere Voraussetzungen bedingungslos notwendig:

1. Die Anerkennung der Vollmachten des Heiligen Vaters als höchstes sichtbares Haupt der Kirche wie auch Anerkennung und Respektierung der Vollmachten der Bischöfe und jener, die mit ihnen in Gemeinschaft leben. Nichtanerkennung dieser Grundbegriffe bedeutet Nichtanerkennung der katholischen Kirche, wie Christus sie gewollt hat, und alle Handlungen, die entweder außerhalb oder gegen den Willen der Bischöfe, die mit dem römischen Papst in Gemeinschaft leben, geschehen, zerstören die grundlegenden Strukturen der Kirche, zerstören ihre Einheit und steuern notgedrungen auf ihre Vernichtung hin.

2. Zu den weiteren grundlegenden Voraussetzungen für die Anerkennung der Freiheit der Kirche, die aus dem Natur-

recht erfließt, gehört die Respektierung des wichtigen Rechtes der Eltern, auf die Erziehung ihrer Kinder Einfluß zu nehmen, die Sicherung nicht nur der freien christlichen Erziehung der Jugend, sei es in der Schule oder außerhalb, dazu gehört auch die Anerkennung der Familie als heiligmäßiger Verband, die Anerkennung der Rechte und Pflichten, die sich daraus ergeben, wie auch die Rechte der Gläubigen, sich in freien Verbänden und Organisationen zu versammeln.

3. Dazu kommen noch die nötigen Voraussetzungen für ein freies, religiöses Leben, ohne die sowohl beim einzelnen als auch in der Gemeinschaft ein solches nicht verwirklicht werden kann. Dazu gehören die Errichtung der benötigten Anzahl kirchlicher Schulen, Erziehungs- wie sozial-caritativer Institute, kultureller wie Wohltätigkeitsinstitute, die freie Herausgabe von Zeitschriften und Büchern in entsprechender Anzahl, der freie und nicht beschränkte Zutritt zu allen Veranstaltungen des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens.
4. Zum Schluß müssen der Kirche auch die unbedingt notwendigen finanziellen Mittel zur materiellen Absicherung dieser Institute zur Verfügung gestellt werden, denn ohne diese wäre es ihr weder möglich, eine erfolgreiche Tätigkeit zum Segen unseres Volkes zu entfalten noch die kirchlichen Gebäude vor dem Verfall und der Zerstörung zu bewahren.

Die Kirche ist aller Rechte beraubt und einer planmäßigen Verfolgung ausgesetzt

Dies alles haben wir schon in ausreichendem Maße erlebt, und dies alles wurde uns in letzter Zeit entzogen. Unter schwierigen Bedingungen, unter vielen und größten Opfern baute die Kirche gemäß Eurem Willen und mit Euren Mitteln für Euch und Eure Kinder soziale Erziehungsheime, Schulen, Seminare, Exerzitienhäuser, baute Druckereien auf, Pastoral- und Gesellschafts-

organisationen und schuf damit die Grundlagen für ein geistliches Leben.
Und was wurde aus all dem in kurzer Zeit? Wir müssen Euch, liebe Katholiken, darüber keine detaillierten Beweise vorlegen. Blickt Euch nur um, verfolgt die Vorgänge, und ohne Schwierigkeit könnt Ihr feststellen, daß die katholische Kirche in der Tschechoslowakei für ihre jahrhundertelangen Dienste für die Nation, für ihre kulturelle und karitative Tätigkeit, für ihr Wohlwollen gegenüber dem Volk, für ihre Bedrohung und für ihre Leiden während der Okkupation eine sehr bittere Belohnung erhielt. Sie steht heute beraubt, beschmutzt, offen und versteckt verfolgt vor Euch.
Im Rundfunk und bei öffentlichen Kundgebungen wird eine systematische Kampagne gegen sie betrieben, besonders gegen den Heiligen Vater und die Bischöfe, die gemäß Gottes Bestimmung die Vorgesetzten der Priester und Gläubigen sind. Der geheiligte Charakter der Familie und das Recht der Eltern auf die Erziehung ihrer Kinder werden bewußt untergraben.
Die Herausgabe religiöser Schriften ist bis auf unbedeutende Ausnahmen nicht mehr möglich. Es wurden schließlich sogar die Amtsblätter der Ordinarien verboten, die die Priester von wichtigen staatlichen Gesetzen und Verordnungen unterrichteten. Statt dessen wurde durch das Ministerium für Schulwesen, Wissenschaft und Kunst ein sogenannter „Anzeiger der katholischen Geistlichkeit" herausgegeben, der weit davon entfernt ist, katholisch zu sein, denn er hat keine kirchliche Druckerlaubnis, wird gegen den Willen der Ordinarien herausgegeben und ist, obwohl er für die katholischen Geistlichen bestimmt ist, in einem nichtkatholischen und antikirchlichen Geist verfaßt und bemüht sich, mittels staatlicher Organe rein kirchliche Angelegenheiten zu verwalten und will die Bischöfe vom Gebrauch ihrer Vollmachten abschalten. Jedes katholische Buch, das herausgebracht werden soll, auch wenn es sich nur um ein Gebetbuch handelt, ist der staatlichen Zensur unterworfen. In den

katholischen Verlagen wurden außerdem staatliche Kommissare eingesetzt.

Es wurden unter Androhung von Strafe Versammlungen und Schulungen von Katholiken außerhalb der Kirche verboten, und das Schicksal der Kirche, wie es die Beschreibungen der Meßgeräte und der heiligen Gefäße wiedergeben, ist, wie es scheint, völlig ungewiß.

Der Kirche wurde der letzte Rest von Eigentum genommen, es wurde nicht einmal das gesetzlich anerkannte Minimum respektiert, und in vielen Fällen wurde die Auszahlung der Kongrua für die Geistlichkeit eingestellt.

Die kirchlichen Schulen existieren schon lange nicht mehr, und das Schicksal einiger übriggebliebener besteht in einer quälenden Unsicherheit über ihre Zukunft, unter der am meisten die Schüler und ihre Eltern leiden. Es wurde schließlich auch Druck auf die Eltern ausgeübt, ihre Kinder aus den kirchlichen Schulen herauszunehmen, und dies sogar unter Bedrohung ihrer Existenz. Religionslehrer werden überprüft und ihnen Richtlinien aufgedrängt, auf Grund derer sie die Religion im Geiste des Materialismus unterrichten sollen.

Jedwede religiöse Erziehung der Jugend in Vereinen, Marianischen Kongregationen, eucharistischen Zirkeln und ähnlichem wurde vielfach unter Androhung rechtlicher Folgen verboten und planmäßig unmöglich gemacht, weil sich der Staat das Monopol der materialistischen schulischen und außerschulischen Erziehung zugeeignet hat, sodaß eine Erziehung im Geiste des Christentums unmöglich gemacht wurde und als illegale Handlung gewertet wird. Weiters bekamen wir vor einiger Zeit die Benachrichtigung, daß schließlich auch auf den theologischen Fakultäten und Lehranstalten Lektoren für die Gesellschaftslehre eingesetzt werden, deren Sendung darin bestehen soll, nach und nach auch unsere Theologen in der materialistischen Ideologie zu unterrichten.

Völlig ungesetzlich wurde die Erfassung des gesamten kirchlichen Vermögens angeordnet, sogar der kirchlichen Sammlungen, und oftmals wurde eine solche Erfassung benutzt, um eine rücksichtslose, ungesetzliche Hausdurchsuchung vorzunehmen. Weiters werden immer mehr Versuche gestartet, ehemalige kirchliche Gebäude der Kirche zu entziehen, damit sie nicht länger ihren ursprünglichen Zwecken dienen können. Es handelt sich hier vor allem um die Beschlagnahmung ganzer Klöster, die der Priestererziehung oder der Erziehung des klösterlichen Nachwuchses dienten. Vor allem in der Slowakei wurden mehrere Ordenshäuser gewaltsam delogiert und die Priester mit Lastautos weggebracht. Durch das Innenministerium wurden Richtlinien an die Befehlshaber der staatlichen Sicherheitsbehörde herausgegeben, aus denen hervorgeht, in welcher Weise sie gegen die Kirche und deren Angehörige vorgehen sollten. Manchmal wurden auch geistliche Exerzitien verboten und vielerorts Wallfahrten unmöglich gemacht oder zumindest deren religiöser Zweck.
Die Bischofskonferenz in Unter-Smokovie, die zu den Forderungen der Regierung hätte Stellung nehmen sollen, mußte unterbrochen werden, da im Sitzungssaal Abhörgeräte entdeckt wurden. Das Innenministerium wurde darüber um eine Erklärung ersucht, aber bis heute traf keine befriedigende Antwort ein. Die letzte Bischofskonferenz, die in Prag stattfand, wurde durch der Polizei unterbrochen, wobei es zur Besetzung des Prager Konsistoriums kam, und die erzbischöfliche Residenz wurde unter die Aufsicht der Geheimpolizei gestellt, sodaß die Freiheit des Vorsitzenden der Bischofskonferenz völlig eingeschränkt wurde. Dabei kommt es immer wieder zu Maßnahmen, die die gesetzlichen Freiheiten stören sowie immer noch geltende Gesetze verletzen. Insgesamt kann gesagt werden, daß außerhalb der Kirche jede religiöse Tätigkeit unmöglich gemacht wurde, und in die Kirchen selbst getrauen sich die Gläubigen oftmals nicht zu gehen, um nicht beschuldigt und mit dem Ver-

lust ihrer Existenz bedroht zu werden. Es ist sicher, daß aus solchen Schikanen sich entwickelnde Streitigkeiten nicht nur im Widerspruch zu den Rechten Gottes stehen, sondern sich auch im Widerspruch zum Naturrecht und zu den allgemein anerkannten Menschenrechten befinden.
Der Abschluß eines Übereinkommens mit dem Staat würde für die Kirche eine Treulosigkeit gegenüber Gottes Sendung bedeuten.
Trotz dieser schmerzlichen Ereignisse war der tschechoslowakische Episkopat immer bereit zu verhandeln, und tatsächlich verhandelte er immer durch seine beauftragten Vertreter, wobei diese sehr konzessionsbereit waren, um wenigstens in den wichtigsten Punkten eine Anpassung zu erreichen und so ihren Gläubigen die Grundlagen für ein religiöses Leben zu sichern.
Immer wieder mußte mit großem Bedauern festgestellt werden, daß es ohne grundlegende Zugeständnisse der Kirche, die sie aber nicht machen konnte, zu keiner Einigung kam. Während der Verhandlungen wurde häufig feindlich gegen die Kirche vorgegangen, wodurch das Vertrauen der Bischöfe auf erfolgreiche Verhandlungen regelmäßig schwand.
Legt Euch nun selbst die Frage vor, teure Katholiken: Hätten wir Bischöfe mit dieser Vorgangsweise einverstanden sein und jede Forderung annehmen sollen, auch wenn sie im Widerspruch mit den göttlichen und den Naturgesetzen wären? Hätten wir angesichts unserer Gläubigen und der ganzen Welt jede Entwicklung loben sollen, auch wenn sie sich nicht mit der Lehre Jesu Christi in Einklang bringen ließ? Es ist wahr, wir würden gerne dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, aber es ist unmöglich, das zu opfern, was Gott gehört, denn „man muß mehr Gott als den Menschen gehorchen.

Die Bischöfe wurden fälschlich beschuldigt

Diese ablehnende Haltung des Staates der Kirche gegenüber kann man nicht mit der Behauptung rechtfertigen, daß die Bischöfe eine öffentliche Erklärung ihrer Loyalität der Republik gegenüber abgelehnt hätten, das widerspricht einfach der Wahrheit. Wir haben immer wieder erklärt, daß wir der Republik gegenüber loyal seien, wir haben dies bereits einigemale beteuert, und das geht auch aus dem Eid hervor, den wir vor Antritt unseres Amtes leisteten. Eine klare Entscheidung zugunsten der Republik ist für uns selbstverständlich, und zu unserem Eid werden wir immer stehen.

Deshalb war unsere Geistlichkeit immer dazu angehalten, sich jeder politischen, gesetzwidrigen oder staatsfeindlichen Tätigkeit zu enthalten. Aber wir können zu groben Verstößen gegen die kirchlichen Rechte nicht schweigen, über den Mißbrauch der politischen Macht der Kirche gegenüber. Wenn wir, wie es unsere Pflicht ist, die Rechte der heiligen Kirche verteidigen, wollen wir damit keineswegs den Interessen des Staates schaden.

Ganz im Gegenteil, wir handeln damit nur im Interesse des Staates und des Wohles der Nation. Leider haben wir keine Möglichkeit, uns gegen grobe und lügnerische Angriffe zu verteidigen.

Es wird alles mögliche unternommen, uns aus unseren bischöflichen Ämtern zu verdrängen. Der Führung der Kirche bemächtigen sich ungläubige Menschen, auch solche, die von der Kirche abgefallen sind, die keinerlei Rechte, keinerlei Kompetenzen und keinerlei christliche Sendung haben. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als alle unsere Kräfte zu mobilisieren, all unsere Zeit aufzuwenden, ständig Proteste einzubringen und Maßnahmen gegen die Konfiszierung kirchlicher Institutionen, Schulen und Klöster zu versuchen und uns zu wehren, daß nicht alle kirchlichen Rechte und religiösen Freiheiten mit Füßen getreten werden. Es sind dies leider Proteste, auf die niemand antwortet,

um die sich niemand kümmert und die keinen nennenswerten Erfolg haben.

Käme es trotz allem zu einem Stillhalteabkommen zwischen Kirche und Staat, käme es auch zu keiner Reaktion seitens der Kirche. Denn die Regierungsform und die Gesellschaftsordnung sind nicht Gegenstand unseres Interesses. Uns interessiert in erster Linie, ob eine solche Ordnung für die Entwicklung des religiösen Lebens günstig ist oder nicht und ob es nicht möglich wäre, bei einer gesellschaftlichen Umstrukturierung diese im Einklang mit der Lehre Jesu Christi vorzunehmen.

Es geht auch gar nicht um die Befürwortung des Kapitalismus. Denn wir alle wissen, daß die liberale kapitalistische Gesellschaft nicht den Idealen des Christentums entspricht, und wir wissen ebenso, daß der Kapitalismus einigemale von der Kirche verurteilt wurde. Ihr selbst wißt am besten, daß Eure Bischöfe keine Kapitalisten sind. Wir wünschen unserem arbeitenden Volk alle sozialen Errungenschaften und Verbesserungen ihres Lebensstandards und daß sich proportional zum Wachstum des materiellen Wohlstandes auch die Voraussetzungen für eine Vervollkommnung des moralischen und religiösen Lebens bilden.

Die Sendung der Bischöfe wird besonders durch die schismatische „Katholische Aktion" unmöglich gemacht

Die ernste Lage zwingt uns zum unbedingten Festhalten an unseren Prinzipien und zu Konsequenzen in den Verhandlungen. Es geht nämlich um die systematische und konsequent durchgeführte Verfolgung der katholischen Kirche in der Tschechoslowakei.

An diesem Zustand änderte jene Resolution, die nach einem genau durchdachten Plan auf der Versammlung der sogenannten „Katholischen Aktion" im Gemeindehaus in Prag am 10. Juni 1949 stattfand, selbst auch dann nichts, als auf dieser Versammlung die Treue zur heiligen Kirche gelobt, der Heilige Vater als

sichtbares Oberhaupt anerkannt und auch die Unterordnung in allen Angelegenheiten des Glaubens, der Moral und der kirchlichen Disziplin und die Vollmacht der Bischöfe in Fragen des Glaubens anerkannt wurde. Diese Versammlung, die geheim vorbereitet worden war, einberufen auch ohne Wissen und gegen den Willen der Bischöfe, hatte natürlich ein klares Ziel: die Vollmachten und den Einfluß der Bischöfe zu schmälern. Beschickt war diese Versammlung überwiegend von bezahlten Delegaten, abgesandt von den Ausschüssen der Aktion. Delegaten, die vielfach überhaupt nicht wußten, worum es ging und nicht ahnten, daß ihre Unterschrift auf den Präsenzlisten mißbraucht würde für die sogenannte „Katholische Aktion".

Aus diesem Grund hat die Vereinigung der Bischöfe auf der Versammlung, die am 15. Juni 1949 stattgefunden hat, sich gezwungen gesehen zu verkünden, daß diese sogenannte „Katholische Aktion" keine katholische Aktion sei, sondern eine schismatische Bewegung und daß jede Teilnahme und Mitarbeit an ihr mit kirchlichen Strafen belegt werden wird. Die Initiatoren und Veranstalter verfielen ohnedies der „Ipso facto"-Exkommunikation, das bedeutet den Ausschluß aus der Kirche gemäß dem Kanon 2334 Abs. 2 und dem Kanon 2331 Abs. 2 des kirchlichen Gesetzbuches. Denn diese Aktion ist gegen die Einheit der Kirche und die kirchliche Ordnung gerichtet.

Aus dem gleichen Grund, wie eben angeführt, waren auch die Unterschriften vieler Geistlicher als Ausdruck ihres Einverständnisses mit der sogenannten „Katholischen Aktion" ungültig, denn sie wußten nichts von deren Sinn, und die Unterschriften wurden ihnen vielfach unter ganz falschen Angaben entlockt, z. B. daß sie für ein ehrliches Abkommen zwischen Kirche und Staat wären, für die Bewahrung der kirchlichen Rechte, für die Anerkennung des Heiligen Vaters als sichtbares Oberhaupt der Kirche, wobei im großen und ganzen alle jene, die unterschrieben, nichts gegen den Willen der Bischöfe tun wollten. Im Gegenteil, sie wollten durch ihre Unterschrift erreichen,

daß ein Abkommen getroffen werde, das die Interessen der Kirche im Sinne der kirchlichen Vorschriften bewahren würde.
Die Namen vieler dieser Priester wurden dann veröffentlicht, ohne daß sie davon wußten, gegen ihren Willen und gegen ihre Proteste.
Die katholischen Bischöfe betonen, daß für alle Zukunft jeder Versuch der Gründung von „Katholischen Aktionen" in Diözesen, Kreisen, Bezirken oder Pfarren kirchlich verboten ist und daß Priester und Laien, die sich persönlich an solchen Gründungen beteiligen oder in ihren Ausschüssen oder in sonstigen Funktionen tätig sind, exkommuniziert und damit aus der katholischen Kirche ausgeschlossen sind.
Auch die Zeitung „Katolické noviny" (Katholische Zeitung), die von einem Gremium dieser „Katholischen Aktion" herausgegeben wird, entbehrt selbstverständlich jeder Zustimmung der Bischöfe und kann nicht als katholisch angesehen werden. Das Lesen, Aufbewahren und ihre Verbreitung sind kirchlich verboten.
Die Geistlichkeit muß sich ferner bewußt sein, daß Anordnungen, die durch Konsistorien, die unter nationaler Verwaltung stehen, herausgegeben werden, kirchlich nicht verpflichtend sind. Die Katholiken sind in ihrer christlichen Verantwortung nur an jene Verordnungen und Dementis gebunden, von denen sie überzeugt sind, daß sie durch die zuständigen Ordinarien herausgegeben wurden. Als verantwortliche Bischöfe der katholischen Kirche in der Tschechoslowakei fühlen wir natürlich die äußerst belastende Verantwortung über die Entwicklung der religiösen Zukunft in unserem Vaterland und sind uns bewußt, daß in ausschlaggebenden Momenten große Prüfungen auf unsere geliebten Gläubigen und auf unsere treue Priesterschaft zukommen werden.
Wenn es aber das erklärte Ziel all dessen sein soll, was heute mit allen Mitteln gegen die katholischen Bischöfe in der Tschechoslowakei vorgebracht wird, daß es zu einem fairen Abkommen

zwischen Kirche und Staat kommt, dann erklären wir feierlich, daß alle diese Bemühungen vergeblich sein werden. Die tschechoslowakischen katholischen Ordinarien haben selbstverständlich großes Interesse an einem aufrichtigen und gerechten Übereinkommen zwischen Kirche und Staat, und sie hören nicht auf, in diesem Sinne zu beten.
Es ist im Gegenteil wünschenswert, daß es zu einer klaren Einigung kommt, auf deren Grundlage die Kirche ihre vielfältige Aktivität entfalten kann und allen ihren maßgeblichen Einfluß zugunsten des Staates und des Volkes geltend machen wird. Die Ordinarien möchten, daß die Katholiken in völliger Freiheit ihre Weltanschauung vertreten und auch ihr Leben danach einrichten können, damit die Religion all ihr Tun durchdringe. Aber wir möchten nicht, daß die Kirche nur ein Diener des Staates ist, Träger einer anderen Weltanschauung unter einem christlich-religiösen Mantel.
Die Bischöfe sind für ein Abkommen, lehnen daher ein Diktat ab.

Die Bedingungen für ein Abkommen mit dem Staat

In diesem Sinne haben die tschechoslowakischen Ordinarien bereits auf der Bischofskonferenz, die am 7. Juni 1949 in Olmütz stattfand, die grundlegenden Bedingungen festgesetzt, auf Grund derer ein Abkommen zwischen Kirche und Staat möglich wäre, wenn diese Bedingungen durch die Regierung angenommen und deren Einhaltung garantiert würde:

1. Die christliche Weltanschauung wird öffentlich respektiert und anerkannt und dies sowohl dem Wort wie der Tat nach.
2. Die Regierung anerkennt die Machtposition des römischen Papstes als höchstes Haupt der Kirche in allen religiösen und kirchlichen Belangen gemäß dem geltenden kirchlichen Recht und erklärt, daß die Ausübung dieser geistlichen Macht die staatliche Souveränität in keiner Weise berührt, daß sie aber

selbstverständlich die grundlegenden Menschenrechte, insbesondere die Freiheit der Religionen anerkennt.

3. Vor Beginn der Verhandlungen werden alle Verfügungen widerrufen, die die religiöse Freiheit der Katholiken in der Tschechoslowakei einschränken und behindern, insbesondere die religiöse Freiheit in der Erziehung der Jugend.
4. Außerdem
   a) wird ab sofort der „Anzeiger der katholischen Geistlichkeit" eingestellt, der durch das Ministerium für Unterricht, Wissenschaft und Kunst herausgegeben wird, dafür wird die Herausgabe von „Anzeigern" durch alle amtlichen Ordinariate erlaubt;
   b) wird sogleich der Erlaß des Ministeriums für Unterricht, Wissenschaft und Kunst vom 23. Mai 1949 widerrufen, der von der Abschaffung der kirchlichen Ämter und Präbenden handelt, und ebenso wird der Erlaß des Innenministeriums vom 9. Mai widerrufen, der von der Einschränkung der Versammlungs- und Vereinsfreiheit handelt wie auch der Erlaß an die Kreis- und Bezirkskommandos der SNB (Korps der Nationalen Sicherheit) über das Verhalten gegenüber der katholischen Kirche;
   c) werden alle Weisungen, die sich auf Exerzitien und alle anderen religiösen Handlungen beziehen, widerrufen.
5. Zu diesen Bedingungen kommt selbstverständlich noch die Forderung, daß die Regierung einer neu geschaffenen, sogenannte „Katholische Aktion" in keiner Weise staatliche Unterstützung gewährt.

Das Beharren auf der Erfüllung dieser Bedingungen gebietet uns unsere seelsorgliche Verantwortung vor Gott und auch vor dem Gewissen der Nation, denn ohne deren Erfüllung würde die Kirche nicht mehr eine Kirche Jesu Christi sein und könnte ihre geistliche Sendung nicht erfüllen, d. h. lehren, heiligen und lenken.

Wir sind sicher, geliebte Schwestern und Brüder im Herrn, daß Ihr diesen unseren Vorschlag gutheißt und unsere Vorsicht billigt. Wir müßten uns vor Euch schämen, wenn wir anders handeln und uns nicht wie Eure Hirten benehmen würden, die im Interesse Eures Heiles bereit sind, ihr Leben für ihre Schafe zu geben und nicht wie gedungene Hirten handeln, die in der Stunde der Gefahr ihre Herde verlassen.

Aufruf zum Gebet und zur Einigkeit in einer Zeit der anhaltenden Verfolgung

Helft uns und unterstützt uns mit Euren Gebeten, durch ein wahrhaft christliches Leben und durch eine vorbehaltlose Ergebenheit zur guten Mutter Kirche, damit unter dem Einfluß des Heiligen Geistes der richtige Weg zur Klärung der kirchlich-staatlichen Beziehungen gefunden werde. Wenn es aber nicht zu einer solchen Vereinbarung kommen sollte, dann muß man mit allen Mitteln dem erklärten Kampf gegen die Kirche Christi entgegentreten und darf niemals bereit sein, an gottlosen Zielen mitzuarbeiten. Dann wird die Stunde der Prüfungen für die Katholiken in der Tschechoslowakei kommen, dann kommt der Augenblick, in dem man sich des Wortes des hl. Petrus bewußt werden muß:
„Liebe Brüder – laßt euch durch die Feuerglut, die zu eurer Prüfung über euch gekommen ist, nicht verwirren, als ob euch etwas Ungewöhnliches zustoße. Statt dessen freut euch, daß ihr Anteil an dem Leiden Christi habt, denn so könnt ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit voll Freude jubeln."
(1 Petr XX 2,12–13)
Jede Prüfung ist eine Bejahung Gottes und trägt zum Heil unserer Seelen bei. Es ist eine Gelegenheit, Christus gegenüber seine Treue zu beweisen, um damit unser Versagen gutzumachen und zu beweisen, daß wir wirklich vertrauenswürdige Katholiken sind. Die Nation blickt auf Euch, wie Ihr in dieser historischen

Stunde die Prüfung besteht. Die Katholiken der ganzen Welt fühlen sich mit Euch verbunden.

Bleibt Euren Bischöfen treu, die mit Euch leiden, und resigniert nicht, auch wenn die Stimmen Eurer Bischöfe nicht mehr zu Euch dringen können. Die Kirche kann nicht untergehen, und für Christus zu leiden, ist ihr größter Ruhm. Laßt Euch nicht durch falsche Propheten irreführen, widersetzt Euch den räuberischen Wölfen, auch wenn sie im Gewande von Schafen erscheinen. Laßt Euch nicht zu unüberlegten Taten hinreißen. Seid wachsam und betet.

Alle Heiligen Gottes, die im Kerker waren und für Christus das Martyrium erlitten, bittet für uns. Göttliches Herz unseres Herrn, für unsere Sünden auf Grund falscher Aussagen durchbohrt, erbarme Dich unser!

Wir segnen Euch alle, vor allem jene, die leiden oder für die Gerechtigkeit leiden werden. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Josef, Erzbischof von Prag
Josef Karl, Erzbischof von Olmütz
Johann, Bischof von Zips
Josef, Titularbischof von Thagore, apostolischer Administrator von Kaschau
Paul, Bischof von Presov
Moritz, Bischof von Königgrätz
Andreas, Bischof von Banska-Bystrice
Karl, Bischof von Brünn
Josef, Bischof von Böhmisch-Budweis
Stephan, Bischof von Leitmeritz
Eduard, Titularbischof von Veliceia, apostolischer Administrator von Neutra
Franz Onderek, apostolischer Administrator des böhmischen Anteils der Diözese Breslau
Ambrosius Lazik, apostolischer Administrator von Tyrnau

Robert Pobozny, Kapitelvikar von Rosenberg

Prag, am 15. Juni 1949

PS: Dieser Hirtenbrief wurde in allen Pfarrkirchen und Kapellen bei den öffentlichen Gottesdiensten am Sonntag, dem 26. Juni 1949, verlesen. Die hochwürdigen Herren ließen sich durch keinerlei Drohung von der Verlesung dieses Hirtenbriefes abhalten. In dieser so schweren und entscheidenden Zeit waren die Gläubigen in ihrem Gewissen verpflichtet, sich über den wahren Stand der Dinge zu informieren. Eine absichtliche oder bewußte Unterlassung dieser Pflichten würde mit kirchlichen Strafen geahndet.

III.
Erneut zur Zusammenarbeit bereit

Schreiben des Leitmeritzer Bischofs Dr. Stephan Trochta an die Geistlichkeit vom 25. März 1968.

Liebe Brüder in Christus!

Am Freitag, den 22. März d. J. wurde mir Eure gemeinsame Resolution zum derzeitigen Geschehen in unserem Vaterlande ausgehändigt, welches die Stellungnahme der katholischen Geistlichkeit in der Diözese mit dem hochwürdigen Herrn Msgr. Dr. Ed. Oliva an der Spitze ausdrückt. Es wurde mir auch eine Kopie des Memorandums, das an das Ministerium für Kultur und an die „Friedensbewegung der katholischen Geistlichkeit" gerichtet war, übergeben. In diesen Dokumenten drückt Ihr positiv Eure Stellungnahme zum demokratischen und humanistischen Prozeß in unserer sozialistischen Gesellschaft aus. Ihr bietet auch Euren geistlichen Beitrag sowie Eure bereitwillige Mitarbeit an. Ich freue mich, daß Ihr die richtige Haltung einnehmt, die dem guten Gewissen eines katholischen Priesters entspricht und ebenso den Bedürfnissen der Zeit. Ich danke Euch dafür, daß Ihr Euch in einem Augenblick als gute Seelenhirten bewiesen habt, da ich mich wieder als freier Mensch fühlen kann. Ich danke Euch für das ausgesprochene Vertrauen und werde mich bemühen, soweit es meine schwachen Kräfte erlauben, mit Gottes Hilfe dieses Vertrauen zu rechtfertigen.

Eure Mission habe ich mit Demut angenommen und auch mit Genugtuung, aber gleichzeitig auch mit dem Gefühl einer schweren Verantwortung. Ich nahm sie im Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeiten an und ergebe mich ganz dem Willen Gottes des Allmächtigen, denn „unsere einzige Hoffnung ist im Herrn". Meine Seele war an diesem Tag erfüllt von dem Echo, das das Eingangsgebet dieses Tages in mir hervorrief, das mit der

Bitte endet: „Neige Dein Ohr, oh Herr, zu mir und erhöre mich, denn ich bin ohne Macht und arm." Nur Gott allein weiß, ob wir arme und unvollkommene Diener fähig sind, seine Absichten für das zeitliche und ewige Wohl seiner Menschheit zu verwirklichen. In diesem Sinne fordere ich jetzt den lieben Gott auf und bitte auch Euch, daß Ihr Euch mit mir in Gebeten vereinigt, damit Gott das, was er bewirkte, auch in allem bestätigt.

Unter den jetzigen Umständen ist es mir völlig klar, daß es meine Pflicht ist, mich positiv zu Eurer Forderung der Wiederbesteigung des bischöflichen Thrones in Leitmeritz zu stellen. Es liegt allein nur an den Umständen, auf die ich keinen Einfluß habe.

Diese aber werden gewisse Schritte administrativer Natur erfordern. (Die allgemeine Normalisierung des kirchlichen Lebens bei uns und eine eventuelle Klärung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat fällt aber bereits in die Kompetenzen der Staatsmänner sowie des Heiligen Stuhles. Soweit es um die erfolgreiche Festigung dieser Beziehungen geht, wird es mein Bestreben sein, dies zu vereinfachen.) Mein Gesundheitszustand allerdings wird mir gewisse Schwierigkeiten bereiten. Aber das überlasse ich Gottes Vorsehung. Über Erfolge werde ich Euch rechtzeitig informieren und selbst alles tun, was in meinen Kräften steht.

In der heutigen Gesellschaft werden ehrliche Bemühungen um eine Verständigung der progressiven Schichten der Nation nach dem wiedererlangten Vertrauen und ein Interesse am öffentlichen Gewinn durch den Weg zur Demokratisierung und Humanisierung sichtbar. Weder ich noch Ihr konnten aus öffentlichem Interesse die Zusammenarbeit unserer Kräfte und Möglichkeiten ablehnen. Wir müssen im Geiste des heutigen Evangeliums mit der Jungfrau Maria sagen: „Ich bin Deine Dienerin, mir geschehe nach Deinen Worten." Ich bin überzeugt, daß heute alle Geistlichen, die sowohl innerhalb als auch außerhalb der geistlichen Verwaltung stehen, so denken. Ich rufe Euch deshalb

zu einer aufopferungsvollen Zusammenarbeit auf, voll von christlichem Verständnis und Optimismus.
Inzwischen bitte ich Euch aber auch um Geduld, Beharrlichkeit im Guten und spontane Bereitschaft, überall zu helfen. Ich danke Euch gleichzeitig für Eure Treue, Ausdauer und das geduldige Ertragen aller Pein, welche Ihr Gottes wegen auf Euch genommen habt, für den Einsatz um die Seelen und die Bejahung des ethischen Bewußtseins der Nation. Gott weiß dies alles und wird Euch alle belohnen.
Ich weiß, daß Ihr gestern in Euren Kirchen und Domen beide Aufrufe des hochwürdigen Herrn, des apostolischen Administrators der Prager Erzdiözese, Msgr. Dr. Franz Tomašek, an die Geistlichkeit und die Gläubigen verlesen habt. Ich stimme ihm zu und erkläre mich mit dem Inhalt und dem Geist dieser Rundschreiben einverstanden. Nehmt sie wortwörtlich an, als ob sie von mir unterschrieben wären. Wenn die Kirche Christi etwas zum gegenseitigen Vertrauen beitragen soll, dann ist es notwenig, daß vor allem innerhalb der Geistlichkeit alles Trennende und alle Bitterkeiten wegfallen. Es möge wieder brüderliche Liebe und brüderliches Vertrauen herrschen: es möge wieder ein Herz und eine Seele sein. Dazu leitet mit dem Wort, aber vor allem mit dem Beispiel Eure Gläubigen an.
Keiner der Geistlichen möge vergessen, daß ich alle mit aufrichtiger Sehnsucht in das väterliche Haus zur Eintracht und brüderlichen Zusammenarbeit rufe. Wir wollen das ganze moralische Gewicht der Kirche zugunsten des öffentlichen Wohles einsetzen, wir wollen tätige moralische Hilfe allen jenen Verantwortlichen anbieten, die alle öffentlichen Angelegenheiten zur allgemeinen Verbesserung der Lebensbedingungen und zum Heile unserer Nation leiten.
Seid großmütig im Verzeihen und habt ein weites christliches Herz und Verständnis für den ganzen Menschen mit seinen geistigen und materiellen Bedürfnissen. Tragt dazu bei, daß unser gläubiges Volk ein Beispiel aufopferungsvoller Tätigkeit für ein

besseres Morgen gibt, tragt zur Verbrüderung der Nationen bei, damit Friede in Gerechtigkeit in Freiheit und Liebe herrsche. „Wir glauben an die Liebe", sagen wir mit dem hl. Paulus, und die opferbereite Liebe bleibt immer die tätigste Kraft unserer Bestrebungen, denn die Liebe hilft über alles hinweg.
Falls es Gottes Wille sein sollte, daß ich in meine Diözese zurückkehre, werde ich vor allem darangehen, das Programm der Liebe zu erfüllen gemäß dem Wort „arbeiten, opfern und lieben". Ich würde ohne alle persönlichen Interessen kommen, ohne Bitterkeit und Voreingenommenheit gegenüber irgendjemandem. Ansonst möchte und könnte ich nicht kommen. Einfach hoffend auf die Hilfe des gütigen Gottes, damit die Herzen aller guten Menschen sich entzünden lassen durch eine großmütige, alles besiegende Liebe, die fähig ist zu jedem Opfer. Dann werden wir mit ruhigem Gewissen der Zukunft entgegensehen. Gott möge mit uns sein und uns segnen.
Vermittelt meine herzlichsten Grüße der väterlichen Liebe unseren treuen Gläubigen und allen Menschen guten Willens in unserer Leitmeritzer Diözese. Ihr selbst glaubt bitte an mein brüderliches Verstehen und meine aufrichtige Liebe.
Es segne Euch und alle Eure Lieben und die anempfohlenen Eurer seelsorglichen Arbeit Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Bleibt standhaft!
Gegeben zu Radvanov am Feiertag der Verkündigung der Jungfrau Maria, am 25. März 1968.

Stephan Trochta
Bischof von Leitmeritz,
derzeit außerhalb der Diözese

IV.
Seid vor allem einig in Christus

Betrachtungen Bischof Dr. Stephan Trochtas, abgedruckt in den „Katolické noviny" (Katholische Zeitung) vom 21. April 1968.

Deo gratias – Gott sei Dank! Nach langer, finsterer Nacht bricht wieder ein neuer Tag an. Die Perspektiven heitern sich wieder auf, auch wenn wir deren Ende noch nicht erkennen können. Wir beten zu Gott in Dankbarkeit, daß er mit uns alles vollenden möge, was er ohne unser Dazutun und ohne unsere Verdienste begonnen hat, ohne daß wir dies erhofft haben.

Vor uns liegt ein vernachlässigtes, verlassenes und braches Feld. Unsere Reihen sind gelichtet, unsere Kräfte ermattet, unser Vertrauen erschüttert. Derzeit gibt es so gut wie niemanden, der uns erneut zusammenrufen würde, der uns beruhigen könnte und uns einen kommenden, sicheren und gemeinsamen Weg zeigen würde. Bevor es zu einer Wiedergutmachung all der Schäden, die der Kirche zugefügt wurden, und zu einer Erneuerung der erforderlichen inneren Strukturen und des Geistes der Kirche kommt sowie zur Anknüpfung neuer und guter Beziehungen zwischen Staat und Kirche, die notwendig für die Zeit und die Menschen sind, müssen wir im Geiste und nach dem Beispiel unseres einzigen Meisters handeln.

Ihr Arbeiter im Weinberg des Herrn, vereinigt Euch im Heiligen Geist zu einer engen Zusammenarbeit mit jenen Brüdern, die aus dem Weinberg des Herrn vertrieben wurden. Möge sich aber keiner unserer Priester als etwas Besonderes fühlen, nur deshalb, weil er bis jetzt mehr vollbringen konnte, vielleicht mehr gelitten hat oder mehr Opfer brachte. Wir alle sind ja nur unnütze Diener, auch wenn wir alles taten, was in unserer Macht stand. Jeder erhielt sowieso mehr als den ihm gebührenden Lohn. Wieviel

und was jeder von uns wirklich für Gott und das Heil der Nation tat, das weiß allein nur der allwissende Gott. Jeder eile, ohne viele Überlegungen oder Betrachtungen anzustellen, an seine Arbeit! Der zum Dienst am Altar Geweihten sind derart wenige, sodaß wir sie nicht behindern dürfen, sondern sie unterstützen müssen und Kontakte mit ihnen pflegen sollen. Vertrauen, Ruhe und Überlegung lenke Eure Schritte. Beruft zum Dienst an der Kirche auch Laien. Viele unter ihnen sind dazu sehr befähigt, sind voll guten Willens und von größtem Eifer beseelt. Auch diesen Laien liegt viel an einer Wiedergeburt der Kirche. All dies liegt im Interesse einer besseren Arbeit, aber auch im Sinne des Konzils und der Zeit.
Mit jenen vielen aber, die nach all diesen Jahren sich noch immer in den Vorzimmern der Kirche herumtreiben, die oft freiwillige Instrumente der Zerstörung des christlichen und nationalen Lebens waren, mit diesen setzt Euch nicht zusammen. Ihre Zeit ist vorbei, und sie selbst müßten eigentlich begreifen, daß für sie die Zeit der Buße, aber auch des Lebens und des Überdenkens gekommen ist. Wenn jeder von uns für seine geheimsten Sünden ein Scharfrichter sein sollte, dann sollten dies auch jene sein, die Sünden öffentlich begangen haben und so viel Verwirrung in die Herde Christi brachten, die bei ägyptischen Fleischtöpfen saßen, während ihre Brüder Hunger litten und in der Wüste zugrunde gingen. Wir überlassen aber alles der Barmherzigkeit Gottes, wir verurteilen niemanden, wir werfen auf niemanden einen Stein, und allen wünschen wir die Errettung der Seele. Jede Bekehrung setzt dies voraus. Es könnte das für diese nicht schwer sein, denn wir unterstützen sie durch eine Reihe von Gebeten und Leiden. Aber wer Zerstörern diente, der sollte, so denke ich, um jenen, denen er diente ein Beispiel zu geben, von selbst abtreten. Bei ihnen war es ein Verrat an den Ideen der Gesellschaft, für uns war es ein Verrat an Gott, dem Herrn. Warten wir mit brüderlichem Verständnis auf ihre Rückkehr in den Weinberg des Herrn, allerdings mit einer völlig geläuterten

Seele, nicht mit einer, die nur mit einem leichten Überwurf zugedeckt ist.
Geliebte Brüder! Bemüht Euch, daß Euer Handeln immer gut und einvernehmlich sei, damit das Selbstbewußtsein jedes Personenkreises des öffentlichen Lebens durch eine wahre Reform gestärkt werde, die nur durch einen tapferen, uneigennützigen, weisen und besonnenen Mund verkündet werden wird. Laßt Euch nicht von persönlichem Interesse oder Bitterkeit leiten. Wehrt Euch gegen alles, was nach Personenkult riecht, den auch jene verurteilen, die nicht an das Beispiel und die Hilfe Christi glauben. Überlegt vielerlei Möglichkeiten für eine Verbesserung der Zukunft, aber entscheidet Euch nur für solche Lösungen, die dazu beitragen, daß die durch das kanonische Recht bestimmten Hirten wieder die Leitung ihrer Herden übernehmen können. Das ist der Wille des Gründers der Kirche und nützt dem Zusammenleben unserer Gesellschaft und einer weiteren gedeihlichen Entwicklung am besten. Ohne ihn handelt nur in äußersten Notfällen, und dann immer auch im Geist Christi – gegen ihn niemals!
Im Augenblick ist die drängendste Forderung die nach Einigkeit und das Offensein für alle ehrlichen, gerechten und guten Menschen. Seid Euch dessen bewußt, daß vor 20 Jahren unsere Situation nur deshalb so mißlich wurde, weil wir nicht einig genug und einsichtig waren. Steht immer ein für eine Bejahung aller positiven Kräfte der Mitbürger. Zeigt doch den anderen, wie eine disziplinierte Gemeinschaft aussieht. Dann werden die Leute Euch glauben und werden gerne Eurem Beispiel und Euren Worten folgen.
Die Lösung der brennenden kirchlichen Fragen gehört zur Normalisierung der Beziehungen. Es geht nicht nur um unsere kirchlichen, es geht vor allem auch um öffentliche Interessen. Nur eine Kirche, die einig ist und so, wie sie Christus wollte, kann am besten den staatlichen und den Interessen der Nation dienen. Niemals ist eine zerrüttete Kirche zu einer tätigen Hilfe

fähig. Wir zeigen sie der Welt in ihrer ganzen Herrlichkeit, offen gegenüber allen Anliegen der Menschen, seien es geistige oder materielle, zeitliche oder ewige. Fürchten wir nicht, daß sie dann vergessen sein wird. Da uns von neuem die Freiheit und die Möglichkeit, unsere Ansichten zu äußern, geboten wurde, machen wir davon auch Gebrauch. Machen wir behutsam, uneigennützig und artikuliert davon Gebrauch. Worum wir uns nicht vorsichtig bemühen, das werden wir nicht erreichen. Und was wir nicht mit wahrer Aufrichtigkeit verwirklichen wollen, das wird sich in der Zukunft rächen. Bereiten wir unsere Herzen für fruchtbare Verhandlungen im Geiste der Ökumene und des aufrichtigen Dialogs vor. Vor allem muß in unseren Köpfen Klarheit herrschen. Verhaltet Euch ruhig, abwägend und unterliegt nicht Exzessen und Depressionen. Unsere Hände reichen wir zu ehrlichen Verhandlungen und aufrichtiger Versöhnung, ohne Vorwürfe und ohne Vorurteile, glaubend und hoffend, daß wir überall das gleiche Verständnis finden werden.
Beten wir! – Überlegen wir es uns! – Warten wir nicht ab!

Dr. Stephan Trochta
Bischof

V.
Auf einem neuen Weg

Betrachtungen von Bischof Msgr. Stephan Trochta, in der „Katholické noviny" (Katholische Zeitung) vom 5. Mai 1968 veröffentlicht.

Bis vor kurzem war unser Horizont noch bewölkt, und man mußte alles als verloren ansehen. Nun aber tauchen auch die wieder auf, die bereits alles abgeschrieben hatten, erproben ihre moralischen und physischen Kräfte und knüpfen Kontakte. Leute, die sich vorher nicht gekannt haben, lernen sich kennen und tasten sich ab. Sie beurteilen ihre Chancen und wägen ab, ob der richtige Zeitpunkt schon gekommen sei.

Heute steht die Kirche in unserem Staat – und seien wir uns bewußt, daß es ein sozialistischer Staat ist – vor der Möglichkeit, sich von neuem an der Öffentlichkeitsarbeit zu beteiligen. Dies ist sowohl eine alte wie eine neue Aufgabe, aber vor allem eine breite. Sie betrifft nicht weniger als die Nation selbst, die die Kirche von der Wiege an erzogen hat. Sie ist neu, weil die Kirche neue Leute auf neue Art führen und sich richtig in der neuen Umwelt orientieren soll. Die Aufgabe ist groß und umso schwerer, da sie selbst schwächer, verwundeter und zersplitterter ist.

Es ist nicht weit zu dem Paradoxon, daß die befreite Kirche nicht immer wußte, wie sie sich über ihre Freiheit freuen konnte. Sie hat nicht immer gewußt, sie richtig zu gebrauchen.

Aber die Freiheit ist zurückgekehrt, und mit Dank und Anerkennung nehmen wir den Geber beim Wort. Wir handeln jetzt, wir denken, wir entscheiden wie in der Freiheit Lebende. Einige sind der Freiheit infolge der langen Zeit der Unfreiheit schon entwöhnt. Lernt diese Kunst von neuem, so rasch als möglich. Dabei vergeßt aber nicht, daß die Freiheit nicht nur ein Aufbäumen gegenüber äußerem Druck ist. Sie ist auch eine Auflehnung

gegen die inneren Tyrannen: den menschlichen Stolz und den Egoismus. Das müßten vor allem jene wissen, die Theologie studiert haben und auch jene, die das Christentum verstehen. Gebrauchen wir die Freiheit mit Weisheit und in absoluter Disziplin durch das Denken für den Frieden und an dessen fortschreitende Verwirklichung. Aber gebrauchen wir sie überall dort, wo sie zur Erneuerung der unerläßlichen menschlichen Naturrechte und zur Sicherung der Unabhängigkeit notwendig ist und gewinnen wir die Mittel zu einem vollwertigen, tätigen, religiösen und bürgerlichen Leben.
Die Demokratie – und ich verstehe diese auch im sozialen Sinne – ist sicher die menschlichste Form für einen fruchtbaren und konstruktiven Austausch der Ansichten und damit auch für Lösungen der engagierten Gesellschaft. Sie setzt aber geistig reife und moralisch disziplinierte Menschen voraus, Menschen, die soweit als möglich vollkommen sein sollen. Erhoffen wir uns in unserem gesellschaftlichen System eine solche Form der Lösung – und wir müssen zusammenwirken, damit sie gedeiht –, dann wird dies ein profiliertes Zeugnis für das hohe geistige und moralische Niveau unserer Nation sein. Die Geistlichen, aber auch die Gläubigen müssen in dieser Hinsicht allen voran und dadurch beispielgebend sein. Sie müssen sich weise und bewußt bemühen, daß die Demokratie nicht abweicht und nicht in Chaos und Anarchie mündet. Unsere Pflicht ist es zu helfen, daß sie zur vollendetsten Form ausreift und so überzeugend und attraktiv als möglich wird. Wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, daß jeder in unserem Handeln eine Provokation oder eine Störung der Ordnung erblickt. Unsere Bestrebungen sind dahingehend, die Rechtsicherheit zu festigen, aber keinesfalls sie zu zerstören. Wir vertrauen auf die Hilfe Gottes und auf die Zusammenarbeit aller Menschen, die guten Willens sind.
Es geschieht nicht zum erstenmal, daß die Kirche wieder in neuen Verhältnissen beginnt. Darin steckt das Charisma ihrer Unvergänglichkeit und ihrer ewigen Jugend. Sie bleibt aber

immer ein Amateur in der Reihe der mächtigen Experten. Ich allerdings gebe den Amateuren den Vorrang. Sie gehen mit Liebe und Begeisterung ans Werk und warten nicht auf eine Belohnung. Sie wollen Diener und nicht Dienstmänner sein.
Ich doziere nicht gerne. Ich habe eher das Gefühl, daß ich belehrt werden sollte. Aber es scheint mir, als hätte ich im jetzigen Augenblick die Pflicht, einige Worte zur Fixierung der Richtlinien zu sagen. Es gibt viele Probleme zu lösen. Überwiegend sind es die gleichen wie im Jahre 1948, nur das Milieu hat sich geändert. Es ist jetzt ganz anders, viel günstiger, allerdings nahmen auch die Kräfte und die Mittel ab. So wird es notwendig sein, langsam die beste Art des Zusammenlebens von Kirche und Staat zu finden, das unsere Bedürfnisse an Freiheit am meisten befriedigt und auch die staatliche Gesellschaft von unserer Nützlichkeit und Ehrlichkeit überzeugt. Das wird viel Kraft erfordern, aber auch viel Gefühl, Geduld und Besonnenheit. Wir stehen vor Aufgaben, die gut zu bewältigen wir so rasch als möglich tun sollten, denn versäumte Gelegenheiten kommen nicht wieder. Und es handelt sich um Aufgabe, die eine maßvolle und bedächtige Verwirklichung nach beiderseitigen Kräften und Möglichkeiten erfordern. Es sollte doch so sein, daß diese so rasch als möglich realisiert werden mit der entsprechenden Beurteilung der jetzigen und der kommenden Perspektiven.
Wie überall, hat auch bei uns die Gesellschaft einen ungeheuren Sprung nach vorn gemacht. Bei uns allerdings ohne unsere direkte Mitwirkung. Dies muß immer berücksichtigt werden. Wir haben deshalb etwas nachzuholen. Jetzt geht es darum, die Entwicklung auch mit unserem Beitrag zu fördern, damit die Zukunft unseres Staates und unserer Nation besser und freundlicher werde. Je besser und wertvoller unser Beitrag sein wird, um so besser wird dies für unsere Partner sein. Wir müßten keine Rücksicht auf den Staat nehmen, der uns die Freiheit anbietet, wenn diese nicht eine christliche wäre. Vernachlässigen, was dringend und ausführbar ist, wäre nicht vernünftig.

Zunächst ist vor allem das zu erneuern, was am notwendigsten ist und was in unserer Macht steht. Das sind die grundlegenden Strukturformen der Kirchenorganisation, die dem Willen des Gründers entsprechen, das sind die Konstitutionen und der Geist der Kirche und die Beschlüsse des Konzils. Deshalb ist es notwendig, so rasch als möglich zu handeln und dabei bedächtig, sicher und unter Beachtung der bestehenden Gesetze vorzugehen, damit nicht alles in einem Chaos endet. Es geht zuerst um die Interessen Gottes, dann um die Interessen der Bevölkerung im weitesten Sinne. Man darf deshalb auch nicht die grundsätzlichen Forderungen bis an die Grenze des Erreichbaren ausweiten, auch nicht die Öffentlichkeit dort vor vollendete Tatsachen stellen, wo keine Gefahr droht. Geduld und friedliches Denken sind immer am Platz.

Es ist unbedingt notwendig, daß die Diözesen ihre Bischöfe bekommen, durch die Autorität der Kirche und des Staates geschützt, damit sie völlig kompetent auch im Namen der priesterlichen Brüder und im Namen des Gottesvolkes sprechen können im Gegensatz zur Verwirklichung besonders wichtiger Angelegenheiten, die nicht im entferntesten ganz in unserer Macht liegen. Und dann: Auch die Bischöfe dürfen ihre Kompetenzen nicht überschreiten. Gerade deshalb können verschiedene Verhandlungen nicht beschleunigt werden. Die wichtigsten Rahmenbedingungen zu einem normalen, guten Zusammenleben müssen beiderseits auf höchster Ebene ausgehandelt werden, d. h. zwischen dem Heiligen Stuhl und unserer Regierung. Wir wissen, daß beide Seiten dazu den notwendigen Überblick und Zeit benötigen. Nur so kann eine sichere Orientierung und ein gerechter Weg zur Lösung jener Fragen gefunden werden, die für die Zukunft als bindend gelten sollen. Es kann auch die Tatsache nicht übersehen werden, daß unsere jetzige Regierung vor einem Wirrwar von dringend bedürftiger Lösungen vieler wichtiger Probleme steht, wofür aber auch Zeit, Vorbereitungen und Überlegungen notwendig sind. Vieles kann gleich

gelöst werden, einiges nur nach einiger Zeit, je nach Dringlichkeit und Möglichkeit. Die Forderungen wurden schon vorgelegt, nichts kann verjähren. Seien wir jetzt vor allem durch Gebete, Opfer und gewissenhafte Vorbereitung des für die Verhandlungen notwendigen sachlichen Materials behilflich. Schaffen wir gleichzeitig eine günstige Atmosphäre für das gegenseitige Kennenlernen und für Vertrauen. Dies ist, glaube ich, das wesentliche, alles übrige wird sich schrittweise verwirklichen, sobald die Angelegenheiten in berufene Hände gelegt und auf der richtigen Ebene verhandelt werden. Räumen wir auch hier den größten Platz der Tätigkeit des Heiligen Geistes ein. Immer ist unser Anteil nur gering.

Weder den Vertretern des Heiligen Stuhls noch den Bischöfen geht es um persönliche Interessen oder materielle oder Prestigefragen. Ihnen muß es vorrangig um die Angelegenheiten Gottes sowie allgemein menschlicher, geistiger und materieller Art gehen.

Diesem Bestreben soll auch die Schaffung der günstigen Voraussetzungen für ein Zusammenleben von Staat und Kirche dienen.

Auf diese Weise werden auch die berechtigten und realistischen Forderungen der gläubigen Bürger zufriedengestellt, wobei selbstverständlich das Recht auf Freiheit aller Glaubensrichtungen gewahrt bleibt. Sicher würde es für die Bischöfe günstiger sein, wenn sie sich auf das Vertrauen und die Unterstützung der Geistlichen und Gläubigen stützen könnten. Auch wenn es heute positiv gesehen wird, ist es gut, auch in Zukunft darauf zu achten: Durch Erfahrung wird man klug! Inzwischen möge jeder Priester und jeder Gläubige das tun, was den allgemeinen Bemühungen bei der Einhaltung der Disziplin und Ordnung im wahren Geiste Christi nach bestem Wissen und Gewissen nützen könnte. Es geht in erster Linie um Gottes Angelegenheiten.

Vergessen wir nicht, daß wir gemäß unseren Kräften handeln, ohne auf Gottes Barmherzigkeit zu vergessen.

Es ist dies eine wirklich ungewöhnlich große und verantwortungsvolle Aufgabe, die Gott uns gerade in dieser geschichtlichen Phase stellt und dazu noch in diesem so unsicheren Raum Europas. Es geht um die Eingliederung der Kirche in eine neue Gesellschaft. Vertrauen wir auf Gottes Hilfe! Immer bleiben wir dank seiner Ökonomie ständig mit diesen unnützen Dienern beisammen. Aber dennoch nicht ganz nutzlos. Ein gewisser Anteil an dieser Lösung kann auch uns zugerechnet werden. Gelingt es uns gut, haben wir ein reines Gewissen und erfüllen unsere geschichtliche Sendung. Gelingt es uns nicht, werden wir in die Geschichte als Versager eingehen. Verfallen wir nicht wieder in alte Fehler, diese sind schwer wieder gutzumachen.
Wie soll sich nun unser jetziger Weg gestalten? So, wie ihn uns Christus abgesteckt hat. Christus ist unser Weg, denn es ist ein Weg der Wahrheit und des Lebens. Dieser Weg ist gekennzeichnet durch das Blut Christi bzw. vorgegeben durch sein Kreuz. Weichen wir nicht von diesem Weg ab. Es geht nicht um eine neue Inkarnation, es geht um eine neue Erlösung. Nur derjenige, der bereit ist, sich ganz zu opfern, auf sich zu vergessen und mit Christus für die höchsten Interessen zu leiden, gibt die Garantie, daß er nicht irregeht und andere verführt.
Gott selbst würde es uns vergönnen, daß wir rechtzeitig und ohne Makel gingen; schreiten wir rasch und in geordneten Reihen in Richtung versprochenes Land. Aber erwarten wir nicht ungeduldig den Anblick seiner Schönheit. Wir werden noch lange in einer verdorrten Wüste verweilen, in der wir Lebenskraft aus den Zehn Geboten schöpfen müssen, aus dem lebendigen Wasser, welches hervorquillt aus dem Felsen Christus.
Aber es ist die einzige lebenspendende Kost auf einem langen, beschwerlichen Weg, der allerdings zum Ziel führt.

VI.

Neuerlich biete ich Euch mein Leben an

Predigt des Leitmeritzer Bischofs Msgr. Dr. Stephan Trochta am Tage seiner Heimkehr in seine Diözese am 3. September 1968. Gekürzt herausgegeben in der „Katolické noviny" (Katholische Zeitung) vom 22. und 29. September 1968 unter dem Titel: „Auch wir waren immer mit Euch".

Nach kummervollen Jahren stehe ich wieder auf dem Boden meiner Diözese, unter den Gewölben dieser ehrwürdigen Kathedrale. Ich sehe viele bekannte Gesichter – viele finde ich bereits nicht mehr, viele sehe ich zum erstenmal – ich, der ich seit 21 Jahren Euer Bischof bin. Meine stille Rückkehr in diese schöne Landschaft gab mir Gelegenheit zu mancherlei Erinnerungen: Ach – hier zur rechten Seite liegt der Berg Řip, von wo aus unser Urahne Čech sich beim Anblick dieses reizenden und schönen Landes vergnügte, mit diesen zauberhaft schönen Tälern der Elbe und Moldau um die Burg Ludormirs und Melniks, wo aus Stadic Przemysl der Bauer auf seinem Schimmel reitend vorbeikam, um sich nach Vyšehrad zu begeben und durch seine Hochzeit mit Libuša der Anlaß zur Gründung der Hauptstadt der Nation, dieser großen Stadt zu sein, an dessen Lage die Sterne streiften . . . Und Jahrhunderte später nahm sich Fürst Bořivoj Ludmila aus Melnik zur Frau und vereinigte das Land der Psovanen mit dem politischen Zentrum Prag, zu dem sich nicht viel später das Land der Lucken, das heutige Saazergebiet, gesellte. Es ist dies der gleiche Bořivoj, der sich im heiligen Velehrad, wo sich der Hof des Königs des großmährischen Reiches, Svatopluk, befand, taufen ließ . . .
Ich betrete wieder jenes Land, das durch das Leben der Glaubenszeugen und Märtyrer Ludmila, Wenzel, Adalbert, Johannes von Nepomuk, der seligen Zdislava und vieler anderer unbe-

kannter Heiliger gesegnet ist. Natürlich liegt mir am meisten Euer geistliches Wohl am Herzen: Euer Leben in Liebe, das verdienstvolle und zufriedene Leben der Kinder Gottes, die aus dem Glauben und den Sakramenten sowie aus der Befolgung der Zehn Gebote ein christliches Leben führen, das die Tore der ewigen Glückseligkeit öffnet. Ich weiß, daß dies in der gegenwärtigen Zeit vor Gott und vor Euch meine erste Pflicht ist.
Ich kehre nicht zurück, getrieben vielleicht von der Sehnsucht nach Ruhm oder Ehren. Welche Sehnsüchte kann ein armer ehemaliger Hirtenbub aus den walachischen Bergen nach so vielen bitteren Prüfungen und Enttäuschungen des Lebens noch haben? Lediglich Gott zuliebe und auch auf Wunsch des Heiligen Vaters, Papst Pauls VI., kehre ich zu meiner Braut, der Leitmeritzer Kirche zurück, mit der ich mich schon vor Jahren verlobt habe, mit der ich durch unzerreißbare Bande der Treue, der Ergebenheit und der Liebe verbunden bin und der ich niemals treulos sein werde.
Ich komme auch auf Grund der Einladung meiner treuen Geistlichkeit zurück und immer und immer wieder dringend gerufen von meinen Gläubigen. Und ich kehre auch zurück auf Wunsch unserer Regierung. Ihnen allen gehört mein Dank und mein Bestreben, sie nicht zu enttäuschen . . .
Ich bitte die Vertreter der Regierung, der staatlichen Ämter und der Verwaltung um ihr Vertrauen. Und ich appelliere an die Priester und Gläubigen, daß sie dieses Vertrauen mit ihrem großmütigen Beitrag für das allgemeine Wohl für unsere in öffentlichen Diensten Stehenden verbinden. Jetzt ist dazu die beste Gelegenheit.
Das Christentum ist vor allem zutiefst menschlich. Dies ergibt sich aus dem Wollen und dem Beispiel Christi selbst. Er war als Gott der vollkommenste Mensch. Der edle Sinn seiner Lehre, seines Lebens und seiner Gebote wird auch von all jenen anerkannt, die nicht an seine Gottheit glauben. Das Beispiel Christi bereichert die heutige gesellschaftliche Entwicklung und ist für

jeden Christen ein Gebot des Gewissens. Das sage ich mit voller Verantwortung vor dem Antlitz Gottes und vor der Geschichte. Ich biete Euch mein Leben und meinen Tod an. Aber solange mich Gott durch seine Barmherzigkeit auf der Welt beläßt, biete ich es Euch ohne jeden Abstrich an.
Vielleicht kann ich Euch heute auch einige neue Werte anbieten. Vor allem meine väterliche Liebe, die durch langes Leiden und vieles Nachdenken gereinigt und vergrößert wurde. Ich schenke Euch auch alle meine Lebenserfahrungen, die geschöpft wurden aus nicht endenden Situationen und Erlebnissen. Ich bin überzeugt, daß ich Euch eine tiefere Kenntnis der Menschen vermitteln kann, die sich einigemale bis auf den Grund ihrer Seele rücksichtslos vor mir enthüllten. Ich konnte in die Abgründe menschlicher Bosheit und menschlichen Elends blicken, aber ich war auch Zeuge edelster Opfer. Ich weiß, auf welche Weise sich der Egoismus zeigen kann, ich weiß aber auch, welche Wunder an Edelmut das menschliche Herz vollbringen kann, wie opfervoll, geduldig und treu es sein kann . . .
Ich werde mich bemühen, vor allen Dingen ein wahrhaftiger Christ zu sein. Wir werden unser Christentum überzeugend und anziehend machen. Es muß hell und klar sein, wir dürfen unsere Gesellschaft nicht spalten wollen. Wir glauben aufrichtig, daß die neue Zeit und die Dringlichkeit der allgemeinen und großen Aufgaben die Nationen einander näherbringen und die Welt unter einer einzigen Fahne vereinen wird. Und wenn wir auch deren definitive Farbe noch nicht kennen, auf einem müssen wir bestehen: daß auf dieser Fahne auch das Symbol Christi, das Kreuz zu sehen ist. Es wäre unerläßlich, daß der Mensch, der den Kosmos erobern will, auf dieser Erde nicht auch seine Beziehungen untereinander würdig und gerecht gestalten könne. Man kann nicht vom Frieden sprechen und dabei gleichzeitig den eigenen Planeten zerstören wollen . . . Wir können auch nicht den Frieden wahren wollen und dabei gleichzeitig Millionen von Menschen verhungern lassen oder himmelschreiende soziale

Ungerechtigkeiten gestatten. Und man kann auch nicht den Hunger und die vielerorts unmenschlichen Lebensbedingungen beseitigen ohne gemeinsame Anstrengungen und ohne gerechte Verteilung der Güter.
Wir leben in einer Zeit, die vieles verleugnet, was bisher gültig war . . . Durch übernatürliche Kräfte läutern sich die Ansichten und wird soziales Fühlen geweckt und geformt.
Aus dieser Sicht öffnet sich auch die Kirche den Problemen der Welt, paßt ihre Arbeit diesen Bedürfnissen an, legt ihr Prachtgewand ab und zieht, so würde ich es ausdrücken, ein Arbeitskleid an. Sie erlebt eine Wiedergeburt, indem sie ihre Aufmerksamkeit den ursprünglichen Quellen zuwendet, prüft die Lauterkeit und Einfachheit der apostolischen und der verfolgten Kirche. Sie wird nie rückständig bleiben, wenn sie sich entschließt, den richtigen Weg zu suchen.
Gärender Wein ist stürmisch und trüb, und niemand kann seinen endgültigen Geschmack voraussagen. Nur ein erfahrener Winzer kann mit ihm richtig umgehen. Ähnlich sieht es heute in der Kirche aus. Das Konzil hat vieles zum Gären gebracht, aber das ist ein Zeichen des Lebens. Die Kirche ist ein erfahrener Winzer, und glauben wir ja nicht, daß sie zerfällt oder sich in einer Krise befindet. Sie schöpft Atem für neue Aufgaben. Sie geht mit gutem Beispiel voran, damit sie mit Christus dem Menschen entgegenkommt.
Vergessen wir nicht, daß wir der Kirche im allgemeinen einiges schuldig sind. Bedenken wir nur, was und wie wenig wir ihr gegeben haben und was wir ihr sicher noch geben könnten – bis wir alle unsere moralischen Werte gesammelt und starkgemacht haben, und werfen wir sie in die Waagschale, die schließlich entscheidet und abwägt. Bemühen wir uns um Qualität und bemühen wir uns im Gebet und in der Besinnung zu begreifen, was für uns gläubige Christen in diesem Land und in diesem historischen Augenblick die Ökonomie von Gottes Heil fordert.

Unsere Diözese ist die industriereichste und einwohnerstärkste Region der Republik. Beobachtet nur die langen Lastwagenzüge. Einer nach dem anderen fährt die Reichtümer des nördlichen Böhmens in die übrigen Teile des Staates . . . und stellen diese Güter der Allgemeinheit und der Industrie zur Verfügung. Immer neue und neue Gebiete sind betroffen und werden großflächig zerrissen, damit aus ihrem Innern soviel Rohstoffe als möglich gewonnen werden. Ihr, die Ihr die Industrie mit unseren Rohstoffen beliefert, helft uns, die Wunden zum Heilen zu bringen. Helft uns, die aufgewühlten Flächen dieses Landes in urbanistische und vegetarisch kultivierte Oberflächen zu verwandeln.

Und mit dem Bild der Kirche verhält es sich ähnlich: Einst blühende und fruchtbare Fluren des Christentums mit tiefen Wurzeln aus Glaube und Moral, gesegnet mit einer reichen Geschichte und mit dem Leben von Heiligen, ist heute eine geistige Wüste. Dieses Land möchte doch so gerne Spezialisten Geschichte und mit dem Leben von Heiligen, sind heute eine geistige Wüste. Dieses Land möchte doch so gerne Spezialisten der Wissenschaft und heilige Priester besitzen. Dieses Land benötigt viele opferbereite Menschen mit großem Elan und Liebe zur Sache.

Wir rufen es in die ganze Republik hinaus: Verlaßt uns nicht! Wir wollen auch Christen sein. Helft uns, solange es noch Zeit ist. Eure Hilfe wird Euch einmal durch Gott vergolten werden mit hohen Zinsen. Zuerst einmal aber müssen wir uns selbst helfen und Kräfte mobilisieren. Es bietet sich uns die einmalige Gelegenheit, ein brauchbares, lebendiges, zeitgemäßes Christentum frei von aller Vergangenheit zu realisieren. Hier auf Erden sind wir Glieder der geprüften und wandelbaren Kirche. Deshalb erwarten wir auch nicht, daß es hier das perfekte Modell eines christlichen Lebens gibt. Aber wir müssen uns ständig darum bemühen. Es gelingt uns das ohnedies nur in einigen wenigen Fällen. Der moderne Mensch ist mitunter zu automatisch. Er ist nur hin und wieder zurückhaltend in seinen Ansprüchen und seinen Bedürfnissen. Und das moderne Christentum

soll in seiner Art und Weise nüchtern und einfach sein. Es soll standhaft sein, befreit von überflüssigem Prunk, anziehend durch die Lauterkeit des Lebens und die Kraft der Wahrheit.
Sichern wir uns zunächst ein Leben in der Liebe Gottes, gestärkt durch Heiligkeit, Gebete und gute Taten. Erst nachdem sich jeder sein geistiges Niveau und das nötige Heil gesichert hat, sind wir fähig, ein zweites zu gewinnen. Vergessen wir nie, daß das Christentum den ganzen Menschen erfordert, ihn mitreißt und zugkräftig macht, keinen ausgemachten Abklatsch, keine Karikatur, keine Camouflage.
Verstehen wir denn nicht, daß ein ehrliches Stück Roggenbrot in einer Zeit, die nach Opfertaten verlangt, besser ist als geistreiche Diskussionen, die einem unförmigen und wässrigen Bissen gleichen, von dem jeder sich angeekelt abwendet? Wir führen den Dialog vor allem auf der Ebene des Einverständnisses des Guten und auf der Grundlage der gegenseitigen menschlichen Beziehungen und in der Form der allgemein anerkannten Werte.
Bemühen wir uns einfach, und vor allem weise zu sein. Spiegeln wir der Welt nicht eine Vollständigkeit vor, deren wir entbehren. Verbergen wir vor ihr nicht unsere Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit. Wir sind gewöhnliche, normale Menschen. In allem den übrigen ähnlich, die der Schwäche unterliegen, ja auch der Sünde. Niemand gefalle sich darin. Erneuern wir uns ständig, gehen wir direkt dem aufrichtigen Dialog entgegen. Bleiben wir nicht stehen auf der Suche eines Weges, der zu einem guten Zusammenleben mit allen Menschen guten Willens führt. Vertraut immer mit neuerlicher Bereitschaft, arbeitet immer zusammen und habt Anteil am Aufblühen aller wahren Werte durch wen immer. Reichen wir uns überall die Hand zur Zusammenarbeit an einem guten Werk, wir nehmen sie gerne an, denn wir haben Mut zu vertrauen und haben ein gutes Gewissen . . .
Ich wende mich an Euch, Euer Bischof, Vater, Freund und Diener. Ich wende mich dem Werk zu, das meine Kräfte übersteigt. Der einzelne vermag nicht viel. Ich bitte um Hilfe: Gott, die

Jungfrau Maria, Patronin der Diözese, den Märtyrer Stephan. Ich bitte jeden von Euch um Hilfe. Es geht um das Werk des Heiles, um das Glück so vieler Menschen. Beginnen wir mit Gottes Hilfe.

Es segnet Euch
+ Stephan, Bischof

VII.
Greift den Ereignissen nicht vor

Aus dem Aufruf von Bischof Msgr. Dr. Stephan Trochta an die tschechische Jugend aus Anlaß des Selbstmordes von Jan Palach. Die Ansprache, vorgetragen im nordböhmischen Rundfunk, wurde gekürzt in der „Katholické noviny" (Katholische Zeitung) vom 2. Feber 1969 unter dem Titel „Aus dem Appell des Leitmeritzer Bischofs" herausgegeben.

Als katholischer Bischof, aber auch als Mensch, der glaubt, daß es nicht genügt, die Seelen der jungen Leute zu verstehen, die immer Gegenstand meines Interesses und meiner Liebe waren, wende ich mich an Euch, liebe Freunde.

Seid überzeugt, daß meine Worte aus einem Herzen kommen, das es aufrichtig mit Euch meint und ebenso aus einer uneigennützigen Liebe zu Euch und der ganzen Nation. Sie wurden bestätigt durch viele bittere Erfahrungen und zahlreiche Todesgefahren. Werdet Schöpfer und Vollstrecker der erhabenen menschlichen Ideale: der Wahrheit und des Guten. Beginnt sie ohne Verzug zu verwirklichen, mit Eifer, mit wirklicher Weisheit und Geduld in Gedanken, Worten und Werken.

Die Besonnenheit und das verantwortungsvolle Ermessen Eurer Werke ist unter allen Umständen richtungsweisend. Bemüht Euch geduldig zu sein, und greift den Ereignissen nicht vor. Wehrt Euch mit allen Kräften Eurer Jugend gegen Depressionen, gegen Defaitismus und gegen Hoffnungslosigkeit. Es gibt nur wenige Augenblicke im Leben einer Nation, die reif sind für große Gesten. Jede Zeit braucht Besonnenheit, Geduld und aufopfernde Arbeit. Das sind Ziele, die man nur auf langen und beschwerlichen Wegen erreichen kann, manchmal sogar nur auf Umwegen, nicht aber mit unüberlegter Voreiligkeit. Unüberlegt und voreilig zu handeln, könnte als Äußerung einer moralischen

Schwäche des eigenen Glaubens ausgelegt werden, aber auch den Glauben an die Gerechtigkeit und Wahrheit Eurer Ideale gefährden.
Die Tat Jan Palachs ist unter den gegenwärtigen Voraussetzungen einzig und unwiederholbar. Jede versuchte Wiederholung würde deren moralische Bedeutung entwerten und zu einer schädlichen Spaltung der Nation führen. In dieser Angelegenheit hat unser Herr Präsident sehr wichtige Worte gesagt. Er ist schließlich ein Mann mit großer Lebenserfahrung, der schicksalhafte Prüfungen hinnehmen mußte, die vielfach die Lauterkeit seines Charakters bezeugen. Vertrauen wir ihm!
Ich weiß sehr wohl, daß es Wertvolleres gibt als das irdische Leben, und es kann verdienstvoll vor Gott sein, sich für sie zu opfern. Aber gleichzeitig muß ich auch betonen, daß das Leben ein großes Geschenk ist, uns von Gott verliehen, um Gutes zu tun, und uns die Möglichkeit bietet, unsere moralischen Werte zu bezeugen und dem Nächsten, der Nation und allen Menschen durch eine opferbereite Liebe von Nutzen zu sein.

VIII.
Denkt doch auch an die Berufung zum Priestertum

Auszug aus dem Seelsorgebrief Bischof Msgr. Dr. Stephan Trochtas, veröffentlicht in der „Katolické noviny" (Katholische Zeitung) vom 19. April 1970.

Die Verantwortung der Laien gegenüber priesterlichen Berufen

Mit einem Priester in der Kirche hebt sich das Niveau des Volkes, wächst die Tugend, erblüht die Moral, bekommt das geistliche Leben einen neuen Stellenwert. Ohne Priester fällt dies allerdings auch. Deshalb ist es heute die vordringlichste Pflicht der Bischöfe und Priester, aber auch aller Laien, sich um eine zufriedenstellende Lösung in der Frage des Priestermangels zu bemühen.

Wenn es uns nicht gelingt, zeitgerecht die Reihen unserer Diözesanpriester zu verjüngen und zu verstärken, dann droht ernstlich Gefahr, daß viele Seelen, wenn sie diese Erde verlassen, die himmlische Pforte verschlossen finden. Es muß deshalb eine ernste Sorge jedes überzeugten Christen sein, daß er beständig betet und nicht müde wird, Gott den Herrn zu bitten, daß er eine genügende Anzahl von Arbeitern in seinen Weinberg entsende. Das sind nicht in den Wind gesprochene Worte, das sind Worte Eures Bischofs, die Eure Gewissen mahnen.

Liebe Gläubige! Es ist der Augenblick gekommen, in dem wir uns in aller Verantwortung einige sehr ernste Fragen vorlegen müssen: Wie sichern wir den Bestand jener, die bereit waren, ihr Leben vorbehaltlos in den Dienst Gottes und des Nächsten als Priester zu stellen? Dies erfordert, teure katholische Eltern, daß

Ihr ernsthaft über Eure eigene Berufung nachdenkt. Fragt Euch selbst: Was habe ich getan, um der Diözese die notwendigen Priester zu sichern? Die Diözese erhält bereits seit mehr als einem halben Jahrhundert weniger Priesteranwärter, als sie brauchen würde. Sollen wir immer abhängig sein von jenen Berufenen, die aus anderen Gebieten unseres Vaterlandes kommen? Gewiß, das ist natürlich auch deren Pflicht. Andererseits ist es aber auch unsere Pflicht, uns darum zu kümmern, daß wir auch auf diesem Gebiet autark werden. Die Kinder, die Euch Gott gab, sind in erster Linie Kinder Gottes. Damit berief er sie gleichzeitig zum heiligen Dienst als Priester und als Diener des Nächsten. Er hat sie Euch gegeben, damit Ihr sie auf diese erhabenen Berufe vorbereitet oder ihnen zumindest kein Hindernis in den Weg legt. Wehrt ihnen nicht, Priester zu werden, Gott selbst hat sie dazu ausgewählt. Ihr müßt vor allem Mitarbeiter an Gottes Werk sein. Viele katholische Eltern räumen dem Gedanken, daß einer ihrer Söhne oder eine ihrer Töchter zum vollkommenen geistlichen Leben berufen sein könnte, keinen Platz ein. Das kommt davon, weil wir nicht mehr fähig sind, Gottes Willen zu erkennen und an dessen Verwirklichung teilzunehmen. Aber es geht um die höchsten Interessen! Eure Kinder würden sich dadurch das beste Heil für ihre Seelen, aber auch für Euch sichern. Und wenn sie das Volk Gottes auf den richtigen Weg führen, tragen sie auch wesentlich zum irdischen Wohl, zur Ordnung und Moral in der Nation bei.

Der Priestermangel ist die Ursache vieler gefährlicher Gifte, deren Wirkung wir erst später spüren werden. Es ist erwiesen, daß unsere Gesellschaft insoweit schon nicht mehr christlich ist und dadurch nicht mehr fähig, ihre Pflicht zu begreifen. Es fehlt ihr die notwendige Ausrichtung. Mit dem Verfall des Ansehens und der Würde guter und opferbereiter Priester steuert die Nation ebenfalls ihrem Niedergang entgegen, ja selbst ihre Existenz wird gefährdet. Die zahlenmäßige und moralische Schwächung der Nation ist die beredte Folge.

Die Hauptursache all dessen ist Flucht vor Opfer und Verantwortung – dafür wächst die Sehnsucht nach schönerem Wohnen und irdischem Genuß!

Die Pflicht der Laien zur Zusammenarbeit mit den Priestern

Die Versorgung unserer Diözese mit priesterlichem Nachwuchs ist sehr kläglich. Nehmen wir an, daß unsere Diözese 1,500.000 Seelen umfaßt und rund 1.500 Priester, die in der Seelsorge tätig sind, woraus sich ergibt, daß im günstigsten Fall auf einen einzigen Priester ungefähr 10.000 Menschen kommen. Dieser Zustand ist völlig unbefriedigend und hoffnungslos, selbst wenn jeder Priester die idealen Voraussetzungen zum Apostolat hätte. Aber das Gegenteil ist der Fall.

Die Gläubigen können nicht völlig gleichgültig gegenüber jenen seelsorglichen Bedingungen sein, unter denen ihre Geistlichkeit leben muß. Sie sollten sich bemühen, ihnen ihre Hilfe in allen Belangen ihres priesterlichen Lebens anzubieten. Laßt nicht zu, daß Eure Priester sich einsam und verlassen fühlen. Das läßt die Flügel ihrer Begeisterung schrumpfen und erschlägt ihren Mut. Wenn Ihr über Eure Priester urteilt, urteilt zunächst über Euch selbst! Der Altersdurchschnitt unserer Priester liegt bei 50 Jahren, was bedeutet, daß sich innerhalb von zehn Jahren ihre Anzahl um ungefähr hundert verringert haben wird. Wenn nicht rechtzeitig Abhilfe geschaffen wird, kommt es möglicherweise so weit, daß es nur mehr einen oder zwei alte Priester in einem Vikariat gibt.

Ich verhehle nicht, daß ich auf diesen Zustand mit bedrückender Sorge blicke. Beim Überdenken der Zukunft habe ich die ernstesten Sorgen um das Schicksal unserer Diözese und um das ewige Leben Eurer Seelen und der Seelen Eurer Kinder und Enkelkinder. Es berührt mich tief, wenn ich sehe, wie Ihr Euch um Euer zeitliches Leben sorgt. Es ist mir um Euch leid, denn ich vermute, daß Ihr überhaupt nicht wißt, daß Ihr darin Euer ewiges Heil sucht.

Wie Ihr wißt, ist die Situation sehr ernst. Wir müssen jetzt alle ans Werk gehen, bevor es zu spät ist. Beten wir beständig und mit echtem Vertrauen, daß Gott der Herr unsere gemeinsamen Anstrengungen segne und wirklich bald Arbeiter für seine Ernte sende. Deshalb bitte und bedränge ich Euch: Es möge niemanden geben, der nicht durch seine Gebete, seine Arbeit und sein Opfer dazu beiträgt, daß junge Leute, entschlossene Menschen, die sich zum Priestertum berufen fühlen, ihr Ziel trotz aller Hindernisse erreichen können! Helfen wir ihnen geistig, damit sie sich die Liebe und den Eifer ihrer Seelen bewahren, weiht Euch selbst und andere dieser Aufgabe und schafft feste Grundlagen für das notwendige geistige und moralische Niveau. Bereut nicht die materiellen Opfer, die mit der Ausbildung neuer Priester verbunden sind. Seht doch, wie viele Kandidaten im Priesterseminar in Leitmeritz willkommen wären! Kommt ihnen zu Hilfe mit Eurer moralischen Unterstützung.

Gläubige, läutert Eure Seelen und betet im Geiste einer wahrhaften Buße um Priester- und Ordensberufungen! Tut das Gute, solange dazu noch Zeit ist.

Die Priester aber bitte ich, daß sie öfter über die Bedeutung und die Berufung des katholischen Priestertums sprechen mögen und durch ein wahrhaft priesterliches Leben ein Beispiel ihrer geistigen Gesinnung geben.

Ebenso bitte ich die Ordensschwestern, daß sie durch ihre innigen Gebete und ihren opfervollen Dienst für Gott und den Nächsten sich vom göttlichen Erlöser die Gnade erbitten, daß er nicht unsere Altäre verwaisen lasse. Euer Leben, beseelt vom Geist der Freude und liebevoller Opfer, wird der beste Beweis für die Wahrheit unseres heiligen Glaubens sein und eine Quelle neuer Berufungen.

Und du, Jugend, die Äußerung deiner heldenhaften Stellung und dein Interesse um die erhabenen höchsten Ideale, lasse sie Wirklichkeit werden. Niemals wird ihre Schönheit verblassen, und ihr Preis ist ewig.

IX.

Der hl. Method – erster slawischer Erzbischof

Hirtenbrief, verlesen von Bischof Msgr. Dr. Stephan Trochta aus Anlaß des 1100jährigen Jubiläums der Ernennung des hl. Method zum ersten slawischen Erzbischof am 5. Juli 1970.

Geliebte Gläubige!

Es war zu spüren, dieses heilige Feuer, das Tausende von Pilgern aus allen Teilen und Winkeln unseres Vaterlandes aus dem einladenden Velehrad mitnahmen, aus jenem Ort, in dem wir im vergangenen Jahr das 1100. Gedenken des Todes des Begründers unserer Kultur und Vater unseres Glaubens, des hl. Konstantin-Cyril feierten. Und neuerlich können wir ein Erinnerungsfest feiern.

Im Jahre 1970 waren es 1100 Jahre, daß der hl. Method in Rom zum ersten slawischen Erzbischof geweiht wurde. Natürlich war dieses Jubiläum der Anlaß zu einer würdigen Feier. Deshalb wird heute, am Tage unserer slawischen Apostel in den böhmischen Ländern, ein eigener Hirtenbrief verlesen, damit wir uns daran erinnern, daß das Werk der heiligen Brüder die wichtigste Quelle der Wiedergeburt unseres Christentums ist und bleiben wird und gleichzeitig auch eine Garantie der Vitalität unseres Glaubens darstellt, worum sich das Zweite Vatikanische Konzil bemüht hat. Der Ursprung der Feier zu Ehren des ersten slawischen Erzbischofs fällt in das Pontifikat Papst Pauls VI., der uns in seinem Hirtenbrief, der zum vorjährigen Jubiläum erschienen ist, zwei Verpflichtungen ans Herz legte:

1. der berühmten Ereignisse unserer Nation zu gedenken,
2. daraus die entsprechenden Schlußfolgerungen für die gegenwärtige Zeit zu ziehen.

Das Leben des hl. Method ist voll von aufregenden Begebenheiten. Er war ein Mann der Tat. Er erlebte militärische und religiöse Umstürze und Kämpfe, welche großen Einfluß auf das politische und christliche Leben der damaligen Zeit ausübten. Das hinterließ natürlich Spuren bei ihm, sowohl innere wie äußere, besonders als er aufgrund der Stellung, die ihm Gott eingeräumt hatte, selbst eingreifen mußte. Die Sorge um das eigene Seelenheil bewog ihn – um den Wirrnissen zu entfliehen –, sich in das Kloster zum Heiligen Berg Athos zurückzuziehen.

Eine solche Sorge um die eigene Seele ist eine gute Grundlage, sich dem Seelenheil anderer Menschen zu widmen. Es war ein beachtenswerter Beweis von Gottes Liebe und Vorsehung, daß der hl. Method dank seiner Friedensliebe seine außergewöhnliche Sendung, die wie ein Rettungsanker mit der göttlichen Weisheit verbunden war, ausüben konnte. In seinem Innern herrschte ein geradezu paradiesischer, ja göttlicher Zustand fern jedes schmutzigen menschlichen Chaos, das nur eigenen Belangen folgte. Sein einziges Ziel war, der Kirche und dem Volk in jenem Land zu dienen, in das ihn Gottes Vorsehung gesandt hatte. Eine gute Schule für diese Aufgabe war ihm seine Missionstätigkeit beim Volk der Chasaren gewesen. Er wurde auch zum Vorsteher ihres Klosters Polychrom ernannt. Aber dann entschloß er sich – aus apostolischem Eifer heraus und aus Gehorsam –, als Missionar zu den Mährern zu gehen. Und hier erhielt der hl. Method durch seine diplomatische und kirchlich-politische Begabung an der Seite seines Bruders Konstantin große geschichtliche Bedeutung. Es ist zweifellos Methods Verdienst, daß die slawische Bildung aus den kulturellen Quellen des Ostens und des Westens geboren wurde. Es ging ihm in erster Linie um die Gewinnung des Landes, der Güter und der menschlichen Seelen für Christus.

Gleichsam als Demonstration eines jahrelangen erfolgreichen Wirkens in Mähren kann die erste Reise der beiden heiligen Brüder nach Rom zum Nachfolger des hl. Petrus angesehen werden. Der mährische Fürst Rostilav und der byzantinische Kaiser Michael hatten im Jahre 863 die beiden Brüder nach Mähren berufen. Die Reise zum Heiligen Vater hatte den Zweck, von ihrem Wirken und ihren weiteren Plänen zu berichten und vor allem dem Apostolischen Stuhl ihre Treue zu versichern. Ihr Apostolat war erfüllt von dem Glauben an die eine katholische und apostolische Kirche und stützte sich auf die Überzeugung, daß das Heil der Missionsarbeit unter den Mährern eng mit dem kindlichen Gehorsam dem Nachfolger des hl. Petrus gegenüber zusammenhinge.
Und als durch den frühzeitigen Tod des hl. Konstantin, der den Namen Cyril angenommen hatte, der ursprünglich triumphale Erfolg der beiden Bürder in Rom sich in einen traurigen Abschied verwandelte, überließ der Stellvertreter Christi aufgrund einer diesbezüglichen Bitte den hl. Method dem mährischen Fürsten Kocel. Method erhielt für das Gebiet des Fürsten die höchste kirchliche Vollmacht.
Darüber hinaus traf der Papst noch eine weitere großzügige Entscheidung, indem er erklärte, daß er den hl. Method nicht nur dem Fürsten Kocel sende, sondern allen slawischen Gebieten. So wurde der hl. Method durch Papst Hadrian II. im Jahre 869 zum Oberhaupt der Kirche im pannonisch-mährischen Raum bestellt.
Der genannte Papst schrieb: „Wir haben uns entschieden, unseren Sohn Method zu prüfen und haben ihn als einen vollkommenen, vernünftigen und rechtgläubigen Menschen erkannt . . ."
Die Worte „unser Sohn" sowie „vollkommen" und „rechtgläubig" können als Ausdruck der Bewunderung des Papstes für Method angesehen werden, und der weitere Teil des Briefes erfüllt die Herzen der Slawen für alle kommenden Jahrhunderte mit Stolz. Der Stellvertreter Christi gab den Slawen schon im

9. Jahrhundert den ersten eigenständigen Erzbischof und mit ihm eine autonome altslawische Liturgie: „ . . . wir senden den zum Erzbischof Geweihten in Euer Gebiet . . . damit er Euch unterrichte, wie Ihr es gewünscht habt und damit er Euch die heiligen Bücher in Eure Sprache übersetze gemäß der allgemeinen kirchlichen Formen und ebenso die heilige Messe und sonstige liturgische Handlungen wie die Taufe, wie sie der Philosoph Konstantin eingeführt hatte." Und mit diesem Brief kam Method zum Fürsten Kocel. Dieser aber hatte bezüglich seines Bereiches weitreichendere Pläne. Er sandte Method zum Papst zurück und forderte, daß Method zuständig für den Bischofssitz zum hl. Andronikus in Salona geweiht werde. Dieser Sitz war schon lange vakant, aber durch sein ständiges Verlegen knüpfte Kocel an die allerersten Anfänge des Christentums in den illyrischen Provinzen an. Der Papst erfüllte das Ansuchen des Fürsten Kocel, und da sich dieser inzwischen unabhängig gemacht hatte, kehrte Method im Jahre 870 aus Rom praktisch als erster slawischer Erzbischof für den gesamten pannonisch-mährischen Raum zurück. Wie sich dann aus dem pannonisch-mährischen erzbischöflichen Gebiet die großmährische kirchliche Provinz mit ihrer Metropoliteneinrichtung und dem Sitz des Erzbischofs in der Hauptstadt Großmährens entwickelte, das untersuchen derzeit Historiker. Uns interessiert an diesem Brief in erster Linie, was sich mit der Ernennung Methods zum ersten slawischen Erzbischof durch seine Pastoral- und Morallehre für das Volk Gottes um das Jahr 1100 änderte. Darüber wollen wir Betrachtungen anstellen und überlegen, wie wir diese unserem heutigen Leben einverleiben können.

Was lehrt uns der slawische Erzbischof?

1. Religiöse Bildung

Papst Hadrian II. spricht ausdrücklich von dem Wunsch, den unsere Vorfahren äußerten, von Method unterrichtet zu wer-

den. Haben wir einen solchen Wunsch noch nötig? Unsere Kenntnis der ewigen Wahrheiten ständig zu vertiefen, ist gegenwärtig eine geradezu lebensnotwendige Pflicht.

2. Demut

Wie ist es möglich, daß im Lichte der großen Gestalt des Philosophen Konstantin-Cyril uns Method geistig und heiligmäßig nicht annähernd gleich groß erscheint? Die Ursache ist dessen Demut. Als hoher Staatsbeamter trat er in ein Kloster ein, wo er sich der dort geübten strengen Zucht unterwarf. Diese Übung in Demut, welche große persönliche Selbstverleugnung erforderte, war Voraussetzung für das ausgedehnte Missionswerk bei den Chasaren. In Demut diente Method seinem jüngeren Bruder in Mähren und lehrte mit ihm. In Demut überwand er alle Widerstände seiner Gegner auf der Reise nach Rom, um dann alle Ränke sowohl die von Svatopluk als auch die von Wiching zu überwinden. Bei Method erfüllte sich das Wort der Schrift, das sagt, daß Gott streng mit den Stolzen ist, aber den Demütigen seine Gnade schenkt. Die Lebensbeschreibung Konstantins sagt über das Leben seines Bruders Method so gut wie nichts. Das hängt damit zusammen, daß Method sich an deren Abfassung beteiligte. Seine eigenen Verdienste hat er bescheiden verschwiegen. Auf seine Liebe und Achtung zu seinem Bruder stoßen wir erst im letzten Kapitel.

Leute, die zuviel von Brüderlichkeit reden, sind meist meilenweit von ihr entfernt. Wie viele unchristliche Taten hat der Stolz schon geboren: die unnötige Großmannsucht, der Egoismus und die Eitelkeit! Wie gut täte in unser aller täglichem Leben die Demut und die aufrichtige gegenseitige Hilfe. Warum sind wir nicht Brüder in Christus?

3. Vertrauen in Gottes Vorsehung

Erzbischof Method lehrt uns, Vertrauen in Gottes Vorsehung zu haben. Nach Rom führte ihn nicht nur die Demut, sondern auch der freudige Gehorsam, wie dies einem guten Sohn eigen

ist. Als erfahrener Diplomat wußte er nur zu gut, daß Rostislavs Wunsch nach Unabhängigkeit der kirchlichen Vereinigung nicht wenige Gegner hatte. Ihre Stimmen drangen bis zum Apostolischen Stuhl. Schenkte der Papst ihrem Widerstand Gehör? Nach dem Tode des Bruders war Method sehr einsam. Er ist zwar ein beliebter Lehrer, aber er hat niemanden, der annähernd sein Niveau hat und mit dem er sich verstehen würde. Er hat nur junge und unerfahrene Schüler um sich.

Er hat keine Stütze an Svatopluk. Wiching ist ein Verräter. Method ist völlig allein. Die Ungewißheit seiner Zukunft verursacht ihm düstere Gedanken. Was wird nach seinem Tod mit seinem Volk Gottes? Was mit seinen Schülern? Was wird aus der slawischen Liturgie? Oft betete er die Worte des Psalmes: „Auf Dich, Herr, hoffe ich, ich werde nicht zuschanden." Und er wurde es auch nicht. Erinnern wir uns gut daran! Er wurde nicht zuschanden, weil er auf Gott hoffte und vertraute.

4. Festigung der christlichen Familie

Gott verläßt seinen getreuen Diener nicht. Er gab Method nur soviel zu tragen, als dieser tragen konnte. Er sandte ihm eine verwandte Seele: Fürst Kocel. Durch Besuche und häufiges Beisammensein entwickelte sich eine aufrichtige Freundschaft. Method war der Lehrer, Kocel der Schüler. Das Herz des Lehrers sprühte Perspektiven und Pläne hervor, Kocel bemühte sich, diese zu realisieren.

Method achtete streng auf die Reinheit des Familienlebens, beseitigte aus den Ehen die Reste heidnischer Übelstände, vor allem deren leichtfertige Scheidungen. Er wußte, daß sein Werk weitere Schüler, Diakone und Priester benötige. Und die erste Ausbildungsstätte war eine ordentliche christliche Familie. Kocel erkannte den Weitblick Methods und wollte seinem Lehrer helfen. Aus diesem Grund korrespondierte er mit Papst Johannes VIII. über die Ehe und die Familie. Er rief alle Laien, vor allem die Männer zusammen, damit sie in enger Zusammen-

arbeit mit seinen Geistlichen sich bemühten, die christlichen Familien zu festigen. Das war eine edle Frucht vom Baum einer guten Freundschaft.

5. Liebe und Ergebenheit zum Papst

Wie ein goldener Faden zieht sich die Liebe und Ergebenheit zum Nachfolger des hl. Petrus durch das Leben des hl. Method. Nach Rom reiste er in einer Zeit, da nicht nur das byzantinische Reich sich auszudehnen begann, sondern auch die östliche Kirche. Er wollte seine Sendung vom Stellvertreter Christi entgegennehmen und von niemand anderem. Auch kehrte er nach Rom zurück, um neue Kräfte zu sammeln. Die Länder, in denen er wirkte, nannte er „Länder des hl. Petrus". Für die Übersetzung des neuen Kanons verwendete er Worte, die den Primat des Papstes verteidigten. Die Eingekerkerten und die Irren entbehrten nicht der Anteilnahme des ersten slawischen Erzbischofs, wodurch ihre Situation erleichert wurde. Den deutschen Bischöfen, die in seinem Gebiet missionierten und die dafür angeklagt wurden, sagte er: „Wenn ich wüßte, daß dieses Gebiet eures ist, würde ich es euch übergeben. Aber es gehört dem hl. Petrus."

Er durchlebte sicher auch Augenblicke quälender Angst, ob nicht der Papst doch manchmal unter dem Druck und den Einflüsterungen der weltlichen und geistlichen Fürsten an seiner Rechtgläubigkeit zweifle. Immer aber fühlte er sich als Apostel und Sendbote des Heiligen Stuhls und erlitt deshalb beinahe das Martyrium. Seine Treue zum Felsen Petri war unerschütterlich und beinahe unnatürlich angesichts der Mühen und der Selbstverleugnung, die er auf sich nahm. Er begriff, daß man immer auf dem „Felsen" stehen müsse.

In Zweifelsfällen und Kämpfen vergessen auch wir nicht, wo der Fels steht, auf dem die Kirche gebaut ist. Der hl. Method hat dies klar umrissen. Das Beispiel unseres ersten slawischen Erzbischofs muntert uns auf und verpflichtet uns gleichzeitig. Die

Treue zur Kirche und zum Stuhl des hl. Petrus, die Weisheit und der Mut, mit denen er als guter Hirte die ihm anvertraute Erzdiözese leitete, müssen wir ihm immer so hoch als möglich anrechnen.

Schluß

Liebe Gläubige!

Beim 1050. Jahrestag des Todes des hl. Method wurde am Grab des hl. Cyril in Rom folgendes Versprechen geleistet: „ . . . Ab nun werden jedes Jahr am Feiertag des hl. Cyril und des hl. Method im Juli alle in Rom lebenden Slawen sich versammeln, um die Tradition fortzusetzen, die durch die Gründung des brüderlichen Cyril-Methodschen Verbandes entstanden ist . . ." Dieses Versprechen einzuhalten war immer möglich. Aber wir können jedes Jahr unseren Glauben an Cyril und Method erneuern und zu jenem Ort pilgern, der geheiligt ist durch die Arbeit des Erzbischofs Method – nach Velehrad.

Deswegen ersuche ich Euch, daß Ihr im Jahr des Jubiläums des hl. Method nach Möglichkeit das gesegnete Velehrad besucht, um dort Gott zu bitten, er möge unseren christlichen Glauben vertiefen, er möge die Reihen der guten und heiligmäßigen Priester vermehren, er möge uns bald einen neuen und würdigen Nachfolger des hl. Method senden, und er möge das Leben unserer Familien und unserer ganzen Nation segnen.

Ich merke noch an, daß für einen Ausflug der Leitmeritzer Diözese nach Velehrad der Samstag, der 15. September d. J. reserviert wurde.

Den Frieden Christi erbitte ich für Euch und segne Euch.

+ Stephan Trochta
Bischof von Leitmeritz

X.

750 Jahre nach der Geburt der seligen Zdislava

Hirtenbrief von Bischof Msgr. Dr. Stephan Trochta aus Anlaß des 750. Geburtstages der seligen Zdislava am 28. September 1970.

Geliebte Schwestern und Brüder!
Liebe Gläubige der Leitmeritzer Diözese!

Nach den Feiern für die hll. Cyrill und Method sowie für den hl. Prokop und den seligen Sarkand dürfen wir auf ein anderes Jubiläum nicht vergessen, vor allem, weil es besonders unsere Leitmeritzer Diözese betrifft. Heuer werden es 750 Jahre, daß die selige Zdislava geboren und getauft wurde. Ihr Grab befindet sich in der Leitmeritzer Diözese. Es wurde und wird immer noch von vielen Gläubigen besucht. Die Verehrung der seligen Zdislava nimmt zu. Es ist fast schon selbstverständlich, sie als eine Patronin von Nordböhmen anzusehen. Als mein Vorgänger, der Leitmeritzer Bischof Augustin Bartholomäus Hille, ihr Grab im Jahre 1849 anläßlich einer kanonischen Besichtigung besuchte, war er angesichts ihrer sterblichen Überreste so beeindruckt, daß er – wie er schrieb – beschloß, um die Eröffnung eines Seligsprechungsprozesses einzukommen. Und so geschah es auch. Dieser Prozeß dauerte ziemlich lange, er wurde erst durch Papst Pius X. beendet, der am 28. September 1907 Zdislava als Selige erklärte. Im Gedenken gebe ich deshalb diesen Hirtenbrief auch mit Datum 28. September heraus, denn mit diesem Datum beginnt ein ganzes Jubiläumsjahr zu Ehren der Seligen.

Zweck dieses Jubiläumsjahres soll sein, sich um die persönliche Heiligung nach dem Vorbild der Seligen zu bemühen und auch darum, daß die selige Zdislava bald für die ganze Kirche zur

Heiligen erklärt wird als Vorbild der Eheleute, der Mütter und als Beschützerin der christlichen Familien.

Vorbild für ein christliches Leben

1. Herkunft aus einer christlichen Familie

In den rauhen Jahren des böhmischen Mittelalters wurde sie im Jahre 1220 auf dem mährischen Schloß Křižanov in einer frommen Familie geboren.

Der Chronist Heinrich aus dem nahegelegenen Zisterzienserkloster bemerkte dazu: „Diese zwei Eheleute – Přibyslav und Sibyla – schenkten drei schönen Töchtern das Leben, die ihnen in den späteren Jahren Lob einbrachten. Die erste dieser drei Töchter erhielt den Namen Zdislava." Über ihren Vater berichtet er weiters: „Äußerlich war Herr Přibyslav ein Ritter, innerlich aber war er ein Mönch." Dieser Přibyslav war ein Vertrauensmann des böhmischen Königs Wenzel I. und bekleidete in Brünn die höchsten Verwaltungsämter. Und so wie er treu seinem irdischen Herrn diente, liebte er die Kirche Christi. Viele Güter gab er den Franziskanern, in deren Brünner Kloster er auch begraben wurde. Auch für die Zisterzienser gründete er in Zdar an der Sazava ein Kloster. Die Mutter der späteren seligen Zdislava kam aus Sizilien. Sie wurde Hofdame der böhmischen Königin Kunhata, wohin sie der böhmische Herrscher berief, damit sie die böhmischen adeligen Mädchen bilde und durch ihre Noblesse dazu beitrage, die rauhen Sitten des damaligen böhmischen Milieus zu veredeln. Der bereits genannte Chronist berichtet über die Mutter der späteren Seligen, daß sie ergeben Christus diente. Als sie Witwe wurde, lebte sie mit anderen Frauen ihres Alters in einem kleinen Haus in der Nähe des Zisterzienserklosters von Zdar, verbrachte ihren Lebensabend mit der Instandsetzung kirchlicher Gewänder und mit der Sorge um das Kloster, in dem sie aus Dankbarkeit nach ihrem Tod von den Mönchen bestattet wurde.

So erhielt die spätere selige Zdislava, geboren im Herzen Europas, von ihren Eltern das Vorbild eines fleißigen und frommen Lebens vermittelt. „Ein guter Baum bringt gute Früchte hervor" (Mt 7,17). Tapferkeit, Treue und Liebe zur Heimat, ererbt von ihrem Vater, vereinigten sich harmonisch mit dem Weitblick und der umfassenden Bildung, die ihre Mutter aus der kulturgetränkten südlichen Heimat mitbrachte.
Die heilige Erscheinung Zdislavas vereinigt somit die heimische Tradition und die katholische Universalität. Sie wirkt faszinierend für die Menschen der ganzen Welt, für alle Nationen, für Menschen verschiedenster Prägung und Fähigkeiten.

2. Vorbildliche Ehefrau

Nach einer glücklichen Kindheit, in der sie sich oft dem Gebet widmete und sogar versuchte, in einsamen Wäldern als Einsiedlerin zu leben, vermählte sie sich im Alter von 15 Jahren mit dem nordböhmischen Adeligen Havel Markvart. Sie zog auf dessen Burg Lemberg in der Nähe des heutigen Deutsch-Gabel. Da sie von klein auf gewöhnt war, ihre Pflichten gegenüber Gott und den Nächsten zu erfüllen, erfüllte sie natürlich auch ihre Pflichten gegenüber ihrem Mann. Sie gebar ihm vier Kinder, die sie mit vorbildlicher Fürsorge christlich erzog.
Als Hausfrau unterrichtete sie ihre Kinder und ihre Dienerschaft in der christlichen Lehre, nahm sich der Reisenden und Kranken an ebenso der geistig wie materiell Armen, denen sie aufopferungsvoll diente. Sie war eine Wohltäterin und ein geistliches Licht in Nordböhmen, deren Bewohner sie als „Mutter der Armen" bezeichneten.

3. Laienapostolat

Nach Aussage der Dominikaner in unserem Land erkannte sie im Orden der Predigerbrüder eine Bewegung, welche die damalige christliche Welt zutiefst erneuerte und trat mit Gleichgesinnten in den Dritten Orden des Dominikanerklosters ein. Durch diesen Schritt bezeugte sie ihre wahre christliche Aus-

richtung und antwortete damit auf die Lebensumstände ihrer Zeit. Wenn sie heute noch unter uns leben würde, wäre sie gewiß bahnbrechend tätig für die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Gemeinsam mit ihrem Mann erbaute sie für die Dominikaner eine Kirche und ein Kloster sowohl in Deutsch-Gabel wie auch in Turnau. Eine Aufzeichnung gibt Kunde davon, daß sie mit eigenen Händen Baumaterial an Mauern aufbrachte. Wenn es sich um eine Sache für Gott oder um Hilfe für den Nächsten handelte, scheute sie weder Arbeit noch Anstrengung noch Opfer. Sie führte ein ausgewähltes Laienapostolat durch, und sie war eine hervorragende soziale und caritative Arbeiterin. Sie tat, als hätte sie das Dekret über das Laienapostolat und dessen Bedeutung für die Kirche Christi gelesen, welches vom Zweiten Vatikanischen Konzil herausgegeben worden war.

Sie erlangte die christliche Vollkommenheit fast im gleichen Alter wie Jesus. Denn sie war 32 Jahre alt, als sie im Jahre 1252 starb. Die Legende berichtet, daß sie noch nach ihrem Tod ihrem tief betrübten Mann erschien, um ihn zu trösten und ihm zur Erinnerung ein Stück ihres Gewandes gab, mit dem sie bei ihrer Erscheinung bekleidet war, damit er sicher sei, daß sie breits die himmlischen Freuden genieße, wo sie ihn einmal zu treffen hoffe.

4. Ein Leben gemäß der Taufe

Das Jubiläumsjahr der seligen Zdislava soll vor allem Anlaß für unsere eigene Heiligung sein. Und wie die heilige Taufe Grundlage für das heilige Leben Zdislavas war, ist sie auch die Geburtsstunde für unsere eigene Heiligkeit, wie die Versammlung „Presbyterorum ordinis" von neuem bezeugt hat. 750 Jahre nach ihrer Geburt ruft uns Zdislava zu: „Laßt eure Kinder taufen, und wenn ihr selbst noch nicht getauft seid, dann bereitet euch auch auf die Taufe vor. Anders könnt ihr das Leben der christlichen Vollkommenheit nicht erlangen. Wer sich bewußt

nicht taufen läßt, für den ist die himmlische Glückseligkeit unerreichbar."

5. Durch das Gebet mit Gott verbunden

Von Kindheit an liebte Zdislava das Gebet. Sie liebte es innig und stellte ihr ganzes Leben ständig Betrachtungen an. In der heutigen Zeit, die von ständiger Hast gekennzeichnet ist und einem großen Aufwand an Kräften für Äußerlichkeiten, ist ein regelmäßiges, ruhiges Vertiefen und ein inniges Gebet für unser inneres Gleichgewicht weit notwendiger, als dies im Mittelalter der Fall war. Ein Mensch des 20. Jahrhunderts, der nicht betet, kommt in Gefahr, seelisch zu entgleisen und krank zu werden. Denn er hat dann keinen festen inneren Halt und hetzt ohnmächtig durch das Leben. Er hat keine Ruhe und keine Erholungspause, das wohltuende innere Glück und der Friede sind für ihn unerreichbare Werte. Liebe Zdislava, lehre uns bitte seelische Gesundheit zu bewahren und ebenso Freude für ein Leben, das durch regelmäßiges Gebet behütet ist.

6. Eine christliche Frau

Zdislava ist eine junge Ehefrau, auf der die Lasten des Haushaltes und auch die Sorge um das Wohlergehen ihrer Familie ruhen wie bei den meisten Frauen heute. Aber gerade deshalb betet sie und ist voll des heiligen Geistes. Sie versteht es, im Einklang mit ihrer öffentlichen Tätigkeit die Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau so zu erfüllen, daß niemandem daraus Nachteile erwachsen, aber alles zusammen ein harmonisches Ganzes ihres heiligen Lebens bildet. Deshalb ist sie ein aktuelles Vorbild für unsere Ehefrauen, für unsere Mütter und Erzieherinnen, wo heute doch so viele Ehen und Familien schwere Krisen durchmachen.

Aber Zdislava gelingt noch etwas anderes. Durch ihre feine Intuition und ihre Liebe bringt sie ihren Ehemann, der ein rauher Krieger ist, dazu, Betrachtungen über das Leben anzustellen und mit Weisheit alles zu überdenken. Von dieser Warte aus hat

Zdislava Bedeutung für die gesamte Kirche und für die ganze heutige Welt. Diese unsere Welt, die sich in letzter Zeit immer am Rande des Verderbens bewegt, leiten ausschließlich Männer.

Von der Gleichberechtigung der Frauen wird zwar viel gesprochen, aber von ihrer Verwirklichung sind wir noch weit entfernt. Überlegen wir an der Schwelle des Jubiläums der seligen Zdislava, ob die ständige Bedrohung der Weltsituation nicht eine negative Folge des geringen Einflusses und Anteils der Frauen am öffentlichen Geschehen ist. Die Frauen würden daraus sicher praktische Schlüsse ziehen.

Zdislava ritt nicht zum Kampf wie ihr ritterlicher Mann, aber sie vermochte gut abzuschätzen, wann die männliche Vorliebe für ständige Kämpfe das Maß überschritt. Ihre weibliche Diplomatie, gesteuert von ihrem christlichen Geist, milderte rechtzeitig die rauhen Sitten ihres Mannes, wenn er aus kriegerischem Geschehen nach Hause zurückkehrte, und sie hob ihn geistig wieder empor.

Zdislava, lehre bitte die Ehefrauen, daß sie die in Vergessenheit geratene Kunst der heiligmäßigen Frauen ausüben: Sie mögen ihre Männer dazu bringen, echten Frieden in den Angelegenheiten zu Hause und in der Welt zu erreichen, damit ihre Familien geheiligt werden!

7. Eine opferfreudige Mutter

Die Welt wird umso trauriger, je weniger glückliche Kinder sie bewohnen und je weniger die Eltern bereit sind, sich für die Kinder zu opfern. Stellen wir uns die junge Mutter Zdislava vor, umgeben von einem Haufen kleiner, fröhlicher Kinder. Baut die Welt für Eure Kinder auf und für die Kinder anderer Eltern.

Und für wen richten wir diese Welt her? Bemerkt Ihr nicht, wie unsere Welt immer fremder wird, je mehr die Zeit fortschreitet? Und wie viele von den Erwachsenen haben für die Kinder kein Lächeln, keinen Platz, keine Zeit mehr!

Niemals vor uns wurden so viele scharfsinnige Ausreden erfunden, um sich der Kinder zu erwehren, damit sie nicht mit ihrem Lächeln und ihrem Glück geradewegs zu uns kommen. Wir sind genial in der düsteren Kunst, die Welt um uns älter und vollkommener zu machen. Als ob wir Angst vor strahlenden Kindern hätten . . .
Zdislava, junge, heilige und glückliche Mutter von vier Kindern, nimm von uns die krankhafte Angst, Kinder zu empfangen als eine lebendige Botschaft des Paradieses und der Ewigkeit mitten unter uns! Und lehre uns von klein auf, uns gegenseitig zu lieben einander zu verzeihen in Christus, denn „nirgends ist sonst das Heil".

8. Beschützerin der Familien

Großer Kummer für die Familie ist die Entfremdung der Eheleute. Möge das Jubiläumsjahr zu Ehren der seligen Zdislava viele zum Grabe der Heiligen und zu den Beichtstühlen führen. Der Empfang der heiligen Beichte und der heiligen Kommunion wirken Wunder und zeigen ganz außergewöhnliche Erfolge in den familiären Beziehungen: Der Friede kehrt wieder ein, ebenso die Einheit der Familie, das Verständnis und die Liebe. Deshalb empfehle ich das Gebet zur seligen Zdislava und den Besuch ihres Grabes. Es muß dabei nicht laut zugehen, dafür aber geistig umso tiefer. Ich empfehle dies umsomehr jenen Ehegatten, die bemerken, daß sich um den gemeinsamen Tisch die Schlange des Nichtverstehens, des Mißtrauens und der Zwietracht schleicht. Ich empfehle diesen Besuch auch jenen, die eine neue, gesunde Familie erst gründen wollen.

Bemühungen zur Heiligsprechung der seligen Zdislava

In der Geschichte der Verehrung der seligen Zdislava geschieht es heuer zum erstenmal, daß das Jahr ihrer Geburt zusammen mit ihrer Taufe gefeiert wird. Die Beliebtheit der seligen Zdislava hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Anlaß

dazu gaben eine wissenschaftliche Arbeit von Professor Dr. Zdeněk Kalista sowie weitere neueste Studien, die uns die Selige ohne Schönfärberei, so wie sie wirklich war, zeigen. Je genauer wir durch moderne Methoden der Geschichtsforschung ihr Leben studieren und kennenlernen können, umso eindrucksvoller erkennen wir unsere Pflicht, ihr endlich den Weg zur Ehre der Altäre zu öffnen, um eine nationale Schuld zu begleichen.
Aber dazu sind sicher bezeugte und beglaubigte Wunder erforderlich, die auf ihre Fürbitte hin stattgefunden haben. Bittet um diese! Vertraut auf ihre außerordentliche Hilfe überall dort, wo menschliche Kräfte versagen. Ein Christ ist niemals am Ende. Verzweifelte Situationen überläßt er dem Teufel. Dank der Sieghaftigkeit Christi verliert dieser alle Hoffnung. Aber dafür gewinnt sie der Mensch. Deswegen beten wir mit Vertrauen in jeder Schwierigkeit: „Zdislava, höre uns, Zdislava, erhöre uns, Zdislava, erbitte uns, worum wir beten."
Bemüht Euch, daß die ganze Diözese, ja das ganze Vaterland Kenntnis vom Leben der seligen Zdislava bekommt. Lest ihre Lebensbeschreibung. Veranstaltet in den Pfarreien geistliche Übungen unter der Patronanz der seligen Zdislava. Pilgert nach Deutsch-Gabel und führt dorthin Wallfahrten aus Böhmen und Mähren durch. Mögen sich am Grab der geborenen Mährerin, die durch ihr Leben in Böhmen die Welt erhellte, Mähren und Böhmen zur gegenseitigen Zusammenarbeit brüderlich die Hände reichen.
Die Historiker, aber auch die Archivare, die wissenschaftlichen Mitarbeiter und Forscher bitte ich: Sucht nach neuen Quellen in der Literatur, die sich mit der seligen Zdislava beschäftigen.
Künstler, tragt mit Euren Talenten zum Ruhm dieser so wunderbaren Frau bei, damit sie besonders die Verlobten und Jungvermählten in ihr Herz schließe.
Nur auf diese Weise können die notwendigen Unterlagen und Informationen für den diözesanen kanonischen Prozeß zusammenkommen. Sendet uns diese Unterlagen nach Leitmeritz!

Die Heiligen sind für einen Bischof und für die Gläubigen einer Diözese ein großer Trost und eine große Hilfe. Dies gilt besonders für jene, die in einer Diözese arbeiteten, aufwuchsen und dort auch starben.
Kurz nach Antritt meines Amtes in Leitmeritz besuchte ich das Grab der seligen Zdislava. Dieser Besuch machte auf mich einen so großen Eindruck, daß ich beschloß, alle meine Kräfte einzusetzen, die Heiligsprechung dieser Frau so bald als möglich zu erreichen. Von Anfang an war ich überzeugt, daß Zdislava Vorbild christlicher Vollkommenheit ist, die der ganzen Welt viel zu sagen hat, besonders in der heutigen Zeit, der so viele Kreuze auferlegt sind.
Und hiemit eröffne ich das Jubiläumsjahr der seligen Zdislava. Ich bitte vor allem um viele Gebete und Zusammenarbeit in der sorgfältigen Vorbereitung für die Heiligsprechung unserer lieben Frau, deren Fürbitte mir schon oft zuteil wurde.
Ich warte auf bereitwillige Zustimmung, empfehle Euch ihrem Schutz und segne Euch.

Euer Vater und Bischof Stephan

XI.
Verantwortlich für die Zukunft der Welt

Auszug aus dem Hirtenbrief des Bischofs von Leitmeritz, Msgr. Dr. Stephan Trochta, veröffentlicht in der „Katolické noviny" (Katholische Zeitung) zu Ostern 1971.

. . . Als der hl. Petrus sich bewußt wurde, was er getan hatte, er, der noch vor einigen Stunden beim letzten Abendmahl dem Herrn Jesus Christus mit den übrigen Aposteln versichert hatte: „Auch wenn alle an dir Anstoß nehmen, ich nicht" (Mt 14,31), weinte er bitterlich (Mt 26,75). Seit dieser Zeit wußte der hl. Petrus, was für ein schwaches Rohr im Wind der Mensch ist, wie leicht er in der Versuchung zerbricht, wenn er nur auf seine eigenen Kräfte vertraut und nicht Gott um Hilfe bittet. Der hl. Petrus war überzeugt, es genüge nur, sich etwas in den Kopf zu setzen, dann werde er schon überlegen die Situation meistern. Erst sein eigenes Versagen öffnete ihm die Augen.

. . . Das moralisch Böse oder die Sünde ist von allen Schlechtigkeiten auf der Welt wirklich das Gefährlichste.

Keine Naturkatastrophe, keine Mißernte, keine Epidemie kann uns heute derart bedrohen wie die Vision eines sittlichen Verfalls. Wenn der wissenschaftlich-technische Fortschritt den Menschen auf Erden ein neues Paradies verspricht, genügt ein einziges moralisches Versagen, und dieser sogenannte Fortschritt kann in wenigen Stunden die Menschheit vernichten. Noch nie lag das Geschick der Erde in so wenigen Händen wie heute, nie noch war es so klar ersichtlich, daß über Gedeih und Verderb unserer heutigen Welt die Weisheit des Menschen entscheidet.

Sollen wir uns beim Bemühen um ethische Werte nur auf unsere eigenen Kräfte verlassen wie der hl. Petrus?

Wenn wir die schwierige Lage jener Männer, die an verantwortlicher Stelle stehen, beurteilen, dann erinnern wir uns sicher alle an unser eigenes Versagen: Wie oft schon hat nur eine winzige Kleinigkeit genügt, einen Menschen aus der Bahn zu werfen. Vielleicht hat solch ein Mensch nur einmal in seinem Leben versagt, vielleicht nur kurze Zeit, vielleicht wird er sich dann bewußt, was er getan hat und bricht in Tränen aus wie jener Flieger, der die erste Atombombe über Hiroshima abwarf – aber was wird dann alles noch von Wert sein, wenn die Lawine des Verderbens sich schon in Bewegung gesetzt hat? Diese wenigen Menschen, die heute die Verantwortung für die Zukunft tragen, das sind Menschen wie wir: genau so schwach und vom Versagen bedroht wie jeder von uns. Für diese Menschen müssen wir ganz besonders innig beten. Wir müssen Gott bitten, daß er sie nicht einen einzigen Augenblick im Stich lasse, sondern ihre menschlichen Schwächen durch seine göttliche Macht zum Guten für uns alle führe. Anders werden wir dieses technische Zeitalter sonst nicht überleben.

Das ist kein Märchen. Die Gefahr des moralischen Zerfalls der Welt, in der wir leben, ist eine Realität. Vor ihr den Kopf in den Sand stecken, können wir nicht. Stellt Euch einen solchen Menschen vor, wie er in einem unbedachten Augenblick nach dem bewußten Schalter tastet und damit einen weltweiten Atomkrieg auslöst. Vor solchen impulsiven Handlungen können wir uns nicht schützen. Es ist zwar richtig, daß die öffentliche Meinung und verschiedene Friedensaktionen großen Einfluß auf die Entscheidungen der verantwortlichen Staatsmänner haben und sie zwingen können, schwierige Situationen in gemeinsamen Vereinbarungen zu lösen. Aber trotz aller Friedensbemühungen im letzten Jahr müssen wir feststellen, daß die Gefahr eines Krieges nicht gebannt ist. Ständig wird irgendwo in der Welt Krieg geführt, und jeder weiß, wie aus einem lokalen Konflikt ein Weltbrand entstehen kann. Der Weisheit letzter Schluß ist, daß jene Hand, die Verderben über uns bringen will, niemand

zurückhalten kann. Dies vermag nur, wie wir glauben, Gott allein.
Als der Prophet Jonas durch die Straßen der Großstadt Ninive schritt und ausrief: „Nur noch 40 Tage, und dann wird Ninive zerstört werden!“ (Jon 2,4), riefen die Bewohner von Ninive wehklagend Gott an und versprachen, sich von ihrer Nichtwürdigkeit, die auf ihren Handflächen klebte, abzuwenden. Die Prophezeihung des Jonas traf nicht ein. Ich bin kein Prophet, und wenn jemand meine Worte als eine Prophezeiung auffassen würde, wäre ich ein schlechter Prophet und nicht einer wie Jonas. Als Euer Bischof will ich Euch keinen Schrecken einjagen. Aber es ist meine väterliche Pflicht, Euch vor den drohenden Gefahren zu warnen und Euch aufzufordern, diese abzuwenden.
Ich möchte das Gewissen der ganzen Welt wachrütteln und allen Leuten sagen: Verschiebt nicht die Buße bis zu jenem Augenblick, da Euch Euer eigener moralischer Zusammenbruch die Augen öffnet wie dem hl. Petrus. Wir alle sind Kinder des einen himmlischen Vaters, wir alle schwimmen in diesem Kosmos auf einem einzigen Schiff, und jeder ist auch für den anderen verantwortlich. Die Kirche Christi mit dem Heiligen Vater an der Spitze bittet Euch alle: Bringt nicht die Menschheit in diesen Tagen Gottes der göttlichen Liebe durch freiwillige Sünden, durch weiteren Verrat von seinem Sohn ab.
Gott braucht uns nicht, wir aber brauchen Gott. Bei Dir, Christ, der Du Gott und sein Moralgebot kennst, liegt heute die entscheidende Verantwortung für morgen.
Wenn Gott wegen zehn Gerechten Sodom bewahren wollte (Gen 18,32), überlege, daß du es bist, der gelernt hat, zu Gott im Namen seines barmherzigen Sohnes zu rufen: „Vater unser . . . vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern . . .“ (Lk 12,48), wenn er vor dem Letzten Gericht erscheint. „Wenn du den Menschen ihre Vergangenheit verzeihst“, lehrt Jesus Christus, „dann wird der himmlische Vater

auch euch die Vergehen verzeihen. Aber wenn ihr nicht verzeihen werdet, wird auch euer Vater eure Vergehen nicht vergeben." (Mt 6,14–15). Wer den Menschen nicht vergeben will und nicht Sühne leistet, soviel in seinen Kräften und Möglichkeiten liegt, der ist ein Apostel des Hasses und des Krieges. Jeder wird ernten, was er gesät hat. Dafür wird jeder, der in sich das Gift des Hasses unterdrückt und eine zarte Pflanze der Liebe einpflanzt, beschützt. Pflegt und begießt diese Pflanze mit guten Taten zugunsten dessen, der zunächst überhaupt keinen Haß kennt, sondern bemüht ist, im mächtigen Baum eines opfervollen christlichen Lebens heldenhafte und konstruktive Taten zu vollbringen, die dazu verhelfen, daß Friede, Ordnung und überall Gemeinschaftsarbeit herrsche, wo Umsturz und Verderben drohen.

Christus, der am Kreuz für seine Feinde betete und sein Leben für deren Bewährung aufopferte, sendet bereits seit neunzehn Jahrhunderten die Verkünder des christlichen Glaubens in die ganze Welt und ebenso die Verkünder eines übernatürlichen frommen Lebens, die apokalyptischen Schrecken zu bannen. Dank des Opfers Christi zu Ostern muß schon niemand mehr wie der hl. Petrus versagen, aber er muß sich auch verhalten wie der hl. Petrus, d. h. er muß ein Felsen sein, an den sich auch jene anlehnen können, die schwach im Glauben sind. (Lk 22,32) . . .

. . . Es beginnt jetzt eine neue Bausaison. Es wird unsere Aufgabe sein, Euch über diese Zeit hinweg alle zu Gott zu führen zum Nutzen und zur Freude der Bewohner dieser Gegend und ihnen soviel als möglich von jenen Schönheiten zu zeigen, die dieser Gegend eigen sind.

Bei der Frühjahrsreinigung der Gemeinden vergessen wir nicht auf deren vertikale Dominante, die zum Himmel zeigt! Nehmen wir mit Dankbarkeit und als ein Zeichen des Vertrauens die finanziellen Beträge an, die uns zum Schutz unserer Dome übergeben werden, aber hoffen wir nicht, so lange warten zu müssen, bis wir ein trauriges Gesicht machen. Nur ein Werk, an dem wir

gemeinsam arbeiten und in das wir unsere Strebsamkeit hineinlegen wird uns selbst sehr freuen und wird auch verdienstvoll vor Gott sein.
Möge unser Glaube an Christus sich auch als ein österlicher Sieg über die Elemente der Zerstörung und des Todes darin zeigen, daß wir im eigenen Interesse den Dom des Heiligen Geistes, daß wir unsere Dome und Kirchen erneuern und wiederauferstehen lassen. „Ein Glaube ohne Taten ist tot", schreibt der hl. Jakob (2,26). und der hl. Paulus versichert den Galatern: „Christen, laßt uns nicht müde werden, das Gute zu tun, denn wenn wir nachlassen, werden wir ernten, sobald die Zeit dafür gekommen ist." (Gal 6,9)
„Im übrigen freut euch, kehrt zur Ordnung zurück, laßt euch ermahnen, seid eines Sinnes und lebt in Frieden. Dann wird der Gott des Friedens und der Liebe mit euch sein." (2 Kor 13,11)

XII.
Das Jubiläumsjahr der seligen Zdislava

In einer Artikelserie, die der Leitmeritzer Bischof Msgr. Dr. Stephan Trochta vom 2. bis 23. Mai 1971 in der „Katolické noviny" (Katholische Zeitung) veröffentlichte, gab er den Katholiken die Gründe des Jubiläums und das Programm der Feiern bekannt.

Das Jahr des Todes der seligen Zdislava auf Lemberg bei Deutsch-Gabel wird in der Chronik des Dalimil sehr genau angegeben: 1252. Dagegen ist das Jahr ihrer Geburt in Křižanov in der Nähe von Zdar in Mähren nicht genau bekannt. Die Historiker schätzen, daß diese selige Mutter, die vier Kinder geboren hatte, 27 bis 32 Jahre alt geworden ist. Aufgrund dieser Annahmen würde das 750jährige Jubiläum ihrer Geburt und ihrer Taufe in die Zeit nach 1970 fallen. Am 28. September 1907 proklamierte sie der heilige Papst Pius X. zur Seligen. Deshalb habe ich den Beginn des Jubiläumsjahres auf den 28. September 1970 festgelegt, und dessen Ende wird auf den gleichen Tag des nächsten Jahres fallen.

Die selige Zdislava wurde in Mähren geboren, aber nach ihrer Hochzeit mit Havel Markvart aus dem mächtigen und einflußreichen Geschlecht der Markvartinger lebte sie meist auf der Burg Lemberg im nördlichen Böhmen, auf dem Gebiet der späteren Leitmeritzer Diözese. Begraben wurde sie in der Krypta des Domes zum hl. Laurentius in Deutsch-Gabel, welchen Dom sie selbst gründen und erbauen half. Der seligen Zdislava wird das einmalige Verdienst zuerkannt, diesem nordböhmischen Gebiet, das damals noch vorwiegend tschechisch war, einen christlichen Charakter und ein geistliches Leben gegeben zu haben. Ihr Grab mit ihren Reliquien wurde nicht nur Ziel frommer Pilger, sondern auch Siegel einer nationalen Verbun-

denheit zwischen Böhmen und Mähren und geistliches Band der Söhne und Töchter zweier Länder einer Nation. Sie ist ein einzigartiges moralisches Kleinod des nordböhmischen Landes. Die Heiligen sind Boten ihrer Nationen vor Gottes Vorsehung, Schutz und Zierde der Kirche und der Nationen, aus denen sie kommen, Beweis ihrer kulturellen Reife und ihrer christlichen Tradition. In sie fiel der Same des göttlichen Wortes in fruchtbarste Tiefen des menschlichen Bewußtseins und Gewissens. Sie durchleben am intensivsten das Sein von Gottes Kindern.

Die Leitmeritzer Diözese sieht die selige Zdislava als ihre besondere Fürbitterin bei Gott an und als Patronin des nördlichen Böhmen. Durch das Jubiläumsjahr versuchen wir die Schulden zurückzuzahlen, die wir bei ihr aufnahmen, damit durch ihr Leben unser Gebet geheiligt werde und ebenso unser Land durch ihre Wohltaten, ihre seelsorgliche und geistliche Tätigkeit.

Wir müssen sehr wachsam bedenken, daß der Beginn ihrer Jubiläumsfeierlichkeiten in das Jahr 1970 fällt, in welchem wir auch der Befreiung unseres Vaterlandes vom nazistischen Joch und der Irrlehre vor 25 Jahren gedenken. Wenn unser Vaterland mit Dankbarkeit gegen Gott all dessen gedenkt, was zu unserer Befreiung betrug, dann hat das nordböhmische Gebiet dazu eine ganz besondere Begründung. Nach vielen Jahrhunderten fand es wieder seine nationale Struktur, gleich wie in der Zeit, in der die selige Zdislava mit ihrem Mann auf der Burg Lemberg lebte. In den Seelen unserer Gläubigen gilt sie seither allgemein als anerkannte Beschützerin unseres Grenzgebietes. Ihr gehört unser Dank für alle Hilfe in den Prüfungen, die wir erlebten, zu ihr tragen wir auch unsere Gebete für eine glückliche Zukunft unseres nordböhmischen Landes.

Der Sinn des Jubiläums der seligen Zdislava und der Wallfahrt zu ihr

In meinem Hirtenbrief vom 28. September habe ich klar das Ziel und den Sinn dieses Jubiläumsjahres der seligen Zdislava umrissen:

1. sich zu bemühen, heilig zu werden nach dem Vorbild der Seliggesprochenen;
2. alles zu unternehmen, damit die selige Zdislava sobald als möglich für die ganze Kirche als Heilige proklamiert wird, d. h. als Vorbild der Mütter und als Beschützerin der christlichen Familien.

Der erste und grundlegende Anlaß für dieses Jubiläum ist der moralische und geistliche Gewinn für die Familien. Damit wir Anspruch darauf haben, ist es zunächst notwendig, dem Beispiel der seligen Zdislava zu folgen. Zu erfahren, wie dies heute geschehen soll, ist Aufgabe der Prediger und Verleger, die Bücher über das Jubiläum herausgeben. Heute wollen wir ihr Schutz und Schirm der christlichen Familien anempfehlen, zu ihr fromm beten und vertrauensvoll zu ihrem Grab pilgern.
Viele Menschen leben jahrelang in tristen Verhältnissen, umgeben von Unsitten und Heuchelei: „Was würde der und der dazu sagen, wenn er . . . ", sodaß sie ihre eigenen Fehler schon nicht mehr wahrnehmen. Wenn sie aus ihrem Milieu nicht ausbrechen und für einige Stunden an einen Ort gelangen können, der geheiligt und durchdrungen ist von der Frömmigkeit einiger Heiliger und vielen Pilgern, dann sind sie selbst meist nicht mehr in der Lage, sich über ihren Stellenwert ein objektives Urteil gemäß Gottes Gesetz zu bilden und eine radikale Änderung herbeizuführen.
Zum Grab und zu den Reliquien der Heiligen pilgern wir deshalb, um an den Orten, die durch ihr tapferes Leben geheiligt sind, uns im Gebet und in der heiligen Kommunion zu treffen, da wir IHN im Getümmel des Alltags nicht mehr finden und ER

uns weit entfernt und unwirklich erscheint. Eine gut durchgeführte Wallfahrt wendet die Augen der Pilger nicht nur aufs Äußere, sondern auch ins Innere. Im Zeitalter der Rekorde, in dem wir so viele Menschen in ungewöhnlichem Tempo dahinrasen sehen, fragen wir uns am Grab der Heiligen: Wohin eilst du so schnell? Wäre es nicht besser, vom Gas wegzugehen und sich dir selbst zu widmen? Wir haben tiefe Achtung und echte Bewunderung für unsere Geistlichen, für unsere Mutter oder unseren Vater, die mit ihren Gläubigen beziehungsweise ihren Kindern eine wirklich schöne Wallfahrt durchführen. Auf diesem Gebiet erwartet uns noch viel Arbeit, bis unsere Wallfahrten wieder den höchsten Stand erreicht haben werden.

Der historische und der familiäre Hintergrund

Das Mittelalter war durch einen starken, religiösen Glauben gekennzeichnet sowie durch christliche Anschauungen und geistliche Einheit. Aber grobe und moralisch nicht zu billigende Handlungen aus alten, vorheidnischen Zeiten brachen mehr als einmal aus den Menschen hervor. Selbst die feudale Gesellschaft war sehr oft von despotischen Männern beherrscht und hin- und hergeworfen durch die verschiedensten Kriege, die auch jene, die sich zum Christentum bekannten, zu moralischen Inkonsequenzen und groben Handlungen verführten. Die christlichen Ideale entfachten oftmals große und außerordentliche Opfer, aber der allgemeine Charakter der Zeit war doch rauh.
Solche Zustände herrschten überall, bei uns waren sie eher noch schlimmer. Dennoch gab es im 12. und 13. Jahrhundert in der Kirche neben den Heiligen viele heilige Frauen, herausragende Mütter und Ehefrauen, die großen moralischen Einfluß auf ihre Umgebung und wesentlichen Anteil an der geistlichen Bildung ihrer Zeit hatten. Durch ihre edle Erscheinung und ihr Beispiel und durch ihre apostolische Tätigkeit bewirkte sie nicht nur eine gründliche Wandlung in den moralischen Sitten und bei der geistlichen Erneuerung und Vertiefung im Familienkreis, son-

dern auch in der weiteren Umgebung, ja sogar bei der ganzen Nation.
So besitzt Schottland seine hl. Margarete, Polen seine hl. Hedwig, Ungarn seine hl. Elisabeth, während unser Land durch das Leben der seligen Zdislava erhöht erscheint. Außerdem müssen wir bedenken, daß die selige Zdislava ja nicht an einem Hofe lebte. Die Völker wurden umso eher für das Christentum gewonnen, je länger die Gnade Gottes wirken konnte, je erfolgreicher sie von christlichen Traditionen durchdrungen wurden und – auch wenn sie sich dessen nicht bewußt wurden – je tiefer der Geist Christi sie erfaßte. Der moralische Niedergang einer christlichen Nation erfolgt niemals plötzlich.
Die Zeit vermag nach und nach die christlichen Werte zu untergraben und zu zersetzen, aber selbst beim sittlichen Verfall hinterläßt das Christentum seine Spuren im Leben eines Volkes und dies umso stärker, je mehr die Heiligen vorher die betreffende Nation zu moralischer Höhe geführt hatten.
In Berücksichtigung all dessen muß man sich daran erinnern, daß die Mutter der seligen Zdislava, Frau Sibyla, aus dem Königreich beider Sizilien kam. Damals war dieses Gebiet eines der kulturträchtigsten in Europa. Frau Sibyla kam im Gefolge der Hofdamen der künftigen böhmischen Königin Kunhata, Braut des Königs Wenzel I., nach Böhmen. Die böhmischen Herrscher beriefen bewußt gebildete und fromme Adelige an ihren Hof, damit sie sich hier verheirateten und die religiöse und kulturelle Entwicklung des Landes sowie das seiner herausragenden Persönlichkeiten positiv beeinflußten. Und so wurde aus der Verbindung des mährischen Herrschers Přibyslav, der in Křižanov seinen Sitz hatte, mit Sibyla, die aus den vereinigten nördlichen und südlichen slawischen Ländern stammte sowie aus den byzantinisch-normannischen, Zdislava geboren. In Mähren, inmitten Europas, erhielt Zdislava von ihren Eltern, gleichsam in die Wiege gelegt, die heimische böhmische Kultur vermittelt und die katholische Universalität und Aufgeschlos-

senheit des damaligen europäischen Südens. Dadurch und durch ihr heiliges Leben, ihr edles Auftreten und durch ihre Erscheinung, durch ihren Edelmut, durch ihre Stellung und durch ihre Bedeutung konnte sie Menschen aller Nationen zu charakterfesten, mit geistlichen Neigungen behafteten Individuen machen. Auf Grund der Erziehung durch ihre Mutter, auf Grund des liturgischen Lebens in Křižanov, das sich aus den häufigen Kontakten ihrer Eltern mit dem Zisterzienserorden ergab, wurde sie vom mystischen Geist des hl. Bernhard von Clairveaux durchdrungen, wodurch das Leben auf Lemberg eine große geistliche Bereicherung erfuhr. Und diese wurde noch vermehrt durch persönliche Kontakte mit dem seligen Česlav und mit der neuen Spiritualität der Söhne des Dominikanerordens.
Durch Bildung, durch geistliche Tiefe und durch die Heiligkeit ihres Lebens übertraf die selige Zdislava alle Zeitgenossen von Lemberg und strahlte ihren moralischen und veredelnden Einfluß überall aus. Das junge Burgfräulein bezauberte durch ihre tiefe und wirklichkeitsnahe Frömmigkeit die ganze ritterliche Gesellschaft, die sehr oft die Burg besuchte. Durch ihre Demut und ihre Güte unterwarf sie sich die ganze Burg und bildete eine große Familie, zu der auch die Untergebenen gehörten, die sie mit Vorliebe aufsuchte und denen sie mit Rat und Tat half.
Gemeinsam mit ihrem Mann gründete sie ein Dominikanerkloster in Deutsch-Gabel und nicht weit davon entfernt eines in Turnov. Beim Bau des Klosters in Deutsch-Gabel half sie eigenhändig mit. So wurde Deutsch-Gabel Mittelpunkt der geistigen Wiedergeburt in Nordböhmen, und ihr Einfluß erstreckte sich weit über die staatlichen Grenzen hinaus bis tief in das Zittauer Land.

Um die Heiligsprechung Zdislavas

Gegenüber anderen heiligen Frauen ihrer Zeit blieb die selige Zdislava unbeachtet. Sie ist bis heute nicht heiliggesprochen. Das liegt aber nicht an ihr, sondern viel eher an uns, da wir uns

bis heute nicht um ihre Erhebung zur Ehre der Altäre bemüht haben.
Die Anzahl der Heiligen läßt sich allerdings nicht vorausplanen, denn die Heiligkeit ist nicht ein Teil unserer menschlichen Existenz. Außerdem wollen wir nicht Heilige um „jeden Preis" schaffen. Und Gewißheit, ob jemand wegen seiner heldenhaften Tugenden im Himmel zwischen den Heiligen sich befindet, kann uns kein Mensch, sondern nur Gott geben. Gott läßt dies meist durch Wunder bezeugen, die aufgrund von Fürbitten von Menschen geschehen, über deren Heiligsprechung verhandelt wird und die jemand um Hilfe anruft.
Die Kirche Christi spricht nur dann jemand heilig, wenn es sich um einen Märtyrer handelt oder um Menschen, die durch ein hohes Maß an Tugend ausgezeichnet sind und auf deren Fürbitte Gott zwei oder drei Wunder geschehen läßt, die durch theologische und naturwissenschaftliche Fachleute bezeugt werden müssen. Wer nicht für Christus das Märtyrertum erlitten hat oder wer nicht sicher bezeugte Wunder wirkte, kann niemals heiliggesprochen werden. Eine Heiligsprechung ist eine sehr aufwendige Angelegenheit.
Die Chronik des Dalimil und auch die Zdislavsche Überlieferung sprechen von vielen großen Wundern, die sich aufgrund der Fürsprache Zdislavas ereigneten, sogar über die Auferstehung Toter: „Fünf Tote erweckte sie durch Gottes Macht zum Leben, vielen Blinden gab sie die Sehkraft zurück, viele Lahme und Aussätzige heilte sie, und vielen anderen Armen tat sie viel Gutes", sagt Dalimil. Man spricht von diesen Wundern wie von Tatsachen, die damals allgemein bekannt waren. Und gerade weil diese überall bekannt waren, kümmert sich heute niemand darum, die diversen Beweise zu sammeln und zu bewahren: Wann und wo und wie überliefert wurde, um welche Krankheit genau es sich gehandelt hat und wie es zur Heilung kam. Mangels an Beweisen können beim kirchlichen Prozeß, der die Heiligsprechung durchführt und der die Wahrheit der Wunder sehr

streng überprüft, keine Argumente vorgebracht werden. Solange wir nicht durch die Fürsprache der seligen Zdislava zwei oder drei Wunder nachweisen können, die genau und sicher belegt werden müssen, wird es aussichtslos sein, den Prozeß um ihre Heiligsprechung einzuleiten.

Damit wir wissen, was wir für die Heiligsprechung Zdislavas heute tun können, müssen wir uns vor allem bewußt sein, daß ein Wunder, das Gott gegen den Willen oder bei absolutem Desinteresse des Volkes, wie es z. B. die Umkehr des hl. Saulus vor Damaskus war, ein außerordentliches Ereignis ist. Zu vertrauen, daß Gott ein Wunder als Zeugnis der Heiligkeit der seligen Zdislava an irgendeinem Menschen wirkt, der vielleicht nicht einmal weiß, wer Zdislava überhaupt war und sich für sie gar nicht interessiert, darauf kann man so gut wie keine Hoffnung setzen. Gott hat es nicht nötig, sich und seine Heiligkeit jemandem aufzudrängen.

Wie viele Kranke und Unglückliche in unseren Tagen hätten auf die Fürsprache Zdislavas oder anderer Heiliger geheilt oder vor Unglück bewahrt werden können! Aber weil sie unsere Heiligen und schon gar nicht Zdislava kennen, können sie um ihre Fürbitte ja gar nicht einkommen. Niemand hat ihnen etwas von der seligen Zdislava erzählt, nie haben sie eine Lebensbeschreibung, ein kleines Bild von ihr, ein Gebet zu ihr in die Hand bekommen. Das, geliebte Schwestern und Brüder, ist unsere Schuld gegenüber der seligen Zdislava. Beginnen wir, sie zu tilgen.

Wenn wir erfahren, daß irgendwo ein Engpaß in der Versorgung besteht oder daß jemand eine Vorstellung oder ein Konzert gibt, eilen wir zu unseren Bekannten, um es ihnen mitzuteilen, damit sie nichts versäumen. Aber wenn Gott die Reichtümer seiner Liebe, seiner Weisheit und Macht auf die Fürbitte seiner Heiligen uns anbietet, dann teilen wir das niemandem mit.

Wie viele Kranke leben um uns herum, auch solche, denen keine ärztliche Kunst mehr helfen kann. Wie viele Menschen kennen wir, denen irgendein Unglück droht und die sich keinen Rat

mehr wissen, Leute, die den häuslichen Frieden oder die Geborgenheit ihrer Familien verließen, die dem Alkohol verfallen sind oder dem Zorn, dem Haß oder einem anderen Laster. Und wir gehen an ihnen vorbei, als wäre alles in bester Ordnung, und zu Gott und zur seligen Zdislava beten wir für diese mit keinem Wort. So können wir die Heiligsprechung Zdislavas nicht erreichen, nicht bis zum Jüngsten Gericht.

Wie kann ein Arzt Penicillin verschreiben, wenn er nie etwas davon gehört hat? Und welcher Vater oder welche Mutter kann sich im Gebet mit der seligen Zdislava über die Erziehung der Kinder beraten, wenn sie nicht einmal wissen, daß Zdislava selbst Kinder hatte und erzog? Wieviel Unmoral gibt es um uns, wieviel Streit in den Familien, in der Erziehung, auf dem Arbeitsplatz? Wie oft ist es augenscheinlich klar, daß nur ein Wunder unglückliche Menschen retten kann? Vielleicht weiß man dies alles, viele Katholiken sprechen von ihrem Unglück, aber es findet sich niemand, der es lernen würde, Gott auf die Fürsprache eines Heiligen gerade um jene Tugend zu bitten, die ihm selbst am meisten fehlt.

Gott wird sicher keine Wunder wirken, nur damit wir die Urkunde über die Heiligsprechung der seligen Zdislava mit Siegermine in Händen halten können. Gott ist kein Bürokrat, sondern ein uns liebender Vater. Vergessen wir nie bei unseren Bemühungen um die Heiligsprechung Zdislavas, bei unserer wirklichen Liebe zu Gott und zu den Leidenden – um welche es nach den beiden heiligsten Geboten in erster Linie gehen muß –, daß wir deren Gloriole niemals vergeblich erwarten. Gott sehnt sich nicht nach Sensationen und nicht nach amtlichen Faszikeln.

Beschützerin der christlichen Familien

Es ist nur zu gut bekannt, daß die Familien in der zivilisierten Welt sich in einer Krise befinden. Es genügt, einen Blick in die Statistiken zu werfen, um sofort die vielen Scheidungen zu

sehen, die vielen Waisen, deren Eltern noch leben, die vielen unehelichen Kinder und jene, denen es verwehrt wurde, geboren zu werden. Heute fehlen alle diese schon in den Schulen, und morgen werden sie auf den Arbeitsplätzen fehlen. Aber diesbezüglich gibt es dennoch einen Schutz.

Niemand kann sich der Illusion hingeben, daß dieser Zustand durch Geld oder Paragraphen geändert werden könnte. Notwendig ist eine moralische Wiedergeburt, die nur durch eine gelebte christliche Religion herbeigeführt werden kann. Seit Jahrhunderten hat die tschechische Nation in der Welt jenes Gewicht, wie es ihrer nationalen Moral entspricht. Dies beginnt in der Familie und lastet in erster Linie auf der Familie.

In seiner letzten historischen Arbeit zeigt Prof. Dr. Zdeněk Kalista, welch uneigennützige und treue Verteidiger des böhmischen Königs und des Staates Zdislavas Vater, ihre Mutter, ihre Söhne, aber auch ihre Schwäger und die gesamte weitere Verwandtschaft waren, ohne der Opfer zu achten, die sie dafür brachten.

Dies zeigt die ungewöhnlich hohe Moral der ganzen Familie der Markvartinger, die unter dem Einfluß der seligen Zdislava stand.

Und es war sicher ihr erzieherischer Einfluß, dem die Familie dieses hohe Niveau verdankte, wenn auch ihr jüngster Sohn, der ebenfalls Zdislav hieß, manchmal moralisch schwankte. Dieser Sohn war beim Tod Zdislavas noch ein Säugling, sodaß ihr erzieherischer Einfluß nicht zur Geltung kam. Bald darauf verlor er seinen Vater und wurde außerhalb des Hauses erzogen. Deshalb hatte er auch nicht mehr diesen festen, moralischen Rückhalt wie seine Geschwister, die durch die Schule der Heiligkeit, die ihre Mutter ausstrahlte, gegangen waren.

Die selige Zdislava ist ein lebender Beweis für die Richtigkeit des Sprichwortes, daß „die Hand, die die Wiege bewegt, die Welt bewege". Und hier vor allem die moralische Welt. Die Entscheidungen über die Schicksale der Völker fallen praktisch in den

Parlamenten und internationalen Kongressen. Aber das moralische Niveau der Gesellschaft, ein Niveau, das oft Entscheidungen vorwegnimmt, Voraussetzungen schafft und die Grenzen festlegt, innerhalb denen die Menschen gezwungen sind zu leben, ist vor allem ein Werk der Erziehung innerhalb einer Familie oder durch eine Mutter.

Wenn wir bedenken, daß die „Herrin eines christlichen Lebens", Zdislava, in einem Böhmen lebte, in dem sich vor hunderten von Jahren ganze Familien rücksichtslos gegenseitig ausrotteten, erkennen wir, welch sicherer Führer ihr Vorbild in moralischer Erziehung sein kann. Die selige Zdislava bedeutet in unserer nationalen Geschichte einen entscheidenden Schritt vorwärts. In jenen wilden Zeiten der Kämpfe und der Mißhelligkeiten, zu welchen es auch innerhalb der herrschenden Familie kam, als der Sohn gegen den Vater Krieg führte und der Vater auf der Prager Burg seinen Sohn, den künftigen Przemysl Ottokar II., belagerte, in jenen Wirren, als so viele im dunkeln tappten und schwankten, als Dörfer geplündert wurden und ebenso Städte sowie Angehörige der eigenen Nation, geleitete die aufopferungsvolle, weise und vom Heiligen Geist erfüllte Liebe der seligen Zdislava die Mitglieder ihrer Familie, ja man kann sagen einen großen Teil Nordböhmens auf dem sicheren Weg der Achtung und der Moral zum Nutzen des Landes und der ganzen Nation. Und das ist das Programm der Wiedergeburt, das wir durch die Feier des Jubiläums der seligen Zdislava begehen wollen und das ich vor allem Euch, böhmische und mährische Mädchen, ans Herz lege und ebenso den Verlobten, den Eheleuten und vor allem den Müttern: Werdet eine Art Zdislava, ihr ähnlich durch Frömmigkeit, Moral, Reinheit, Treue, Opferfreudigkeit, Klugheit und christliche Liebe! Eure Belohnung wird nicht aus materiellen Werten und Anerkennungen bestehen, sondern Eure große Belohnung wird Christus sein. Seine Liebe und seinen Schutz kann ich Euch als Bischof garantieren und versprechen, denn „in nichts anderem ist Heil".

Bittet die selige Zdislava, damit sie auch jetzt eine gute und verläßliche Beschützerin unseres Landes ist. Betet zu ihr, damit sie der tschechischen Nation Eintracht, Frieden und gegenseitiges Vertrauen innerhalb aller ihrer Schichten schenkt. Sie möge die Seele unserer Nation erfrischen. Das Interesse und die Bemühungen um das Wohl unseres Volkes mögen wieder Schmuck und Kitt unseres nationalen Charakters sein und uns Mut zu Opfern geben.
Auf diese Weise achten und ehren wir Zdislava am besten, und uns selbst helfen wir am meisten.

Stephan, Bischof von Leitmeritz

XIII.

Zuallererst Liebe und Zusammenarbeit

Bischof Dr. Trochta antwortet auf Fragen, die sich mit den Differenzen der nachkonziliaren Zeit befassen. – Veröffentlicht in der Zeitschrift „Duchovni pastyř" vom Mai 1971, Jahrgang XX, Nr. 5 unter dem Titel „Ein Brief des Bischofs".

Wie nach allen Konzilien und in allen Umsturzzeiten, die die Kirche Christi im Laufe der Geschichte bereits erlebte, tauchen auch nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil Ansichten auf, die entweder die vorkonziliaren Traditionen wiederaufleben lassen wollen oder die Notwendigkeit von Änderungen der derzeitigen Strukturen fordern. Jede dieser extremen Gruppen behauptet, sie vertrete den richtigen christlichen Standpunkt, während jeder, der anders denkt, bereits als ein Feind christlichen Glaubens bezeichnet wird. Und so treffen in der Redaktionen der „Katolické noviny" und des „Duchovni pastyř" eine Menge aufrichtig gemeinter Beschwerden ein, die diesen oder jenen Artikel zu fortschrittlich finden oder meinen, daß solche Äußerungen in einem katholischen Blatt nichts zu suchen hätten. Ähnliche Briefe überschwemmen auch die Schreibtische der Bischöfe. Adäquat auf alle diese Schreiben zu antworten ist unmöglich. Und da ich in dieser ganzen Problematik sogar einen befangenen Standpunkt einnehme, antworte ich nur jenen, die mit aufrichtiger Sorge das Wechselspiel innerhalb der Kirche verfolgen. Mit Wissen der Adressaten lege ich den wesentlichen Teil meines Briefes der Redaktion der Zeitschrift „Duchovni pastyř" vor und hoffe, daß ich dadurch auch jenen Schreibern antworte, die meine Meinung hören wollen.

Die Liebe kennt keine Einseitigkeit

Ich möchte mit diesem Schreiben einige Überlegungen anstellen, die meiner Meinung nach dazu beitragen könnten, daß der Grundsatz der Pluralität auch in der heutigen Zeit anerkannt wird. Denn es gilt, das Wichtigste zu bewahren: die Liebe zwischen uns. Vor allem zwischen jenen, die aufrichtig das Bedürfnis haben, der Wahrheit zu dienen. Aber ich nehme natürlich auch nicht an, daß diese Zeilen eine erschöpfende Antwort dieses Problems darstellen. Für eine umfassende Antwort fehlt mir einfach die Zeit.

In der heutigen Zeit, die sich ständig ändert und weiterentwikkelt, ist es selbst für ausgebildete Theologen sehr schwer, in dieser Flut von neuen und neuesten Erkenntnissen objektiv zu bleiben und sich mit Erfolg einen globalen katholischen Überblick zu bewahren. Niemand darf sich heute aufgrund von Schwierigkeiten, die immer auftreten können, in ein Schema pressen lassen nur um des göttlichen Friedens willen. Wenn es also schon für einen Theologen schwierig ist, sich zurechtzufinden, so ist es für einen Laien und einfachen Gläubigen, wenn er nicht direkt göttlich inspiriert ist, fast unmöglich. Das soll aber nicht heißen, daß es besser wäre, wenn jedem Gläubigen ein Stab von Theologen zur Verfügung stünde, das wäre nicht möglich und bliebe ein Wunschtraum. Am besten wäre es, wenn alle Gläubigen ständig füreinander beten würden um Erleuchtung durch den Heiligen Geist, er möge die Bischöfe, die Theologen, die Priester und die katholische Elite so gut führen, daß die einfachen Leute nicht das Vertrauen verlieren, sondern sich von den Berufenen führen lassen. In den derzeitigen Prüfungen müssen wir vor allem auf die Hilfe von oben vertrauen.

Dies dispensiert uns allerdings nicht von der Pflicht, für die eigene Orientierung und die der Gläubigen alles zu tun, was in unseren Kräften liegt. Die Funktion der „Katolické noviny" als einziges katholisches Wochenblatt, das wir besitzen, ist wichti-

ger denn je. Und ich bin Gott auch sehr dankbar für jede Äußerung der Redakteure, Mitarbeiter und Leser, aus denen hervorgeht, daß sie sich mit verantwortlich für die heutige Lage der Kirche fühlen. Ähnliches gilt – wenn auch auf einer anderen Ebene – für die Zeitschrift „Duchoni pastyř". Der Einsatz dieser beiden Blätter ist sehr wertvoll. Allerdings bin ich überzeugt, daß heute – und vielleicht jetzt erst recht – solche Zeitschriften nicht ohne Vorbehalt herausgegeben werden können. Wir müssen mit Fehlern und Irrtümern rechnen. Deshalb ist es wichtig, sich eine persönliche Aufgeschlossenheit und die Bereitschaft, seine eigene Meinungen zu äußern, zu bewahren. Wir müssen uns ständig bemühen, unseren Mitmenschen das verständlich zu machen und sie zu überzeugen. Es geht auch nicht an, daß wir über jene zu Gericht sitzen, die sich möglicherweise irren. Überall, wo Fehler passieren, zugleich aber ein guter Wille herrscht, muß unsere Liebe bereit sein, sieben mal siebzig mal zu verzeihen. Ein solches Verhalten bedeutet noch lange nicht Liebe zum Irrtum, wohl aber zu dem Irrenden – und Irrende sind wir schließlich alle.

Von dieser Warte aus möchte ich meinen aufrichtigen Dank allen jenen aussprechen, die bereit sind, jene zu dem zu bekehren, mit dem sie nicht übereinstimmen, allerdings dabei eine offene und rücksichtsvolle Haltung gegenüber den Autoren einnehmen, die eine kritische Ansicht äußern. Allen jenen danke ich besonders, die ohne Affekte und vor allem ohne überflüssige kräftige Worte ihre gegenteiligen Ansichten darlegen und ruhig auf die logischen oder methodischen Fehler eines strittigen Artikels hinweisen. Ich schäme mich manchmal, wenn ich hin und wieder bemerke, wie viele Leute auf diesen oder jenen Artikel schimpfen, wobei ich meist feststellen muß, daß sie weder den Redakteuren noch den Autoren ihren Unmut schriftlich oder mündlich kundgetan haben. Ich fürchte mich nicht vor neuen Ansichten und Richtungen in der Kirche. Die Zeit scheidet unerbittlich zwischen Spreu und Weizen. Aber belehrt durch die Geschichte

fürchte ich mich vor dem ständigen Klebenbleiben an der eigenen Meinung, die automatisch auf den Sturz Andersdenkener drängt. Ebenso fürchte ich mich vor einem sektiererischen Geist, vor Streit und Unordnung, die dem Volke Gottes noch nie gutgetan haben.

Ich bin dafür, daß überall eine Atmosphäre geschaffen wird, die es erlaubt, mit den Übelwollenden, den Umstürzlern, den Spekulanten in gegenseitigem Vertrauen zu leben, ohne ständig an sichtbare oder unsichtbare Mauern anstoßen zu müssen. Es sollte eine Vertrauensbasis geschaffen werden, in der sich aufrichtig denkende Menschen nicht fürchten müssen, diese oder jene Ansicht zu äußern, ohne daß sie gleich amtlich abgestempelt werden. Nur so wäre es eine gesunde Entwicklung.

Es ist wahr, daß die Tugend der Liebe uns verpflichtet, auf die Schwachen Rücksicht zu nehmen und ihnen unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Sie lehrt uns, mit der menschlichen Neigung zu Änderungen um jeden Preis zu rechnen und ebenso mit der Geringschätzung aller bezeugten Wahrheiten nur aus dem Grund, weil sie bereits niemanden überzeugen. Aber diese Schwäche heilen wir nicht, wenn wir die Meinungsfreiheit einschränken. Eher sollten, so scheint es mir, die führenden katholischen Schichten sich verpflichtet fühlen, unter den Gläubigen den Mut zu kritischen Äußerungen zu fördern, damit sie nicht so oft auf moderne Schlagworte hereinfallen.

Es liegt an den wesentlichen Dingen

Eine große Hilfe bei dieser Erziehung sind die Beiträge jener Autoren, die die fundamentalen Wahrheiten des kirchlichen Lehramtes verständlich darstellen und sie von privaten Versuchsmodellen unterscheiden, die die Kirche bisher abgelehnt hat oder über die sie sich noch nicht äußern konnte, da diese neuen Ansichten noch nicht genügend geprüft wurden oder die nur für eine bestimmte Entwicklungsstufe gelten sollten, die

bisher noch nicht eingetreten ist oder aber bereits überwunden wurde.
An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Das beste Obst schafft eine unermüdliche Vertretung der christlichen Grundwahrheiten. Wann immer in der Kirche versucht wurde, die Schwerpunkte der feinst durchdachten Randprobleme und subtile Unterscheidungen auf andere Definitionen zu übertragen, brachte dies dem Gottesvolk gewöhnlich nur einen geringen Erfolg. In Anbetracht des verschleierten religiösen Analphabetismus, der sich um uns herum auszubreiten scheint, könnte man diese Situation vielleicht mit dem Matrosen vergleichen, der in dem Augenblick, da das Schiff sinkt, die Esse mit neuer Farbe zu streichen anfängt. Nach langandauernden Krankheiten bekommt der Patient oft Rezidive, auch wenn er schon auf dem Weg der Besserung zu sein scheint. Es wäre naiv zu glauben, daß wir nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil bereits alle Probleme überwunden haben. Wir müssen Geduld mit dem Patienten haben, auch wenn wir selbst derjenige sein sollten, auf dessen unverwüstliche Gesundheit wir so lange vertraut haben. „Die Liebe trägt nicht nach, sie vergißt, wenn jemand zurückkommt, sie freut sich, wenn die Menschen gemäß der Wahrheit leben. Sie verzeiht alles, sie hält allem stand. Die Liebe hört nimmer auf!" Ein Rückfall muß noch lange nicht bedeuten, daß die Heilung mißlang. Aber der Rückfall kann die Folge davon sein, daß wir mit der Heilung zu spät begonnen haben oder daß der Patient, kaum erholt, sich nicht mehr an den Rat der Ärzte hält.
In dem heutigen Wirrwarr benötigen wir vor allem Werte, auf die man sich bedenkenlos stützen kann. Der Relativismus ist nur eine Seite dieser Münze, die aus unbeweglicher Einfallslosigkeit besteht, während die andere Seite ein ängstliches Festhalten an irgendeiner Tradition darstellt. Aber zwischen diesen beiden Extremen bleibt genug Platz zum Leben. Es gehört zu den großen Erfolgen des Zweiten Vatikanischen Konzils, daß es Wert

auf die Feststellung legt, der Lebensraum möge für niemanden eingeengt werden. Endlich haben wir begriffen, daß es ein Unglück ist, wenn sich manche Leute nur um diese oder jene Seite kümmern und andere wieder nur Ausflüchte suchen, anstatt Partei zu ergreifen oder einen Riegel vorzuschieben, um Gottes Absicht zu erkunden, die die organisierte Zusammenarbeit aller zum Nutzen des Ganzen verfolgt.

Eines aber ist sicher: Der Dienst in den führenden Stellen ist seither viel schwerer und opfervoller geworden. Das spüren wir alle. Möge es sich um den Papst, um die Staatsoberhäupter oder um den ältesten Bruder in einer Familie handeln. Zeitungen, die heute ihren Lesern fertige Pros und Kontras bieten, sind eigentlich unverkäuflich. Es ist aber schwer, diese Sprache der Liebe zu lehren, die ja nicht nur einfach aus „ja, ja" oder „nein, nein" besteht, sondern auch Zustimmung oder Ablehnung nicht ausschließt. Ein Dialog über das CREDO ist schlicht und einfach vergeblich.

„Ich ahnte nicht, wie schwer es ist, ein Katholik zu sein." Diesen Seufzer kann nach dem Konzil jeder ausstoßen.

Aber ich würde allen statt eines Seufzers Freude gönnen. Ich würde ihnen sagen: Dankt Gott, daß ihr es begriffen habt und damit nicht bis in alle Ewigkeit wartet, denn dort wird anstelle von Seufzern Weinen und Wehklagen herrschen. Es wird dann für Gott zu wenig sein, nur den Taufschein vorzuweisen.

Ich bedanke mich bei allen, die mitgeholfen haben, diese opfervolle und nachkonziliare Atmosphäre zu schaffen und zu erhalten, die sich ihrer verantwortungsvollen Liebe und der organisierten Zusammenarbeit aller Glieder des geheimnisvollen Leibes Christi bewußt sind. Es geht um eine lang andauernde Arbeit, deren Früchte wir in unserem Leben nicht mehr ernten werden. Und gerade deshalb dürfen wir keine Stunde verlieren.

Wenn einige von diesen vorgetragenen Gedanken auf ihrem Weg nicht auf Widerstand stoßen, dann werden sie diese Entwicklung beschleunigen.

Stephan Trochta

XIV.

Die Marienverehrung in den böhmischen Ländern

Studienbeitrag von Bischof Dr. Stephan Trochta zum Arbeitsprogramm des internationalen Marianischen Kongresses in Zagreb. Abgedruckt in der „Katolické noviny" (Katholische Zeitung) vom 18. und 25. Juli und 1. August 1971.

Die „Academia Mariana", die Marienakademie, deren Zentrum sich in Rom befindet und deren Tätigkeit sich über die ganze Kirche erstreckt, veranstaltet heuer im August ein Studiensymposium in Zagreb. Thema dieses Arbeitskongresses wird der Marienkult vom Beginn des 9. bis zum 12. Jahrhundert sein. In diesem Zusammenhang erlaube ich mir, diesen bescheidenen Beitrag vorzulegen, der sich mit dem Marianischen Kult in den Ländern der böhmischen Krone beschäftigt.
Der berühmte böhmische Jesuit Bohuslav Balbin (gest. 1688) schrieb: „Die Tschechen waren der Jungfrau Maria lieb, aber die Tschechen liebten auch die Jungfrau Maria." Dieser Ausspruch ist nicht übertrieben. Es genügt ein kurzer Blick in die böhmische Geschichte, um festzustellen, daß sie durch den Kult zur Jungfau Maria geprägt wurde, aber auch die Herzen unserer Vorfahren durch die Liebe zu ihr. Ihren Höhepunkt erlebte die Marienverehrung im 14. Jahrhundert und neuerlich in der Zeit des Barocks. Aber bereits zu Beginn des Eindringens des Christentums in die böhmischen Länder finden wir beachtenswerte Beweise der Marienverehrung, auch wenn wir in diesem Fall nur auf unvollständige historische Quellen angewiesen sind.

Die älteste Zeit

Im vergangenen Jahr haben wir der 1100. Wiederkehr der Herausgabe der denkwürdigen Bulle Papst Johannes VIII. „Industriae tuae" gedacht, welche nicht nur das Privileg der slawischen

Liturgie, sondern erneut auch den hl. Method als mährischen Erzbischof bestätigte. Der hl. Method kam aus Byzanz nach Mähren, wo er bereits einen lebendigen Marienkult vorfand. Auch die Mutter des hl. Method hieß Maria.
Als er im Jahre 885 starb, wurde er den Schilderungen uralter Legenden gemäß im „großen mährischen Dom", d. h. in seiner Kathedrale bestattet, die sich in der späteren Altstadt befand, „auf der linken Seite hinter dem Altar der Gottesgebärerin". Die Spuren der Marienverehrung im Großmährischen Reich werden immer deutlicher. Es ist zu hoffen, daß weitere archäologische Untersuchungen in dieser Richtung noch weitere Erfolge bringen werden.
Die Marienverehrung im Großmährischen Reich beschränkte sich nicht nur auf das Gebiet der Hauptstadt und des Bischofssitzes. Schon in den siebziger Jahren des 9. Jahrhunderts drang die Marienverehrung auch nach Böhmen vor, als Fürst Bořivoj aus Dankbarkeit für seine glückliche Rückkehr aus der Verbannung, in die er wegen des Übertritts zum Christentum kam, die erste Marienkirche erbaute. Er errichtete sie auf der selben Höhe, auf der dann die Prager Burg gebaut wurde. Die archäologischen Untersuchungen der Prager Burg, die in den Jahren 1930 bis 1949 von Ivan Borkovsky vorgenommen wurden, zeigten, daß der Bau der Kirche im nordwestlichen Bereich der Burg zwei Bauphasen hatte. Die jüngere Kirche, erbaut über der älteren des Fürsten Bořivoj, errichtete dessen Sohn und Nachfolger Spytihněv, in der er dann mit seiner Gattin begraben wurde.
Wahrscheinlich wurde zu Beginn des 11. Jahrhunderts auf der Prager Burg – nach den Fürsten Bořivoj und Spytihněv – noch ein Marienheiligtum errichtet, und zwar eine Kapelle zur Gottesgebärerin beim Kloster der Benediktinerinnen zum hl. Georg, welches in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts errichtet wurde. In veränderter Gestalt, geweiht der hl. Anna, hat sich diese Kapelle bis heute erhalten. In dieser Kapelle wurde auch die erste Äbtissin des Klosters, die ehrwürdige Jungfrau Maria

Przemyslova bestattet. An die erste Weihe im Klosterareal erinnert ein Relief aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Neben der Muttergottes mit dem Jesuskind sind hier auf einem steinernen Relief folgende Personen abgebildet: der böhmische König Przemysl I., seine Tochter, die selige Agnes Przemysl, und die beiden Gründerinnen des Klosters, die Äbtissin Maria und die Äbtissin Berta, die das Kloster im Jahre 1142 erneuerten.

Der Einfluß der böhmischen Marienverehrung in Polen und Ungarn

Aus der ältesten Zeit der böhmischen Geschichte besitzen wir zuverlässige literarische Zeugnisse über die Marienverehrung. Mit dem böhmischen Zentrum der Marienverehrung hängt das älteste erhaltene polnische Lied „Bogurodzica Dwiewica" zusammen. Es ist altslawischen Ursprungs, tschechisch redigiert und enthält vielleicht einige Bohemismen jüngeren Ursprungs. Der polnische Byzantologe Jozef Birkenmejer stellte in diesem Lied starke Einflüsse der griechischen Hymnologie aus Byzanz und als Urheber den hl. Adalbert fest, den zweiten Prager Bischof, oder zumindest jemanden aus seiner unmittelbaren Umgebung.

Diese Ansicht kommt aus der christlichen Überzeugung der Polen, deren Tradition allgemein anerkannt ist. Der hl. Adalbert, der zweite Prager Bischof, wurde zwar in Magdeburg erzogen, hatte aber zur slawischen Liturgie enge Beziehungen.

In diesem Zusammenhang möchte ich mir erlauben, eine persönliche Erinnerung wiederzugeben. Als im April 1945 das KZ Dachau befreit wurde, kam es natürlich zu einem regen Kontakt zwischen den Bewohnern der einzelnen Blocks, welcher bis dahin rigoros untersagt war. Besonders der sogenannte Priesterblock war strengstens isoliert gewesen. Es kam also zu diversen interessanten Gesprächen, Beratungen und Vorträgen einiger wissenschaftlicher Kapazitäten. Ich erinnere mich lebhaft, daß

in dieser Zeit ein polnischer Professor, ein Experte auf dem Gebiet der frühen polnischen Geschichte, der polnischen Literatur und der polnischen Archäologie, in unseren Block kam. An seinen Namen erinnere ich mich nicht mehr. Ich glaube, er war Theologieprofessor in Wloczawk.
Das Thema seines Vortrages war die Verbreitung des altpolnischen Hymnus „Bogurodzica Dwiewica". In seinem Überblick überzeugte uns der Professor davon, daß dieser älteste polnische Marienhymnus auf den hl. Adalbert zurückgehe. Er bewies dies vor allem durch eine Analyse eindrucksvoller Beispiele, die selbstverständlich altslawischen und alttschechischen Ursprungs waren. Die altpolnische Form verriet seiner Ansicht nach die Herkunft aus der Zeit um 1000. Aus seinen Darlegungen ging hervor, daß der Autor der genannten Hymne der hl. Adalbert sei oder zumindest jemand aus seiner näheren Umgebung oder einer seiner Schüler. Ich sehe mich nicht als einen Fachmann in diesen Fragen an. Ich muß aber ehrlich eingestehen, daß dieser Vortrag durch seine sachliche Darstellung großen Eindruck auf mich machte und ich mich nur wunderte, daß sich bis dahin unsere christlichen Historiker mit dieser Frage noch nicht auseinandergesetzt hatten. Ich erinnere mich besonders deshalb heute daran, weil sich der Zeitpunkt des Jubiläums der tausendjährigen Gründung des Prager Bistums nähert, dessen zweiter Bischof der hl. Adalbert war.
Gleichzeitig erinnere ich mich aber auch meines vorjährigen Ausfluges nach Polen. Unter anderem besuchte ich auch Gnesen, die Wiege des Christentums im gesamten Polen. Ich zelebrierte in der Kathedrale, die dem hl. Adalbert geweiht ist, die heilige Messe. Diese Kathedrale war während des letzten Krieges vollständig zerstört und verwüstet worden. Sie wurde nach dem Krieg durch die polnischen Katholiken in Zusammenarbeit mit dem polnischen Denkmalamt sehr künstlerisch und geschmackvoll wiederhergestellt. Bei der Restaurierung wurden alle späteren Zubauten entfernt und die Kathedrale in ihrer

ursprünglichen, rein gotischen Schönheit errichtet. Auch das Untergeschoß der Kirche wurde archäologisch untersucht, und es wurden romanische und altgotische Reste gefunden, vielleicht auch Reste des früheren Domes, vor allem aber Reste altslawischer heidnischer Opferstätten. Die Kathedrale wurde durch eine Konstruktion aus Eisenbeton gestützt, die unteren Räumlichkeiten mit einer Beleuchtung versehen und so der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.
Ich erinnere mich, daß in der Nachkriegszeit alle Bischofskirchen und sonstigen bedeutenden Kirchen Polens aufgrund einer archäologischen Rekognoszierung, die sehr kostspielig war, renoviert wurden.
Was mich aber in Gnesen am meisten interessierte, war die reichhaltige Bibliothek und das umfangreiche Archiv, untergebracht in Räumen, die in einem Zubau des Domes lagen. Diese ehrwürdige Bibliothek wird von einer Anzahl ausgebildeter Archivaren und Bibliothekaren betreut, die teils Priester, teils Laien sind. Die Bibliothek befindet sich in einem ausgezeichneten Zustand, führt einen Katalog und ist mit einem Evidenzbüro für die einzelnen Unterlagen ausgestattet. Besonders reich bestückt ist die Abteilung, die als „Bohemica" bezeichnet wird. Der sehr hilfsbereite Direktor und ebenso seine Mitarbeiter, die mir mit viel Engagement die einzelnen Unikate zeigten, erklärten übereinstimmend, daß dieser Teil der Bibliothek als der wertvollste und bedeutendste zum Studium über die Anfänge der polnischen Geschichte des Christentums und der Literatur gelte.
Den Polen ist bekannt, daß nach Krakau das Christentum aus dem Großmährischen Reich kam. Aber in dieser Bibliothek kann man auch klar die Anfänge der kulturellen Einflüsse nach Polen verfolgen, die über die böhmischen und ostslawischen Länder auch über Prag führten. Man zeigte mir auch Originale der illuminierten Handschrift der Kopie des „Codex von Wischehrad", der als ein besonders wertvolles Unikat gilt. Auch eine Reihe von Dokumenten und Handschriften, die als Beweis

dafür gelten, daß seit der Hochzeit der Fürstin Doubrava mit dem polnischen Fürsten Miesko und auch nach der Mission des hl. Adalbert die kulturellen Beziehungen zwischen Polen und Böhmen sehr lebhaft waren. Auch die Anfänge der altpolnischen Literatur zeigen einige altböhmische Einflüsse, aus denen zwar hervorgeht, daß es sich um zwei verschiedene slawische Sprachen handelt, die sich aber im Mittelalter morphologisch viel näher standen als in den späteren Jahrzehnten, als es zu tiefgreifenderen Differenzierungen kam.

Auch wenn ich mich jetzt von meinem ursprünglichen Thema entfernt habe, so glaube ich doch, daß dieser Exkurs von Nutzen und aufschlußreich war. Ich meine nämlich, daß die wissenschaftliche und aufklärende Durchforstung unserer christlichen Vergangenheit in Zukunft viel mehr auf die polnischen Archive, und hier besonders auf das Archiv von Gnesen, ausgedehnt werden sollte. Möglich, daß dadurch im Laufe der Zeit viele nicht belegte Zeugnisse präzisiert und erhellt würden.

Und so ist es auch mit der marianischen Hymne „Bogurodzica Dwiewica". Wie immer der altslawische oder alttschechische Einfluß auf sie sein mag, auf jeden Fall liegt ein Einfluß des hl. Adalbert vor, wenn auch nicht ein direkter. Der hl. Adalbert brachte schon aus Rom und aus dem italienischen Kloster Monte Cassino, das ja früher von Byzanz beherrscht wurde, eine tiefe Verehrung zur Jungfrau Maria mit. Und an seinem geistlichen Erbe nahmen auch die nachfolgenden tschechischen Geistlichen und Missionare teil und schöpften daraus. An diesem geistlichen Erbe erfreute sich aber besonders auch sein Bruder Radim, der um 1000 erster polnischer Erzbischof von Gnesen wurde, und ebenso seine Mitarbeiter, die vielfach aus Böhmen kamen. Hier ist nach meinem Dafürhalten die Entstehung des Hymnus „Bogurodzica Dwiewica" zu suchen.

Ich möchte aber auch noch eine andere historische Begebenheit erwähnen: Der hl. Stephan, der erste ungarische König, weihte seine Königskrone und damit auch sein Land der Jungfrau

Maria. Das geschah, als er bereits Kunde vom Märtyrertod des hl. Adalbert hatte, den er als seinen geistigen Vater und Lehrer ansah. Wir wissen, daß sich der hl. Adalbert als Glaubensverkünder am Hofe von Stephans Vater, Herzog Geza, aufhielt, der das Christentum annahm. Der hl. Adalbert hatte dort sicher großen geistigen Einfluß auf die Mitglieder des herrschenden Hofes, insbesondere auf den Sohn des Herzogs Geza, den späteren König Stephan. Wenn es wahr ist, daß der hl. Adalbert den hl. Stephan taufte (und vielleicht auch dessen Sohn Emmerich), dann wirkte er auf beide auch stark durch seinen erzieherischen Einfluß ein. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß König Stephan sich an die Grundsätze erinnerte, die ihn einst der hl. Adalbert lehrte, noch bevor er zum Märytrer wurde. Das gilt auch für seine marianische Frömmigkeit.

Ebenfalls nicht zu verwundern ist, daß König Stephan neben zehn anderen Bistümern auch das Erzbistum in Gran gründete und dieses dem hl. Adalbert weihen ließ, dem Märtyrer, und dort den Mitarbeiter des hl. Adalbert, Astrik, zum ersten Erzbischof ernannte, während er für Kalocza den Lehrer des hl. Adalbert, Radla, zum Bischof erhob.

Heute wissen wir, daß der hl. Stephan auch die altslawische Liturgie kannte, denn er wuchs ja in dem geistlichen Zentrum auf, das sich in Ungarn aus den vertriebenen Schülern des hl. Method, die ja seine geistlichen Erben waren, gebildet hatte. Dieses Zentrum hatte der hl. Adalbert, der ja aus dem Westen kam, mit aufgebaut. Aus dieser geistlichen Symbiose erwuchs auch das uneingeschränkte Vertrauen, das der hl. Stephan durch den mächtigen Schutz der Jungfrau Maria besaß und beeinflußte seine Entscheidung, seine Krone und sein Land der Königin des Himmels zu weihen.

Die Marienverehrung als Grundlage der Wenzelstradition

Der belegte böhmische Ursprung der Marienverehrung ist eine andere Darstellung des Marienkultes, enthalten im Kanon zum Feiertag des hl. Wenzel. Es ist der bedeutendste Teil des slawischen Officium oder des „Dienstes" des hl. Wenzel.

Der altslawische Gottesdienst zum hl. Wenzel ist in zwei uralten Handschriften aus dem 11. und 12. Jahrhundert bewahrt, die im 10. Jahrhundert in Böhmen entstanden, wie schon J. Pekař und G. Iljindli festgestellt haben und auch ohne Zweifel die sprachlichen Vergleiche beweisen. Insbesondere die lexikalische Verwandtschaft mit den Kiewer Urkunden bestätigten dem slawischen Officium die Herkunft aus dem slawischen Westen, also dem Tschechischen. Der Kanon des Offiziums enthält acht Lieder, wobei jedes mit dem Hymnus zur Gottesgebärerin endet. Die Lieder lauten:

„Wandle mich, der zwischen Verbrecher gefallen ist, verdorben durch seine Taten und dem Tode durch Ertrinken nahe. Bitte, o Maria, Deinen Sohn und Gott, daß er sich meiner erbarme."

„Dank Deiner göttlichen Geburt, Du Reine, überragst Du alle natürlichen Ordnungen, denn dank Gottes begannst Du übernatürlich und bist auch nach der Geburt immer eine Jungfrau geblieben."

„In Wahrheit unaussprechlich und unbegreiflich wie Gott bist Du Gottesgebärerin und immer Jungfrau. Das Geheimnis Deiner Geburt ist, daß Du Bewohnerin des Himmels und der Erde bist."

„Das Heil, o gütige Herrscherin der Welt, Du, die Du als Gottesgebärerin anerkannt bist, Du Unbefleckte, gib uns Deinen Schutz."

„Reinste aller Herrscherinnen, die Du geboren wurdest als Steuermann und Führerin der Irdischen, hin und hergeworfen durch meine grausamen Leidenschaften, bringe alles ins reine und gib mir meine Ruhe."

„Durch Dich, o Jungfrau, ist erhellt die Verdunkelung der Welt, denn Du hast geboren den Schöpfer all dessen, was bei Gott ist. Bei dem, Du Allerreinste, bitte ständig, damit Er uns Gläubigen seine große Barmherzigkeit herabsende."
„Vom Anbeginn der Welt warst Du Spenderin, das WORT, und Du, Unaussprechliche, hast geboren den Übernatürlichen. Denn der Geist Gottes hat in Dir Wohnung genommen, o Jungfrau, deshalb verherrlichen wir Dich für alle Zeiten."
„Gottesgebärerin, die Du durch das Wort mehr als das Wort geboren hast, Schöpfer alles, erbitte, o Jungfrau, von ihm, daß unsere Seele geheilt werde."
Wäre die Jungfrau Maria bereits im 10. Jahrhundert im „Dienst" des hl. Wenzel derart verherrlicht worden, dann wäre es verständlich, daß spätere Maler und Bildhauer auf die Brust des hl. Wenzel ihr Bild legten. In der Seele des hl. Wenzel schlug die Marienverehrung sicher tiefe Wurzeln eingedenk des großen Erlebnisses in seiner Kindheit. Die erste slawische Legende, aufgeschrieben um 940, weist auf den Ort hin, wo er die Tonsur erhielt: „Sie sangen für ihn die Messe im Dom der hl. Maria", was die Forscher als untrüglichen Beweis des tschechischen Ursprungs dieser Legende über die Kirche der Jungfrau Maria auf der Prager Burg ansahen.
Die Leitmeritzer Handschriftensammlung aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts enthält neun Strophen des Wenzelchorals, von denen die fünfte, die sich bereits zehn Jahre früher im katholischen Graduale findet, die Marienverehrung einer ganzen Nation ausdrückt, gleichsam ein Entzücken aus der Tiefe der Seele des hl. Wenzel: „Maria, liebste Mutter, du bist die allmächtige Königin . . ."
Mit Ausnahme des Festes der Unbefleckten Empfängnis wurden in den böhmischen Ländern im Mittelalter alle Marienfeiertage gefeiert (Maria Lichtmeß, Maria Verkündigung, Maria Himmelfahrt, Maria Geburt). Außerdem noch der alte Feiertag Maria zu den Märtyrern (oder die Einweihung des heidnischen Tempels

zu allen heiligen Märtyrern, zu denen auch die Muttergottes gezählt wurde), welcher auf den 1. November fiel und der übrigblieb, auch als auf diesem Tag das Fest Allerheiligen eingeführt wurde. Der Feiertag Maria Himmelfahrt hatte nicht nur eine Oktav, sondern auch ein dreißigtägiges Fest ab 13. September.
Diese Feiertage boten für die Prediger Gelegenheit, der Muttergottes zu gedenken, wie dies die Abthomilie beweist, die möglicherweise vom Prager Bischof Hermann stammt (1099 – 1150). Heinrich Zdik, der die Prämonstratenser nach Böhmen brachte, ließ wiederum die Marienverehrung im böhmischen Land verbreiten. Gleichzeitig kamen die Zisterzienser nach Böhmen, die die Marienverehrung mit großer Begeisterung betrieben. Alle Zisterzienserkirchen sind der in den Himmel aufgefahrenen Jungfrau Maria geweiht.
Beginnend mit dem 13. Jahrhundert, bildeten die Veranstaltungen der Marienverehrung in den böhmischen Ländern einen mächtigen Strom, der eine besondere Breite gewann und einen geistlichen Reichtum, wie ihn die Zeit Karls IV. (1348 – 1378) aufzeigte. Aber von diesem Zeitabschnitt zu berichten, ist nicht mehr Aufgabe dieses Beitrags. Ich würde mir nur wünschen, daß jemand Berufener als ich sich dieser Aufgabe annehmen und uns schildern möchte, wie unsere Vorfahren in den folgenden Jahrhunderten die Gottesgebärerin, die immerwährende Jungfrau, verehrten und liebten.

XV.
Ich bettle für die Kirchen

Hirtenbrief von Bischof Dr. Stephan Trochta zu Ostern 1972. Aufforderung zur Sammlung für die Renovierung der Kirchen in seiner Diözese. Durch das Kirchenamt beschlagnahmt.

Liebe Gläubige und verehrte Freunde!

Zu Ostern erfüllt sich die heilige Fastenzeit, eine Zeit der Buße und der Reinigung. – „Christus, von den Toten auferstanden, stirbt nicht mehr. Der Tod hat keine Macht mehr über ihn." (Röm 6,9) Auch der Christ, auferstanden zum übernatürlichen Leben, darf nicht mehr dadurch sterben, daß er freiwillig eine schwere Sünde begeht, denn wir alle sind mit Christus für die Sünde abgestorben. Der hl. Paulus spricht uns aus der Seele, wenn er uns erinnert: „Sind wir nun mit Christus gestorben, so glauben wir, daß wir auch mit ihm leben werden. Denn durch sein Sterben ist er ein für allemal gestorben für die Sünde, sein Leben aber lebt er für Gott. So sollt auch ihr euch als Menschen begreifen, die für die Sünde tot sind, aber für Gott leben in Christus Jesus." (Röm 6,8–10)

Ich wünsche Euch deshalb zu den Osterfeiertagen, daß Ihr immer mit Christus, unserem Herrn, verbunden bleibt, damit Euer Leben in IHM eine ständige geistliche Auferstehung bedeutet. Leben mit Christus und für Christus bedeutet ein Leben aus dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe. Das ist das wahre christliche Leben. Aber ein Leben ohne Taten ist ein Leben, das der Liebe entsagt und bringt daher keine Früchte. Wenn Eure von Sünden gereinigte Seele wieder ein Dom des Heiligen Geistes geworden ist, vergeßt dabei nicht auf seine steinernen Dome, in denen ihr die Quellen des übernatürlichen Lebens findet.

Die kulturelle Verwahrlosung von Nordböhmen

Ich wende mich auch heuer wieder an Euch mit der Bitte um Spenden zur Erhaltung unserer Kirchen. Die Leitmeritzer Diözese ist nach wie vor reich an kulturellen Denkmälern, obwohl diese im Krieg vielfach Schaden erlitten haben. Ich weiß, daß es nicht gerade günstig ist, wenn der Bischof zur Zeit der Auferstehung vom Geld redet und erneut bittend vor Euch steht. Es gäbe sicher andere Möglichkeiten, die dem Empfinden des heutigen Menschen besser entsprechen, die der christlichen Religion geweihten Stätten zu erhalten als diese ständige Bettelei um Almosen. Die Bischofskonferenz, die im vergangenen Jahr tagte, machte auf diese Möglichkeit aufmerksam und empfahl solche Aktionen auch den zuständigen staatlichen Stellen. Aber bei uns ist es derzeit nicht möglich, diese Arbeiten in einem solchen Umfang durchzuführen, daß mein Aufruf überflüssig wäre. Der Verfall unserer Gotteshäuser wird – Gott sei es geklagt! – kaum zu stoppen sein, wenn uns nicht einfällt, wie wir dies verhindern können. So bin ich eben gezwungen, auch heuer wieder bei Euch zu betteln. Ich bitte demütig und lasse mich nicht abweisen. Ich kann mich nämlich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß dieses unser Nordböhmen – für welches ich ja verantwortlich bin – eines Tages ein Gebiet sein wird, in dem an unsere große christliche Vergangenheit nur mehr einige schäbige Lagerhäuser und Garagen erinnern werden, in die unsere Kirchen sich aus wirtschaftlichen Gründen verwandeln. Gleichzeitig aber wächst das Verkehrsaufkommen in diesem Gebiet, werden alle Energiequellen ausgenützt, vermehren sich täglich die rauchenden Schornsteine und wird auch das Kanalnetz immer größer. Dabei spreche ich noch gar nicht von den bereits verfallenen Kapellen, den verfallenen Statuen von Heiligen, den Denkmälern, Heiligenbildern, Kreuzwegen oder gar den verfallenen Friedhöfen.

Es ist durchaus möglich, daß mich jetzt jemand als unverbesserlichen Idealisten ansieht, obwohl mir bewußt ist, daß sogar das

staatliche Denkmalamt so denkt, nicht zu reden von den vielen ehrlichen und anständigen Menschen. Alle sind überzeugt, daß unser Gebiet sich eines Tages in eine kulturelle Wüste verwandeln wird, wo Denkmäler nicht mehr zu finden sein werden. Es entsteht aber nicht nur ein kultureller, sondern auch ein großer materieller Schaden. Fromme Wünsche helfen in dieser Situation allerdings nicht. Ohne die notwendigen finanziellen Mittel werden wir auch weiterhin zusehen müssen, wie ein Kulturdenkmal nach dem anderen verschwindet. Und das geschieht nur deshalb, weil nicht rechtzeitig Vorsorge getroffen wird, um den Verfall der Dome und Kirchen und anderer christlicher Kulturdenkmäler aufzuhalten, deren spätere Renovierung viel teurer sein wird als jetzt.

Nur geistige Werte setzen den wahren Fortschritt voraus

Mich würde die Einstellung der Menschen interessieren, die in einer derart künstlich geschaffenen Wüste leben müssen. Ich glaube nämlich, daß solche Menschen dann gar kein Interesse an kulturellen Werten haben werden, was sich heute schon bedenklich ausbreitet. Aber das kulturelle Desinteresse zieht unweigerlich auch Desinteresse am politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben überhaupt nach sich, denn alle diese menschlichen Aktivitäten sind ja eigentlich nur Instrumentarien, die miteinander verwoben sind und die sich voneinander nicht trennen lassen ohne großen Schaden für die ganze Gesellschaft.

Ausgeplünderte Kirchen, vernichtete Plastiken und völlig zerstörte kulturelle Denkmäler sind nur ein äußeres Zeichen jener viel tieferen inneren Krise, in der die ganze jetzige Welt steckt und auf die Jesus Christus selbst mit den Worten hinwies: „Nicht vom Brot allein lebt der Mensch." (Mt 4,4) Die Menschen benötigen zum Leben – wenn es lebenswert sein soll – viel mehr als all das, was die heutigen Maschinen erzeugen können. Tatsächlich trägt jeder technische Fortschritt auch zum Fort-

schritt der menschlichen Gesellschaft bei, aber eines benötigt der Mensch vor allem: Wahrheit, Liebe und Schönheit. Das aber sind Werte, die nicht auf dem Fließband erzeugt werden können. Es ist wahr, daß Liebe und Schönheit Quellen entspringen, die viel tiefer liegen als alle wirtschaftlichen Voraussetzungen für die gegenseitige Konkurrenz. Diese tiefen Quellen des Geistes, die bei uns einst reichlich und ausgiebig flossen, versiegen heute. Und nichts deutet darauf hin, daß die sogenannte wissenschaftliche Revolution, auch wenn sie schon bedeutende Erfolge auf dem Gebiet der materiellen Sicherstellung des Mensche erzielt hat, auch noch fähig wäre, die lebensspendenden geistigen Quellen zu ersetzen. Im Gegenteil, wir sehen heute immer mehr Anzeichen einer ständig zunehmenden Erschöpfung, ja sogar des möglichen eigenen Untergangs. Die Quellen des Lebens dagegen erschließt uns sicher die geheime Kraft des gekreuzigten Christus.

Die Kirche verteidigt nicht nur die übernatürlichen Werte, sondern auch die menschliche Kultur

Die erste Sorge der Kirche und aller ihrer Mitglieder, besonders jener, die Dienst am Altar tun, ist heute zweifellos der Schutz und die Neuerschließung jener geheimnisvollen, aber lebensspendenden Quelle, die für die ganze heutige Gesellschaft unentbehrlich ist. Ein Priester erhält von Gott nicht die geistliche Berufung und studiert nicht viele Jahre Theologie, nur um verfallende kirchliche Gebäude zu erhalten. Die Kirche Christi entstand viel früher als die Wände der Dome Gottes, und sie wird auch nach diesen noch bestehen. Ihr liegt vor allem daran, daß die Menschen lebendig sind, d. h. daß sie leben und nicht zerstörte Tempel des Heiligen Geistes seien, jenes Heiligen Geistes, der ein Geist der Wahrheit, der Liebe, der Weisheit, des Verstandes, des Rates, der Kraft, der Kunst, der Frömmigkeit und der Furcht des Herrn ist.

Die Kirche Christi kann aber nicht untätig dem Verfall von kulturellen Werten zusehen, denn sie liebt den Menschen als ein Ganzes, so wie er geschaffen wurde, und sie weiß, daß der Verlust seiner kulturellen Werte sich nicht nur an der ganzen Nation rächt, sondern auch an ihrer eigenen Sendung, nämlich dem Menschen in seiner ganzen Entwicklung zu helfen.
So ist es tatsächlich: Dort, wo die einheimische Bevölkerung und die örtliche Behörde ihr Interesse an den kulturellen Denkmälern verlieren oder sich aus fragwürdigen wirtschaftlichen Gründen von ihren kulturellen Pflichten dispensieren, in einer solchen Gemeinde kann auch der eifrigste Priester ein wertvolles kulturelles Werk, an dem vielleicht Generationen gearbeitet haben, nicht vor dem Verfall bewahren. Wenn es niemandem gelingt, die Bevölkerung zu überzeugen, daß eine Garage oder ein Lagerraum für sie nicht so wichtig ist wie ein Gotteshaus – vielleicht sogar mit vielen seltenen kulturellen Denkmälern –, dann ist eine solche Vorgangsweise nicht mehr abzuwenden. Schließlich ist es ja wirklich leichter, aus einem kulturellen Gebäude einen Lagerraum oder eine Garage zu machen als umgekehrt!
Wenn heute in unserer nordböhmischen Diözese viele Priester und Hunderte von Gläubigen für die Kirche, für ihr eigenes Land und für die ganze Nation unersetzbare künstlerische und kulturelle Kleinode (und darunter sind viele katholische Kirchen) bewahren – und dies mit aufopfernder Selbsthilfe tun, dafür nur unglaublich niedrige Löhne erhalten und unter armseligsten Verhältnissen arbeiten –, dann sind sich diese Menschen voll bewußt, daß sie diese Bürde nicht ihrethalben auf sich genommen haben, sondern für jene, die noch nicht aufgeschreckt wurden. Sie tragen diese Last, weil sie noch ein Gefühl für Verantwortung haben und wissen, daß ein Zuwarten zur weiteren Verödung ihres Landes beitragen würde.
Erneuern wir deshalb selbst unsere Kirchen und veranstalten wir Sammlungen für deren Erhaltung, tun wir dies nicht nur aus

Pietät für vergangene Generationen, für deren Wahrheit, Opfermut und Liebe, die ausgedrückt und laut verkündet wurden durch die Schönheit dieser Baudenkmäler, durch die Gott bis heute verehrt und die menschliche Seele veredelt wird. Tun wir dies auch aus dem Bewußtsein der gemeinsamen Verantwortung heraus für jene, die nach uns kommen, wie wir auch verantwortlich sind für eine bessere, freundlichere Zukunft unseres Volkes.

Möglichkeit zu weitgehendster Zusammenarbeit

Ich bin überzeugt, daß es sich ein aufrechter Atheist ebenfalls zur Ehre anrechnen würde, in diesem Sinne mitzuarbeiten an der Bewahrung christlicher Kirchen, aber eine noch größere Ehre wäre es für jeden gläubigen Katholiken.

Wir müssen uns andererseits aber auch im klaren sein, daß die Zusammenarbeit aller kulturbewußten und kulturliebenden Menschen gegen die kulturelle Gleichgültigkeit und Apathie keineswegs als eine politische oder gar reaktionäre Tätigkeit angesehen werden kann. Im Gegenteil, in dieser Hinsicht können wir voll und ganz auf die Unterstützung und das Verständnis der staatlichen Stellen vertrauen, die verantwortungsvoll in die Zukunft blicken.

Ich bettle deshalb für die Kirchen und schäme mich dessen nicht. Ich weiß, daß ich damit nur meine Pflicht erfülle. Ich bitte deshalb alle, denen ich als ihr Bischof bis zum letzten Atemzug dienen will, daß sie bei der Sammlung, die bei den Gottesdiensten am Ostermontag, den 3. April durchgeführt wird, erneut ihre bewährte Großzügigkeit beweisen. Und von den anderen erwarte ich Verständnis und eine ehrenvolle Mitarbeit.

Es ist sicher nicht nötig, daß ich von jener Belohnung spreche, die Gott allen geben wird. Die Gläubigen zweifeln ohnehin nicht daran, aber diese werden auch die aufrecht denkenden und handelnden Atheisten nicht ablehnen. An eine irdische Belohnung können wir erst dann denken, wenn Gott aufhören sollte,

uns gerecht zu vergelten. Aber das kann nicht geschehen. Denn Gott selbst bleibt immer unsere größte Belohnung.
Und damit dies wirklich so geschieht, wünsche ich Euch, daß Ihr beim heiligen Opfer in dieser freudvollen und glücklichen Zeit der Auferstehung Christi Gottes Güte und Belohnung erfahrt. Ich grüße und segne Euch alle aufrichtig im Namen Jesu Christi.

Euer Bischof Stephan Leitmeritz, am 23. März 1972

XVI.
1000 Jahre Bistum Prag

Hirtenbrief von Bischof Dr. Stephan Trochta über die geschichtliche Bedeutung des Prager Jubiläums und über die Teilnahme aller Gläubigen an diesem Fest im Dezember 1972.

Liebe Gläubige!

Das Jahr 1972 eilt dem Ende entgegen. Wir sind schon weit im Advent, wir stehen praktisch schon vor Weihnachten. Der Herr ist nahe. Von seiner Ankunft trennt uns nur eine Woche. Aber auch innerhalb nur einer Woche kann ein gutes Stück Arbeit getan werden, wenn dazu der entscheidende Wille vorhanden ist. Man kann das Gewissen erforschen, man kann feststellen, welche Schuld man auf sich geladen hat, und man kann jede Schuld durch eine aufrichtige heilige Beichte beseitigen. Damit bereiten wir dem Erlöser einen schönen Platz in unserem Herzen, und uns selbst bereiten wir durch die Reinheit eine erhebende Freude, wie es auch die Adventantiphon ausdrückt: „Bei der Ankunft des höchsten Königs reinigen wir unser Herz, damit wir ihm würdig entgegengehen können, denn er kommt ohne Verzug." Darin liegt die eigentliche Quelle der richtigen heiligen Freude über Weihnachten. Ich wünsche Euch, daß Ihr Weihnachten freudig und in Ruhe erlebt und daß Ihr reich mit den Gaben Gottes beschenkt werdet. Gleichzeitig wünsche ich aufrichtig ein glückliches und verdienstvolles neues Jahr.

1000 Jahre Prager Bistum (973 – 1973)

Für Euch, tschechische Gläubige, hat das kommende Jahr eine besondere Bedeutung. Wir feiern in ihm eines der herausragendsten Ereignisse unserer frühen Geschichte: Es werden an die tausend Jahre her sein, daß in Prag im Dom der heiligen Märty-

rer Veit und Wenzel das erste selbständige Bistum Böhmens gegründet wurde. Zu diesem Bistum gehörte auch das umliegende Land, später Land der heiligen Wenzelskrone genannt, somit auch das nordböhmische Gebiet. Deshalb kann auch Nordböhmen mit vollem Recht dieses großen Anlasses gedenken. Die Leitmeritzer Diözese ist ein Teil der böhmischen Metropoliten-Provinz mit dem Sitz in Prag. Somit ist jede Freude der Prager Erzdiözese auch unsere Freude. Wenn der Apostolische Stuhl irgendeiner Nation erlaubte, sich ihr erstes Bistum zu errichten, bedeutet dies immer, daß der Stellvertreter des hl. Petrus anerkennt, daß eine solche Nation bereits den christlichen Glauben angenommen hat und in ihrem Leben sich schon als erwachsen und beständig im Glauben erwies, sodaß sie nicht mehr durch Bischöfe aus anderen – älteren – christlichen Nationen zu Christus geführt werden muß. Eine solche Nation ist bereits fähig geworden, ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst zu verwalten und natürlich in direkter Abhängigkeit von dem Stellvertreter Christi in Rom. Damit ist sie in die Familie der erwachsenen christlichen Nationen aufgenommen. Die christliche Reife unserer Nation haben vor der ganzen Welt unsere ersten Märtyrer für den christlichen Glauben, die hl. Ludmilla und der hl. Wenzel bezeugt.

Im Jahre 973 wurde somit der erste bischöfliche Sitz in Böhmen gegründet. Und bereits der zweite Prager Bischof, der hl. Adalbert, wurde der dritte böhmische Märtyrer, der das Martyrium für Christus erlitt, und er erlangte dadurch Ruhm und Anerkennung im gesamteuropäischen Raum. Seine Schritte lenkte er auch einigemale durch unser Nordböhmen, sodaß wir hoffen können, unter seiner opfervollen Führung mit der gesamten Prager Diözese zur notwendigen Reife des christlichen Glaubens und der christlichen Moral heranzureifen.

Die Legende über die apostolische Reise des hl. Adalbert in Nordböhmen berichtet ein Chronist aus der Zeit Karls IV. namens Přibik Pulkava von Radenin: Der hl. Adalbert hielt sich

im Leitmeritzer Gebiet auf, besuchte die dortigen Brunnen und segnete die Bevölkerung (A. L. Frind, Kirchengeschichte Böhmens in allgemeiner Beziehung zur Leitmeritzer Diözese). Die Erinnerung an diesen Aufenthalt des hl. Adalbert zu Beginn des 15. Jahrhunderts war noch so lebendig, daß in der Vorstadt „Zasada" in der Nähe des Brunnens eine Kirche errichtet wurde, dem hl. Adalbert geweiht. Schließlich entstand daraus eine Propsteikirche. Auch der erste Leitmeritzer Bischof, Maximilian Schleinitz, war ein großer Verehrer des hl. Adalbert. Zu dessen Ehre ließ er in der Leitmeritzer Kathedrale einen großen Seitenaltar errichten. Er selbst behauptete von sich, daß sein Familienname Schleinitz eigentlich eine Verballhornung des Wortes Slavnik darstelle und er sich deshalb als Nachkomme jener Familie ansehe, aus welcher der erste Heilige auf dem Prager Bischofsstuhl entstamme.

So verbindet unsere nordböhmische Diözese viele geistige Bande mit dem Prager Erzbistum. Und die nordböhmischen Katholiken werden verstehen, warum die Prager Erzdiözese die Vorbereitungen für das Millenium gerade am Fest des hl. Adalbert begonnen hat. Und wir werden das Prager tausendjährige Jubiläum gerade so auch bei uns feiern, denn dies ist ja unsere brüderliche Pflicht.

Wie werden wir das Prager Milleniums-Jubiläum feiern?

Wir dürfen nicht in den Fehler verfallen, die Erinnerung an die tausendjährige Mündigkeit unserer Nation als christliche Unreife der tschechischen katholischen Frauen und Männer anzusehen. Die Prager Erzdiözese, an deren Spitze der apostolische Administrator Bischof Dr. Tomašek steht, bereitet sich auf das Jubiläum planmäßig mit Gebeten, Bußandachten und einer Vertiefung der grundlegenden Wahrheiten des christlichen Glaubens bei Kindern und Erwachsenen vor. Da die christliche Reife sich in erster Linie durch die Beständigkeit im Glauben

und einen moralischen Lebenswandel zeigt, wünsche und bitte ich, daß auch in unserer Diözese das Jubiläum des 1000jährigen Bestandes der Prager Erzdiözese in erster Linie durch eine Vertiefung des Lebens in Christus gefeiert werde. Es geht nicht um äußeres Gepräge, sondern um eine ehrliche, innere Arbeit.

Ich wünsche mir, daß sich bei dieser Gelegenheit das verwirklicht, was das Zweite Vatikanische Konzil promulgiert hat: „Es ist wichtig, sich sehr bewußt zu vergegenwärtigen, daß auch die größten Bemühungen, sich den Bedingungen der heutigen Zeit anzupassen, erfolglos bleiben, wenn sie nicht beseelt werden von einer geistlichen Erneuerung, die bei aller äußerlichen Tätigkeit dennoch den ersten Platz einnehmen muß." (P. Ch. 2) Aber welcher Weg zur geistlichen Erneuerung und Vertiefung unserer christlichen Reife ist auch der absolut sichere? Es ist dies ER selbst, der beste Meister und die beste Quelle zu aller Reife und aller christlichen Vollkommenheit.

1. Deshalb ist es für jeden von uns wichtig, daß er sich täglich mit Christus im Gebet trifft. Und nicht nur allein, sondern auch in Gemeinschaft mit anderen gemäß Christi Anweisung: „Wo zwei oder drei in meinen Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen." (Mt 18,20) Möge deshalb jede christliche Familie ein echtes gemeinsames Gebet verrichten, selbst wenn es nur kurz ist und wenigstens am Abend. Die Erfahrung bestätigt, daß eine Familie, in der gemeinsam gebetet wird, beständig ist und nicht in Krisensituationen schlittert. Eine weitere Begegnung stellt das Gebet einer ganzen Gemeinde von Gläubigen in der Kirche dar. – Aber es gibt eine noch tiefere Begegnung mit Christus: das ist der Empfang der heiligen Kommunion, die ER selbst für unserer Heiligung eingesetzt hat und in welcher seine Gnade zu uns kommt.
2. Die Heiligkeit der christlichen Reife erreicht der Mensch auch durch die Firmung. Erst der durch Christus gesandte

Heilige Geist vollendet die Reife im Leben eines Christen, der in uns nach dem Willen des himmlischen Vaters bei der Taufe von Gottes Sohn zu wirken beginnt. Und dies geschieht dank des Sakramentes der Firmung. Bist Du noch nicht gefirmt? Dann spreche ich nicht von einer christlichen Reife. Die christliche Fülle des Geistes kommt nicht aus dem Menschen, sondern ist von Gott. Und diese wird Dir erteilt durch die aufgelegten Hände des Bischofs. Diese Sakramente im tausendjährigen Jubiläum, da unsere Nation schon so lange die christliche Reife erlangt hat, müßten das Erstrebenswerteste aller jungen Männer und Mädchen sein. Ebenso auch der Älteren, wenn sie diese Sakramente noch nicht empfangen haben. Komm, Heiliger Geist, und erfülle die Herzen Deiner Gläubigen mit der Reife in Christus.

3. Niemals reift unser Leben in Christus so aktiv und so schnell wie bei der offenherzigen Teilnahme an dem Opfer Christi, an den christlichen Feiertagen der Liebe, das ist bei der heiligen Messe. Die regelmäßige Teilnahme am Sonntagsgottesdienst, bei der wir den lebendigen Christus in der Gestalt des geheiligten Brotes empfangen, durch das reinigende Sakrament der Buße: das ist ein Pfeiler, auf dem die lebendige und ständige Gemeinschaft jedes einzelnen von uns mit Christus steht oder fällt. Der Zweig, der sich selbst durch Nachlässigkeit vom lebensspendenden Stamm des heiligen Christus trennt, verdorrt.

Es ist selbstverständlich, daß ein Kind von sich aus noch nicht diese tiefsten Wahrheiten vom Leben in Christus selbst entdekken und sich diese ohne Hilfe der Erwachsenen aneignen kann. Einem Kind den Zugang zu einem Leben aus den Sakramenten einzuengen, bedeutet eine Vernachlässigung der religiösen Erziehung und zieht im besten Falle ein religiöses Vegetieren bis zum Tode nach sich. Wenn im Herzen eines Kindes die erste Stelle der heiligste Jesus einnimmt oder ein böser Geist, dann

sind vor Gott an erster Stelle nicht die Kinder dafür verantwortlich, sondern deren Eltern und Paten. Sobald die Eltern oder sonstigen Erzieher bemerken, daß ein Kind bereits fähig ist, den heiligen Leib Christi von einem gewöhnlichen Brot zu unterscheiden, ist es höchste Zeit, das Kind auf die heilige Kommunion vorzubereiten. Jeder Priester wird immer bereit sein, die Eltern ausführlich zu beraten.

Die Welt ist wankelmütig und schwankt hin und her, aber das Kreuz Christi steht. Und die heiligen Früchte vom geheimnisvollen Baum, den das Kreuz Christi bildet, sind uns Nahrung für ein immerwährendes christliches Leben.

Ein Gebet zu unseren Beschützern

Zum Schluß wiederhole ich noch, was der Prager Bischof, Dr. Tomašek, sagte:

„Zu dir, allerheiligste Muttergottes, Mutter der Kirche und Helferin auf dem Weg zur christlichen Reife in Christus, du, hl. Ludmilla, hl. Wenzel, hl. Adalbert, hl. Johannes von Nepomuk, selige Zdislava und Agnes und alle ihr, die ihr Heilige und Gerechte unserer Sprache und unseres Blutes seid, die ihr während eures irdischen Lebens gearbeitet habt an der Festigung des christlichen Glaubens und der Moral der Bewohner unseres Landes, bitten wir demütig: Erinnert euch an alles, was euch mit diesem Land verbindet und erfleht für jenes göttliche Volk, daß der barmherzige Gott es segne und erfülle mit Entschlossenheit, ‚daß es sich anlege das neue Gewand des Herrn Jesus Christus' (Röm 13,14), in seinem ‚aufrichtigen Erbarmen, mit Güte, Demut, Milde' (Kol 3,12–14), damit ihr seid ‚ein guter Soldat Jesu Christi' (2 Tim 2,3), ‚kämpft den guten Kampf' (1 Tim 1,18) und ‚seid standhaft' (Eph 6,14)."

Ich selbst fordere Euch auf, Mitbrüder am Altar und Euch, Schwestern und Brüdern, daß Ihr mich mit Euren Gebeten und Opfern begleitet, damit ich in meinen bischöflichen Pflichten

getreu auf den Spuren des hl. Adalbert voranschreite, sodaß auch unsere Diözese so würdig als möglich das tausendjährige Jubiläum dieses Prager Bischofsstuhles feiere, dessen Last der hl. Adalbert einst trug.

In Gemeinschaft mit Euch segne ich das Werk der Erneuerung der christlichen Reife des Volk Gottes im Jahre des Prager bischöflichen Milleniums.

Im Namen des Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes

Euer Bischof Stephan Leitmeritz, am 8. Dezember 1972

XVII.
Der Dom Gottes – ein Haus des Gebetes

Hirtenbrief von Bischof Dr. Stephan Trochta, in dem er die Gläubigen zum ständigen Gebet im Dom aufruft und um Gaben für die Wiederherstellung der Leitmeritzer Kathedrale bittet.

1. April 1973

Geliebte Gläubige!

Mir als Eurem Bischof ist es ein Bedürfnis, Euch zu begrüßen und mich vielmals für Eure Glückwünsche und die Anteilnahme zu bedanken, die Ihr mir anläßlich meiner Berufung in das Kardinalskolleg durch den Heiligen Vater Papst Paul VI. habt zukommen lassen. Ich baue auf Eure Gebete und bitte Euch, auch weiterhin für mich zu beten.

Der Dom Gottes ist den Gebeten vorbehalten

Am heutigen Sonntag möchte ich mit Euch Betrachtungen über jene Bibelstelle anstellen, die vom Einzug Jesus in Jerusalem berichtet. Darin heißt es: „Jesus ging in den Tempel und trieb alle Händler und Käufer aus dem Tempel hinaus, er stieß die Tische der Geldwechsler und die Stände der Taubenhändler um und sagte: ‚In der Schrift steht: Mein Haus soll ein Haus des Gebetes sein. Ihr aber macht daraus eine Räuberhöhle.' Im Tempel kamen Lahme und Blinde zu ihm, und er heilte sie." (Mt 21,12–14)

Aus dieser harten Reaktion Christi ersehen wir, welchen Wert unser Herr darauf legt, daß unsere geheiligten Orte ausschließlich der Verrichtung der Gebete, der Gottesdienste und der Nächstenliebe vorbehalten bleiben. Dabei verkauften die Händler im Tempel zu Jerusalem nur Tiere, vor allem Vögel, die für Opfergaben bestimmt waren, und die Geldwechsler tauschten Münzen in jenes Geld um, mit dem man die Tempelsteuer

bezahlte. Aber Jesus vertrieb sie dennoch aus dem Tempel, und wie wir hörten, nannte er sie geradewegs auch „Räuber". Mit ihren Kramläden beraubten sie das Volk Gottes und störten die heilige Ruhe, die Gott dem Gebet vorbehalten hat.

Zum Gebet gehört eine innere Bereitschaft

Die Ruhe ist eine unabdingbare Voraussetzung für ein inniges Gebet und für den Gottesdienst. Achten wir darauf, daß diese in unseren Gotteshäusern konsequent eingehalten wird. Für Gespräche und weltliche Angelegenheiten ist außerhalb der Kirche Zeit genug.
In den Kirchen unserer Diözese wird zwar kein Handel getrieben, aber wenn ich in die Menschen hineinschauen könnte, um zu sehen, womit sie sich in Gedanken bei den Gottesdiensten beschäftigen, wäre ich wahrscheinlich darüber entsetzt, welch unwichtige Sorgen und welche Kleinigkeiten ihren Geist durchziehen, wenn sie an einem geheiligten Ort vor dem Altar stehen. Heute, in der fortgeschrittenen Fastenzeit, ist der richtige Tag, um den festen Vorsatz zu fassen, solche nebensächlichen Gedanken, die sich uns während des Aufenthaltes in der Kirche aufdrängen, prinzipiell zurückzuweisen. Gott im Gebet und bei der heiligen Messe um den notwendigen geistlichen Beistand und um das „tägliche Brot" zu bitten und ferner um alles, was wir für ein ordentliches Leben brauchen, das lehrt uns Gott selbst. Aber in der Kirche die Gedanken dem Geld, neuen Kleidern, dem Friseur, Unterhaltungen und Belustigungen zuzuwenden oder die Menschen zu kritisieren oder gar zuzulassen, daß unser Inneres von Neid erfüllt wird, jemanden hassen oder andere schmutzige Gedanken zu haben, das sind Dinge, die Christus entschieden ablehnt.
„Wenn du deine Opfergaben zum Altar bringst", sagt Christus in seiner Bergpredigt, „und dir dabei einfällt, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß deine Gabe dort vor dem Altar

liegen und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe." (Mt 5,23 ff.) Aus dem Gleichnis vom hochmütigen Pharisäer und vom demütigen Zöllner, die den Tempel betraten – der eine, der Pharisäer, sich rühmend und der andere, der Zöllner, betrübt wegen seiner Sünden – erkennen wir, daß es Gott nicht gleichgültig ist, was wir an einem heiligen Ort denken (Lk 16,10–14).
Besonders in der Fastenzeit sollen wir an unsere Fehler und Sünden denken und diese durch das Sakrament der Buße sühnen. Eine innere Disziplinlosigkeit kann es manchmal mit sich bringen, daß wir aus einer Kirche ärmer herauskommen, als wir bei ihrem Betreten waren.

Wir brauchen viele Gotteshäuser

Der Mensch schafft sich zu jeder Art von Tätigkeit eine entsprechende Atmosphäre. Zum Beispiel – rein theoretisch gemeint – ist es überall möglich, zu beten und Betrachtungen anzustellen und sein Gewissen zu überprüfen. Gott ist ja gewiß allgegenwärtig.
Ein Gotteshaus, würdig ausgestattet, so wie es insbesondere die Weisungen des Zweiten Vatikanischen Konzils fordern, stellt für alle den geeignetsten Rahmen zur Vertiefung eines Lebens aus dem Glauben sowie eines Engagements zur Stärkung der ewigen Werte dar. Es entspricht damit dem Bedürfnis des heutigen Menschen nach einem heiligen Raum, der es ihm erleichtert, sich geistig zu konzentrieren, was er heutzutage weitaus nötiger hat als unsere Vorfahren, denen der ruhigere Lebensstil günstigere Voraussetzungen zur Entwicklung ewiger Werte in seinem Inneren bot als uns, die wir in ständiger Hetzjagd und in einer sich ständig verändernden Umwelt leben müssen. Es ist gut, wenn der Mensch auf der Seite des Fortschritts steht, aber es ist sicher nicht gut, wenn er keine entsprechende Basis für einen gleichzeitigen moralischen Fortschritt und für den inneren Frieden vorbereitet.

Die Kirche ist der passende Ort, um über diese Probleme nachzudenken und die Tiefen der Seele zu erforschen. Das ist insbesonders dann möglich, wenn es sich um einen Kirchenraum handelt, der durch seine Ausgestaltung und seine Atmosphäre direkt zur Meditation einlädt. Deshalb habe ich auch immer zur Erneuerung unserer Kirchen aufgerufen und auch immer gefordert, daß sie instandgehalten und ihre Kunstschätze gewartet werden. Der wohltuende Einfluß der geschmackvoll und künstlerisch renovierten Kirchen und die konsequente christliche Erziehung zur öffentlichen Moral, ferner das gesellige Beisammensein der Bürger sind die besten Voraussetzungen, daß die Bürger spontan initiativ werden und sich verantwortungsvoll öffentlich engagieren. Das alles läßt sich in Zahlen nicht ausdrücken, aber dank der Erfolge können wir ein zufriedenes und glückliches Leben in den Familien und den Gemeinden erreichen.

Unsere Gläubigen sind sich dessen voll bewußt, und ihre Spenden in den letzten Jahren zur Erneuerung der Kirche beweisen ihre Bereitschaft, diese zu unterstützen. Die Beiträge seitens des Staates wiederum zeigen, daß diese kulturellen Werte von den Verantwortlichen auch richtig eingeschätzt werden, was wir mit Dankbarkeit anerkennen wollen.

Erlaubt mir, teure Gläubige, daß ich mich heute, nachdem ich schon ein Vierteljahrhundert in dieser Leitmeritzer Diözese tätig bin, mit einer Bitte an Euch wende, die mir schon lange am Herzen liegt. Ihr wißt, daß ich nie aufgehört habe Euch aufzufordern, Eure örtlichen Kirchen zu restaurieren. Ich muß Euch dafür loben und gleichzeitig anmerken, daß es durch die gemeinsame Selbsthilfe gelang, größeren Schäden vorzubeugen. Es wäre nicht recht, wenn ich jetzt von Euch, liebe Gläubige, und von Euch, priesterliche Mitbrüder, ein besonderes Opfer fordern würde, ohne Euch in dieser Hinsicht mit gutem Beispiel voranzugehen.

Unter allen Kirchen der Diözese nimmt die Leitmeritzer Bischofskirche eine besondere Stellung ein. Sie ist der religiöse Mittelpunkt der ganzen Diözese und nicht nur einer bestimmten christlichen Gemeinde. Sie ist die Heimat aller Gläubigen der Diözesanfamilie, und der Diözesanbischof als Vater der Diözese opfert und betet in diesem Gotteshaus für die ganze Diözesanfamilie. An diesem gesegneten Ort weiht der Bischof die Diakone und Priester, aus diesem Dom werden in der Karwoche die vom Bischof geweihten Öle in die ganze Diözese verteilt. Bei der Kathedrale befindet sich das diözesane kirchliche Gericht und auch die kirchliche Verwaltung. Eine Kathedrale soll Vorbild und sozusagen die Mutter aller übrigen diözesanen Kirchen sein. Ihr widmen die Bischöfe und Gläubigen seit je ihre größte Sorge. Der erste Leitmeritzer Bischof, Maximilian Schleinitz, vermachte zur Erbauung der Leitmeritzer Kathedrale und zur Renovierung der dazugehörenden Gebäude, die sehr verwahrlost waren, das gesamte Vermögen seiner adeligen Familie. Es war dies die für damalige Zeiten horrende Summe von 150.000 Gulden. In den folgenden Jahrhunderten wurde die Kathedrale immer wieder ausgebaut und renoviert. Jetzt ist ihr Äußeres total verwahrlost und bedarf dringend einer Erneuerung. Ich aber möchte nicht hinter meinen Vorgängern zurückstehen. Euer Bischof ist kein vermögender Adeliger, und selbst wenn er für die Renovierung der Kathedrale sein ganzes Eigentum hergeben würde, würde dies viel zu wenig sein. Aber ich bin bereit, meinerseits alles in meiner Macht stehende zu tun, aber das kann ich nur mit Eurer Hilfe und Eurer Zusammenarbeit. Wir alle sind aufgerufen, mit einem Beitrag zur bereits dringend notwendigen Restaurierung der Kathedrale beizutragen, wobei das Dach und die Fassade jene Teile sind, die zuallererst repariert werden müßten.
Deshalb bitte ich Euch um einen großzügigen Beitrag bei der Sammlung, die am Palmsonntag bei allen Gottesdiensten – mit staatlicher Zustimmung – durchgeführt wird. Ich danke Euch,

geliebte Gläubige, im voraus für Euer Verständnis und für Eure offene Hand. Ich wünsche Euch gnadenbringende österliche Feiertage und segne Euch aufrichtig.

Stephan, Bischof von Leitmeritz

Leitmeritz, am 1. April 1973

XVIII.

Der Weinberg des Herrn – ohne Arbeiter

Hirtenbrief von Kardinal Dr. Stephan Trochta über priesterliche und Ordensberufungen, niedergeschrieben zum Weltgebetstag um priesterliche Berufungen, von staatlichen Kirchenämtern aber beschlagnahmt.

12. Mai 1973

Teure Gläubige, liebe Schwestern und Brüder!

Am heutigen Sonntag feiern wir in der ganzen katholischen Kirche den Weltgebetstag um geistliche Berufungen. Der Heilige Vater, Papst Paul VI., hat gleich zu Beginn den Wunsch geäußert, daß diese Tage, an denen die heilige Kirche Gott den Herrn um das Geschenk neuer Ordens- und Priesterberufungen bittet, nicht nur oberflächliche, leere Manifestationen seien, sondern daß damit ein innerer geistlicher Plan erfüllt und damit eine sinnvolle Tat gesetzt werde. In diesen Tagen sollten aus allen Gebieten der Erde die bittenden Stimmen aufrichtiger und inständiger Gebete vereint mit aktiver Buße und sinnvoller Opfer zum Himmel emporsteigen. Wenn diese unsere Gebete und Opfer Gottes Barmherzigkeit erlangen würden und uns Gott der Herr genügend Kandidaten für den Priester- und Ordensberuf senden würde, dann hätten wir den Zweck des Weltgebetstages voll erreicht.

Die Verantwortung christlicher Laien um Priesterberufe

Ich möchte heute alle ernstlich bitten, ihr Gewissen zu erforschen, ob sie wirklich alles tun für die Berufungen zum Priestertum oder ob sie nicht den Mangel an Priestern durch ihre Taten, ihre Gleichgültigkeit oder gar durch ihr schlechtes Beispiel mitverursachen? Denn damit würden wir es Gott dem Allmächtigen eigentlich unmöglich machen, uns überhaupt Berufungen zuteil werden zu lassen.

Der Weltgebetstag um Priester- und Ordensberufe ist in erster Linie eine Angelegenheit der christlichen Laien. Damit möchte ich allerdings nicht im entferntesten andeuten, daß dadurch Priester oder geistliche Personen von der Pflicht befreit würden, um Priesterberufungen zu beten oder Opfer zu bringen. Im Gegenteil, sie müßten Überlegungen anstellen, wie jenen Hilfe geleistet werden kann, die in ihrer nächsten Umgebung aufwachsen und geeignet wären, einen geistlichen Beruf zu ergreifen. Ich bitte innigst um ihre Hilfe.
Ich habe aber manchmal den Eindruck, daß sich die katholischen Laien bis jetzt noch zu wenig bewußt sind, daß ihre wundervolle Teilnahme am Priestertum Christi, von dem der hl. Petrus in seinem ersten Brief (2,9) und auch das Zweite Vatikanische Konzil sprechen, in erster Linie darauf beruht, daß die christlichen Familien und deren gelebtes christliches Milieu der fruchtbare und lebendige Boden sind, in den Gott die Berufungen zum Priestertum sät, aus dem sie dann keimen, wachsen und heranreifen.
Tatsächlich aber ist es ein steiniger Boden, ausgetrocknet, festgestampft, voller Unkraut, von dem man keine Ernte erwarten kann, und selbst wenn sich dann tatsächlich ein solch seltener Same einnisten würde – alles weitere sagt uns Jesus Christus im Gleichnis vom Sämann. Und tatsächlich, kein vernünftiger Bauer wird in einen solchen unfruchtbaren und unvorbereiteten Boden einen Samen säen. Ähnlich wird auch unser himmlischer Landwirt den Samen so seltener Berufungen zum Priestertum oder Ordensleben nicht in einen solchen Boden senken, in dem diese vernichtet würden, noch ehe sie Wurzeln fassen und reifen könnten.

Die Ursachen des Priestermangels

Erlaubt mir deshalb, liebe christliche Laien, daß ich Euch heute als Bischof dieser Diözese einige offene Worte sage, die den großen Priestermangel in unserem Vaterland betreffen und auch

erklären möchte, warum gerade bei uns so viele Priesterberufungen fehlen. Vom theologischen Standpunkt ist dies nicht möglich, denn der höchst gerechte Gott will zu allen Zeiten und auch heute den Menschen so viele Priester und Ordensleute senden, als die jeweilige Generation braucht. Wenn er dies nicht täte, würde er aufhören ein gerechter und barmherziger Gott zu sein. Wenn uns also klar ist, daß es in unseren Ländern zu wenig Priester und Ordensleute gibt, sodaß bei weitem nicht alle anfallenden Arbeiten im Weinberg des Herrn erledigt werden können, dann dürfen wir die Ursache dieser Krise nicht bei Gott suchen, sondern bei uns selbst. Wir selbst sind es, die ein entsprechendes Umfeld und einen genügend vorbereiteten Boden schaffen müssen, damit der höchste Sämann die nötigen Berufungen verantwortungsvoll in diesen einpflanzen kann.
Und worauf beruht unsere Gleichgültigkeit? Ich möchte Euch einige Beispiele anführen:

1. In einer verlassenen Pfarre wird nicht mehr gebetet. Viele unserer Pfarreien sind schon lange ohne Priester. Das ist uns auch schon lange bekannt. Aber wie viele Gläubige aus solchen Pfarreien versammeln sich noch vor dem Allerheiligsten, um durch inniges Gebet zu bitten, daß aus ihrer Mitte doch ein Priester hervorginge? Dabei kennen alle das Wort des Herrn: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind nur wenige. Bittet also den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter für seine Ernte aussende." (Mt 9,37) Oft schon war ich versucht, einen neuen Priester zuerst in eine solche Pfarre zu senden, aus der in letzter Zeit ein Priester hervorging, denn eine lebendige christliche Gemeinde hätte sich einen Priester eher verdient als die andere. Was aber geschieht dann mit jenen Pfarren, die ihre Pflicht nicht erfüllen?
2. Schlechtes Beispiel in den Familien. Ein weiteres konkretes Beispiel sind oft unsere Familien. Ihr, Väter und Mütter, die Ihr oft noch Eure Kinder in den Religionsunterricht schickt,

betet aber oft sicher nicht gemeinsam mit ihnen. Die Heilige Schrift oder ein katholisches Buch sind in Eurer Familie unbekannt. Niemals führt Ihr Eure Kinder zur Beichte und zur Kommunion. Bei der Planung der Zukunft Eurer Kinder denkt Ihr überhaupt nicht an die Möglichkeit, daß sie einen geistlichen Beruf ergreifen könnten. Solange diese Mängel nicht beseitigt sein werden, ist ein tätiges Gebet in dieser Hinsicht eigentlich so gut wie unmöglich. Gott kann doch nicht so boshaft sein, aus Eurer Familie einen Priester- oder Ordensberuf hervorgehen zu lassen, den ihr dann durch Eure Gleichgültigkeit oder durch Euer schlechtes Beispiel wieder vereitelt, wofür er Euch dann bestrafen müßte. Gott ist ein liebender Vater und würde einen Berufenen nicht dorthin senden, wo er mit Sicherheit weiß, daß sich durch deren Vereitlung die Last der Sünden und die Strafen dafür nur erhöhen würden.

3. Die Pfarrangehörigen würdigen die Priester nicht und verlassen sie. Legen wir uns noch eine Frage vor. Wie benehmen sich unsere Gemeinden Priestern gegenüber, die sich schon dort befinden? Ich möchte in diesem Zusammenhang nur auf eine Gefahr hinweisen: Die moderne Psychologie hat heute bereits die alte Wahrheit bestätigt, daß sich ein Mensch nur so weit als Glied einer Gesellschaft fühlen kann, als diese ihm die Möglichkeit bietet, am gemeinsamen Leben teilzunehmen und er sich im gesellschaftlichen Zusammenspiel betätigen kann. Die Einsamkeit führt über kurz oder lang zum Ende. Stellt Euch einmal vor, daß ein Priester, der auf ein Familienleben verzichtet hat, um geistlicher Vater einer ganzen christlichen Gemeinde zu werden, anstatt auf eine geistige Familie nur auf Pfarrangehörige trifft, die sich in achtungsvoller Entfernung halten und sagen, sie wollten ihn so wenig als möglich stören. Das bedeutet: Sie brauchen ihn nur, wenn er eine Taufe vornehmen, eine Hochzeit durch-

führen oder jemanden begraben soll. Es würde an ein Wunder grenzen, bliebe ein Priester, der zehn Jahre in einer solchen Gemeinde leben muß, ein normaler Mensch. Gott hat aber gar nicht die Absicht, die menschliche Natur, die er doch selbst geschaffen hat, auf wunderbare Weise zu ändern.

So wie er Abel, den sein Bruder Kain ermordete, nicht von den Toten auferweckte, so wird er auch nicht eine priesterliche Berufung auf wunderbare Weise aufrechterhalten, die durch das persönliche Desinteresse der Pfarrgemeinde vereitelt wurde.

Die Kunst, Priester zu sein, liegt heute bei uns daran, sich nicht in eine tödliche gesellschaftliche Isolation abdrängen zu lassen und andererseits keine eventuelle Beförderung anzustreben oder durch unhöfliches oder unsicheres Auftreten dagegen zu protestieren.

Das Aufblühen der priesterlichen Berufungen hängt vom Zusammenwirken von Priestern und Laien ab.

Deshalb bitte ich Euch, teure christliche Laien, daß Ihr an diesem Weltgebetstag für Priester- und Ordensberufe dazu beitragt, daß Eure Priester gesellschaftlich nicht isoliert bleiben. Sie haben bei ihrer Priesterweihe versprochen, daß sie Euch immer lieben werden. Vergeßt nicht, daß auch sie nur Menschen sind und bleiben und daß auch sie sich mitteilen möchten und daß sie Unterstützung brauchen, wie es auch von Euch in der eigenen Familie gehandhabt wird. Gebt ihnen das Gefühl, daß sie jederzeit mit Euch rechnen können, so wie Ihr Euch auch immer auf sie verlassen könnt. Schafft um Eure Priester eine Gemeinschaft, die Freude ausstrahlt und unterstützt ihre priesterliche Berufung auch dadurch, daß Ihr ihnen Euer volles christliches Vertrauen schenkt. Vergeßt nicht, daß sie manchmal ein Kreuz tragen müssen, das um vieles schwerer ist als Eures, die Ihr außerdem die Möglichkeit habt, davon zu sprechen.

Zum Schluß bitte ich Euch noch, daß Ihr auch heuer wieder so wie jedes Jahr einen Geldbetrag für den priesterlichen Nachwuchs spendet, der am nächsten Sonntag bei allen Gottesdiensten eingesammelt wird. Ich selbst bin überzeugt, daß die Frage des Priester- und Ordensnachwuchses nur durch Eure Gebete und Eure Opfer gelöst werden kann. Nur wenn Ihr zu Opfern entschlossen seid, wird sich auch in Euren Familien und Pfarrgemeinden wieder jene gegenseitige christliche Liebe, jenes Vertrauen und jene Frömmigkeit einstellen, in deren Atmosphäre Gott Berufungen erwecken wird. Ohne Priester seid Ihr zum Untergang verurteilt. Ich bitte Gott den Allmächtigen, daß er Euch die Kraft zu dieser großen, aber notwendigen inneren Umkehr gebe, damit Ihr bei dieser schweren Aufgabe, die die heutige Zeit Euch auferlegt, nicht enttäuscht werdet.

Kardinal Stephan Trochta
Bischof von Leitmeritz

Leitmeritz, am 12. Mai 1973

XIX.

Friede ist notwendig – Friede ist möglich

Betrachtungen von Kardinal Dr. Stephan Trochta, Bischof von Leitmeritz, über die Friedensbotschaft der Päpste Johannes XXIII. und Pauls VI. in der „Katolické noviny" (Katholische Zeitung) vom 10. Juni 1973, veröffentlicht unter dem Titel „Paul VI. auf den Spuren Johannes XXIII.".

Ich wurde gebeten, einen Artikel über die Päpste Johannes XXIII. und Paul VI. zu schreiben. Beide Päpste, die den Stuhl des hl. Petrus einnahmen, sind außerordentlich bedeutende Persönlichkeiten, sodaß eine gerechte Würdigung ausgedehnte Studien voraussetzen würde. Deshalb übersteigt die Forderung, einen solchen Artikel zu verfassen, praktisch die Grenzen des journalistisch Möglichen.

Die Friedenssendung zweier Päpste

Ich habe den Eindruck, daß Johannes XXIII. erst durch seine Enzyklika „Frieden auf Erden" („Pacem in terris"), die eigentlich jeder Christ kennen sollte, richtig populär wurde, was er auch bemerkt haben dürfte. In diesem Jahr gedenken wir dieser vor zehn Jahren erschienenen Enzyklika, die gleich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregte und deshalb auch entsprechend kommentiert wurde. Schon aus diesem Grund erscheint es notwendig, die Friedensbemühungen der beiden Päpste zu vergleichen.

In dem Rundschreiben „Über den Fortschritt der Nationen" und in dem Hirtenbrief „Aus Anlaß des 80jährigen Jubiläums" bekannte sich Paul VI. ausdrücklich zu dem Erbe, das er damit übernommen hatte. Ja, er erweiterte und ergänzte die in diesem Rundschreiben geäußerten Ansichten noch durch zeitgemäße Forderungen. In einer Ansprache, die der Papst am 10. April dieses Jahres hielt, erläuterte er seine Stellungnahme in dieser

Enzyklika, die geeignet ist, die Friedensbemühungen der beiden Päpste vergleichen zu können. Der Heilige Vater gibt darin der Ansicht Ausdruck, daß das Rundschreiben Johannes' XXIII. wesentlich dazu beitrug, daß die Menschen sich aufrichtig bemühten, sich gegenseitig zu verstehen; er meint aber auch, daß die Christen sich erst durch diese Enzyklika bewußt wurden, welche Wohltat der Friede eigentlich sei und weiters, daß sie – die Enzyklika – eigentlich die Grundlage für die Bemühungen der letzten Jahre um die allgemeine Verständigung darstellte.
Paul VI. sagte: „Wir wollen aller jener Ereignisse gedenken, die die Geschichte der Kirche und der fortschrittlichen Menschheit tief bewegten. Jetzt sind es zehn Jahre her, daß Unser verehrungswürdiger Vorgänger, Johannes XXIII., sich mit seinem Rundschreiben „Frieden auf Erden" an alle Menschen wandte, die guten Willens sind, welches einen ungewöhnlichen Widerhall in der Öffentlichkeit fand sowohl bei den gläubigen Menschen wie auch bei jenen, die weit entfernt von einem religiösen Bekenntnis stehen, die verschiedenen Rassen und Kulturen, ja selbst gesellschaftlich und politisch verschiedenen Lagern angehören. Dieses Rundschreiben kann niemand als langweilig bezeichnen und daß es nichts Neues aussagt, da über das Problem des Friedens schon allzu viele gesprochen hätten, sodaß dieses Thema bereits aufhört uns zu interessieren. Es ist aber wirklich traurig, wenn die Menschen wieder in den alten Trott verfallen und trotz der tragischen Erfahrungen der letzten Kriege und in Anbetracht der katastrophalen Folgen der Konflikte, die in naher Zukunft wieder ausbrechen können, dies alles schon für überwunden glauben. Statt dessen bemerken wir, wie die Menschen erneut zu jener Ansicht gelangen, die für sie schicksalhaft sein kann: daß, woran es angeblich mehr liege als am Frieden, an der Ordnung und an der Gerechtigkeit, es die Kraft sei – und möge sie nur im Hintergrund vorbereitet sein oder auch wirklich gebraucht werden im Kampf um die Durchsetzung der eigenen Interessen.

Ich frage deshalb noch einmal: Soll das Schicksal der Völker der Egoismus bestimmen? Und soll die gesetzliche und verpflichtende Fürsorge um das gerechte Wohl nicht mehr von der Liebe inspiriert sein und von der Gerechtigkeit, die alle gleich umfaßt, eingebettet im Rahmen des Friedens?

Der Friede gemäß dem Standpunkt Gottes

Der Friede ist das Fundament der neuen Menschheit, merkt Euch dies gut! Der Friede darf in der Geschichte nicht nur eine zufällige Pause darstellen, sondern soll einen ständigen Sauerteig der menschlichen Gesellschaft bilden (vor allem, wenn es sich nicht um einen ständigen, sondern um einen dynamischen Frieden handeln soll). Und in der Welt, die schon gesetzmäßig zur Einheit tendiert, kann der Friede nicht eine einseitige, sondern nur eine alle umfassende Angelegenheit sein. Friede, das ist nicht ein Bemühen, sich gegen die Änderung von solchen Einrichtungen zu wehren, die von der Entwicklung der Menschen längst überwunden wurden und erträglich wären, wenn die fortwährende dynamische Sorge um die bevorzugte Stellung des Menschen verteidigt würde durch die komplexe Vollständigkeit seines Seins, seiner Rechte und Pflichten und seiner höheren Bestimmung.

Die erwähnte Enzyklika rüttelte alle Menschen, die guten Willens sind, auf, damit sie Überlegungen über eine der dringlichsten Pflichten des einzelnen in der gegenwärtigen Gesellschaft anstellen: daß jeder sich ständig bewußt sei der schweren Verantwortung und seiner Aufgabe, der er sich vor keinem anderen Menschen entbinden kann, nämlich: gemeinsam am Frieden zu bauen und ihn zu verteidigen nach den Richtlinien, die schon von unseren Vorfahren vorgezeichnet wurden: „Der Friede auf Erden, diese brennende Sehnsucht der Menschen aller Zeiten, kann nicht verwirklicht werden, wenn nicht alle Menschen auf jene Ordnung achten würden, die Gott gefügt hat. Die Ord-

nung, begründet auf der Wahrheit, aufgebaut gemäß den Forderungen der Gerechtigkeit, lebendig gemacht und ergänzt durch die Liebe und endlich verwirklicht in der Achtung zur Freiheit jedes einzelnen." (AAS, 55, 1963, S. 257 und 303)

Die Enzyklika „Frieden auf Erden" trug zur Entwicklung einer grundlegenden Sendung der Kirche dadurch bei, daß sie den Frieden allgemein aufmerksam verfolgt, der nicht nur eine reine Zugabe sein darf, sondern tatsächlich in der kirchlichen Seelsorge integriert sein muß.

Auf allen Ebenen der Kirche erscheint der Geist einer neuen Auffassungskraft für den Frieden. So verfestigte sich unter unseren Brüdern in Christus und auch unter jenen, die sich zu einer anderen Religion bekennen, in den letzten Jahren die gemeinsame Überzeugung, daß der Friede für die Welt einen kostbaren und unveräußerlichen Wert darstellt, und bei den Menschen zeigt sich immer stärker das lebhafte Bestreben, alle Studien, alle Bewegungen und Aktionen zugunsten des Friedens zu unterstützen. Anstrengungen um den Frieden – die Grundlage der allgemeinen Gegenliebe.

Diese Initiative, vereint mit dem wachsenden, aufrichtigen Wunsch nach dem Dialog, trug auch zu der erfreulichen Entwicklung der Vereinbarungen und der Zusammenarbeit auf dem Gebiet der christlichen Gegenseitigkeit bei.

Es scheint mir nicht allzu übertrieben zu sein, wenn ich erkläre, daß so die Enzyklika tätig zur Entwicklung der angeführten Bemühungen um einen Dialog beitrug, gleichwie sie den genannten Dialog unterstützte und ebenso die Vereinbarungen und die ökumenischen Aktionen förderte. Sie unterstützte den Frieden als einen verpflichtenden und zentralen Gedanken der ganzen Mentalität und Entwicklung der modernen menschlichen Gesellschaft. Wenn wir einerseits diese grundlegenden Stimmen unserer Vorfahren hören und uns ihrer erfreuen, und wenn wir mit Sicherheit feststellen, daß die Bemühungen um den Frieden tief im Bewußtsein des einzelnen und des Kollektivs

verwurzelt sind, ist es andererseits unsere Pflicht zu bemerken, daß der Friede gut ist und daß ihn die Welt mehr denn je braucht. Schon während vieler Jahre des gegenwärtigen Pontifikats verfolgen wir die grundlegende Richtung der heutigen Pädagogik, die einen neuen Geist des Zusammenlebens zwischen den Menschen schaffen will. Unermüdlich wenden wir alle Kräfte auf zur Verteidigung des Friedens und wollen die Menschen überzeugen, daß der Friede unumgänglich notwendig ist. Wir bemühen uns, zwischen den Nationen größeres gegenseitiges Verständnis zu wecken und verteidigen die, die unter tristen Verhältnissen leiden, da durch Ungerechtigkeit eine Zuspitzung der Streitigkeiten, Zersetzung und Verderben entsteht.
Über diese Friedensinitiative des Heiligen Vaters erscheint alljährlich ein Informationsbuch, das allen Staatsoberhäuptern übersandt wird sowie den Vorstehern der Kirchen und sonstigen hohen Persönlichkeiten. Die Übermittlung des Rundschreibens „Frieden auf Erden", das nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat, gibt uns bei diesem zehnjährigen Jubiläum neuen Auftrieb zu unermüdlichen Bemühungen um den Aufbau des Friedens in der ganzen Welt. Aufrichtig würden wir uns wünschen, daß diese Sendung ehrlichen Widerhall finden, Vertrauen und Eifer allen Menschen guten Willens einflößen, jeden einzelnen und alle Gruppen überzeugen würde, daß Friede möglich ist – wie es am diesjährigen internationalen Tag des Friedens verlautet wurde – und es deshalb unsere Pflicht ist, alle Anstrengungen für ihn zu unternehmen. Diese erhabene und edle Aufgabe erfordert, daß sich an ihrer Verwirklichung alle beteiligen. Aber da alle menschlichen Kräfte schwach und unzuverlässig sind, ist Hilfe von oben nötig. Wir wiederholen deshalb heute die Bitte, mit der vor zehn Jahren unser Vorgänger sein Rundschreiben schloß und „wenden uns zu dem, der mit seinem schmerzhaften Leiden und seinem Tod über die Sünden siegte . . . und durch sein Blut die Menschheit mit dem himmlischen Vater versöhnte" (Pacem in terris, AAS 55, S. 303) und damit die sicherste Grund-

lage für den gegenseitigen Frieden zwischen den Menschen schaffte.

„Wir bemühen uns also alle", endet Paul VI., „daß wir in der Schule des berühmten Dokumentes, das uns, der Kirche und der Geschichte, Papst Johannes XXIII. hinterließ, zum Geiste des wahren Friedens in Gedanken, Handlungen und Bitten gelangen. Diesen Bemühungen erteilen wir unseren Apostolischen Segen." Die Stimme Pauls VI. ist somit nur eine Bestätigung der Stimme Johannes' XXIII., damit wir den Frieden stärken und aufbauen. Das ist einfach die Pflicht unseres christlichen Gewissens.

XX.
Seid beständig im Gebet

Konzept eines Hirtenbriefes für die Vorbereitung des heiligen Jahres 1975. Letzte eigenhändig geschriebene Zeilen von Kardinal Dr. Stephan Trochta, Bischof von Leitmeritz, vom 5. April 1974. Der Hirtenbrief hätte zu Ostern 1974 erscheinen sollen.

Die heutige kirchliche Feierlichkeit ruft uns den größten Sieg Christi ins Gedächtnis, den Sieg über den Tod und die glorreiche Auferstehung nach dem schmerzvollen Tod am Kreuz. In der Geschichte der Kirche war dies das wertvollste freiwillige Opfer. Durch dieses Opfer wurde die Menschheit wieder mit Gottvater versöhnt. Dieses Opfer hat Vergebung für unsere Sünden erlangt und verschaffte uns auch selbst die Möglichkeit dazu: das eucharistische Opfer am Altar und die anderen Sakramente – die wichtigen Träger der Gnade und des Heiles, die unbedingt notwendig sind zu einem Leben in Freude und der Liebe Gottes. Ich wünsche Euch von Herzen, daß Ihr die jetzigen Osterfeiertage in tiefem, innerem Frieden, in einer vollkommenen Versöhnung mit Gott und mit Euren Nächsten erlebt.

Das heurige heilige Jahr verpflichtet uns geradezu dazu. Der letzte Hirtenbrief Eurer Bischöfe hat Euch dazu die grundlegende Belehrung gegeben. Gemäß deren Weisung gebe ich Euch noch einen besonderen Hinweis.

Da die heutige Osterfeierlichkeit eigentlich die erste Möglichkeit für diesen Hinweis ist, den man nicht gut ignorieren kann, wende ich heute Eure Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit, wie die geistlichen Gaben des heiligen Jahres gewonnen werden können. Für uns und für die ganze Kirche hat das heilige Jahr, das der Heilige Vater für das Jahr 1975 proklammieren wird, bereits begonnen, indem die Vorbereitungen schon angelaufen sind. Die Bedeutung des heiligen Jahres, welches nach einem jahrhun-

dertealten Brauch alle 25 Jahre gefeiert wird, besteht darin, daß jede Generation der katholischen Christen dazu aufgerufen wird, mit besonderem Eifer und dankbarer Liebe des Werkes des gekreuzigten und auferstandenen Christus zu gedenken, der durch den Heiligen Geist die Kirche lenkt, heiligt und vollkommen macht. Gleichzeitig soll sich bei dieser Feierlichkeit die Einheit aller Teile der Kirche, aller Riten in der ganzen Welt mit dem Nachfolger des hl. Petrus in Rom zeigen. Die Wallfahrt in die Ewige Stadt ist das besondere Wahrzeichen dieser Einheit und zeigt gleichzeitig die gemeinsame geistliche Kraft der Kirche. Die Öffnung der heiligen Tore in den vier Hauptkirchen Roms ist ein Symbol der untrüglichen Offenheit der göttlichen Liebe zu den Menschen und gleichzeitig ein Bekenntnis, daß wir unsere Herzen für die Fülle der Gaben des Heiligen Geistes öffnen sollen.

Neu an dem diesjährigen heiligen Jahr ist, daß gemäß dem Wunsch des Heiligen Vaters diesmal die Vorbereitungen in den einzelnen Diözesen getroffen werden sollen. So können auch viele Gläubige daran teilnehmen, die nicht die Möglichkeit haben werden, nach Rom zu pilgern.

Das Ziel des heiligen Jahres ist die innere Umkehr im heiligen Geist. Gerade die Erfahrungen der letzten Jahre haben uns gezeigt, daß alle unsere Beschlüsse, Reformen und sonstigen Tätigkeiten keinen Erfolg haben. Damit hängt eng zusammen, daß die Versöhnung mit uns selbst, mit unseren Brüdern und Schwestern vorausgehen muß. Deshalb rufe ich Euch mit dem hl. Paulus zu: „Erneuert Euren Geist und Euren Sinn!" (Eph 4,23)

1. Seid beständig im Gebet

(An dieser Stelle endet das Manuskript.)

Hirtenbrief

Vorbemerkung und äußerst dringende Bitte

Der hier übersetzte Osterhirtenbrief des einzigen Diözesanbischofs der ganzen ČSSR deckt die ganze materielle und geistige Not in der Kirche der ČSSR auf. Gewiß, keine andere Diözese dieses Landes ist so schwer von den Folgen der Vertreibung der eingesessenen deutschen Bevölkerung nach 1945 getroffen worden wie das Bistum Leitmeritz; es war zum allergrößten Teil deutsch. Die deutschen Städte wurden nach der Vertreibung sehr bald bevölkert, haben heute teilweise sogar eine größere Bevölkerungsdichte als vor 1945. Anders jedoch schaut es in den Grenzgebieten aus. Zahlreiche Dörfer sind zerstört oder nur sehr schwach bevölkert, die zugewanderte Bevölkerung blieb zum großen Teil entwurzelt, insbesondere in religiös-kirchlicher Hinsicht. Nirgendwo im ganzen Staatsgebiet sind die religiösen und kirchlichen Verhältnisse so trist und so schwierig wie hier. Das mußte sich auch am Zustand der Kirchengebäude auswirken. Vor zwei Jahren mußten ungefähr fünfzig Gotteshäuser in der Diözese Leitmeritz als zerstört angesehen werden; sie waren in einem so desolaten Zustand, daß an eine Renovierung nicht mehr zu denken war. Ungefähr fünfzig Kirchen wären damals noch zu retten gewesen, wenn die Renovierung sofort hätte begonnen werden können. Die heutige Situation kann zahlenmäßig gar nicht genau angegeben werden; sie ist jedoch schlechter geworden. Die Gemeinden und ihre Priester tun alles, was sie können. Ihre Opferbereitschaft ist beispielhaft. Dennoch sind sie überfordert, vor allem dort, wo die Schäden schon weit fortgeschritten sind. Es fehlt nicht nur an den finanziellen Mitteln, sondern auch an Baumaterial und Bauarbeitern. Und noch dazu wirkt sich der Unverstand in der mangelnden Bereitschaft der Orts- und Kreisverwaltung nachteilig aus. Der Hinweis im Hirtenbrief auf Kirchen, die als Garagen

oder Lagerhallen oder sonstwie Verwendung finden, ist leider sachlich begründet, und es muß deutlich gesagt werden, daß sich nicht der Mangel an Geld, Material und Arbeitern am schlimmsten auswirkt, sondern viel mehr der Umstand, daß die Verwahrlosung und der Zerfall der Gotteshäuser in der ČSSR, insbesondere in Nord- und Westböhmen, den Ortsgewaltigen durchaus ins Konzept paßt.

Ein anderes Hirtenwort des Leitmeritzer Bischofs durfte gar nicht erst veröffentlicht werden. Bischof Trochta, heute der einzige Diözesanbischof in der ČSSR, steht im Kreuzfeuer der Angriffe des Kirchensekretariates in Prag und ist den Schikanen, Behinderungen und Intrigen der Kirchensekretäre in den Kreis- und Bezirksstädten machtlos ausgeliefert. Dabei ist er krank und allein, weil er selbst Priestern in seiner Umgebung nicht trauen kann.

Aus schwerwiegenden Gründen wird ausdrücklich gebeten, diesen Hirtenbrief nicht zu veröffentlichen, auch nicht auszugsweise. Sobald Bischof Trochta im Zusammenhang mit der Veröffentlichung oder nur eines kurzen Hinweises auf diesen Hirtenbrief hier im Westen genannt wird, müßte er ganz gewiß dafür schwer büßen. Wenn ich dieses Hirtenwort dem Hochw. Episkopat der Bundesrepublik zugänglich mache dann nur, um ihn mit den Sorgen der tschechischen Kirche und ihrer Bischöfe und Priester vertraut zu machen.

Auch eine Weitergabe an die KNA bitte ich zu unterlassen, weil sie sich gefährlich auswirken müßte.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 5

I. Eine Lebensgeschichte 7

I. Glückliche und gleichzeitig kummervolle Jugend 9
Die Familie Trochta aus der mährischen Walachei 9
Hilfe der Mutter bei der Erziehung der Geschwister 12
Begabt und fleißig im Lernen 13
Berufung zum Priestertum? 14
Der neue Pfarrer interessiert sich für Stephan 16
Studium oder Feldarbeit? 17
Studium in Kremsier 18
Ein erzbischöfliches Gymnasium mit Niveau 20
Weihnachtsurlaub zu Hause 22
Theaterspielen für Mitschüler 23
Der politische Umschwung und der Abfall von der Kirche . 24
Die Richtung des nationalen und religiösen Denkens 26
Der Zweck der Theorie ist tatkräftige Praxis 29
Krankheit der Mutter – Unterbrechung des Studiums 30
Feldarbeit oder Priesterberuf? 32
Apostolat im Dorf – Gründung der „OMLADINA“ 33

II. Zu den Salesianern nach Italien 37
Abenteuerliche Reise nach Italien 38
Ein Mann, gesandt von der Vorsehung 40
Studien in Foglizzo 42
Die Basis des tschechischen Salesianerwerkes 43
Hoffnungsvoller Novize und vorbildlicher Salesianer 46
Ankunft der ersten böhmischen und mährischen
Studenten in Turin 48
Studium in Valsalice 50
Assistent in Perosa Argentina 52

Schwere Anfänge 54
Freude und Zufriedenheit 56
Erzieherkunst 57
Verhandlungen über eine Rückkehr in die Heimat 59
Ankunft in Freistadt in Mähren 61
Erneut nach Italien 63
„Du bleibst in Turin." 65
Das Theologiestudium ist anstrengend 66
Priester und Doktor der Theologie 68

III. Arbeit für die Jugend in der Heimat 71
Primiz in Bolognano 71
In der Heimat 73
Beliebter Prediger 74
Als Soldat in Brünn 76
Verantwortlich für junge Salesianer 77
„Du kommst nach Mährisch-Ostrau." 79
Neue Umgebung 81
Weihe des Grundsteins des neuen Instituts 83
„Bei uns ist es lustig, da gibt es Spiele und Spaß." 85
„Pater Stephan, morgen fahren wir gemeinsam nach Prag!" 88
Kardinal Kašpar ruft die Salesianer nach Prag 91
Die ersten Schritte 93
Wie die Mittel für den Bau aufbringen? 94
„Die Groschen der Witwen" waren die wichtigsten 97
Die Kirche zum Heiligen Kreuz in Prag am Graben 99
Eröffnung des Salesianerwerkes in Prag 101
Neue politische Situation – neue Projekte 103
Direktor des Instituts – geliebter Vater 105
Mitarbeit an der Vereinigung der Jünglinge 107
Zusammenarbeit mit der gesamtnationalen Jugendbewegung 109

IV. Verhört und illegaler Tätigkeit verdächtigt 111
„Gott, hilf mir!“ 113
Verhaftet 115
In Pankraz mit seinen Freunden 117
Nach Theresienstadt 119
Zusammen an einem Karren 121
Drei Tage ohne Arbeitsbluse 123
Neue Schuhe 125
Mauthausen 127
Der Prager Deutsche namens „Dick“ 129
Die Rückkehr des Unerwünschten 131
Auf dem Weg zum Krematorium 133
Das Gebet eines Sterbenden ist nicht unwirksam 135
Ein glücklicher Gärtner 137
Bruder Marian kommt nach Střechov 140
Niemand darf die Ankunft der Amerikaner erleben 142
Wieder in Freiheit 145

V. Die herausragende Persönlichkeit des Direktors des Salesianerwerkes in Prag 147
Eine neue Situation 149
Der Heilige Vater wünscht es 152
Der Leitmeritzer Weinberg des Herrn 153
Die unvergeßliche Feier der Bischofsweihe 156
Ich komme im Namen des Herrn 158
Das Pastoralprogramm und seine vielversprechende Verwirklichung 160
Auszüge aus Berichten über Missionsreisen durch die Diözese 163
Verhandeln im Namen der Bischöfe 165
„Wir gehen unvorbereitet in eine unsichere Zukunft.“ ... 168
„Das Leben der Bischöfe ist eine immerwährende Agonie.“ 171

Die Mutter leidet mit ihrem Sohn 173
Verurteilt wegen Hochverrats und Spionage 175
Verurteilung zu Haft 178
„Wende das Antlitz zur Sonne!" 180
Teil der herrschenden Klasse 183
Krank und Rentner 186
In Radvanov 188

VI. Diesseitige und jenseitige Belohnung 191
Eingeladen zur Rückkehr 191
Mahnung zur Einheit und Vorsicht 193
„Ich biete euch neuerlich mein Leben." 196
„Kehr zurück in den Weinberg des Herrn!" 198
„Festigt euren christlichen Charakter!" 200
Der Heilige Vater würdigt die Opfer und die Arbeit des Leitmeritzer Bischofs 204
Mitglied der römischen Synode 206
Die Marienverehrung in den böhmischen Ländern 208
Kardinal der römisch-katholischen Kirche 210
Im Steinbruch Gottes 212
Der Abschiedsgruß des guten Hirten lautet: „Betet!" 217
Das Begräbnis des Kardinals 219
Ein guter und treuer Diener 222

II. Aussprachen, Aufrufe, Hirtenbriefe 225

I. Arbeit – Opfer – Liebe 227
II. Aufruf 251
III. Erneut zur Zusammenarbeit bereit 269
IV. Seid vor allem einig in Christus 273
V. Auf einem neuen Weg 277
VI. Neuerlich biete ich Euch mein Leben an 283
VII. Greift den Ereignissen nicht vor 291
VIII. Denkt doch auch an die Berufung zum Priestertum .. 293
IX. Der hl. Method – erster slawischer Erzbischof 297

X. 750 Jahre nach der Geburt der seligen Zdislava 305
XI. Verantwortlich für die Zukunft der Welt 315
XII. Das Jubiläumsjahr der seligen Zdislava 321
XIII. Zuallererst Liebe und Zusammenarbeit 333
XIV. Die Marienverehrung in den böhmischen Ländern .. 339
XV. Ich bettle für die Kirchen 349
XVI. 1000 Jahre Bistum Prag 357
XVII. Der Dom Gottes – ein Haus des Gebetes 365
XVIII. Der Weinberg des Herrn – ohne Arbeiter 371
XIX. Friede ist notwendig – Friede ist möglich 377
XX. Seid beständig im Gebet 383

Hirtenbrief 385

Das Buch über Kardinal Trochta: eine nichtwissenschaftliche Biographie über eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der religiösen Geschichte Böhmens in der neuesten Zeit. Nichtwissenschaftlich deshalb, weil noch viele Urkunden und Quellen der Öffentlichkeit nicht zugänglich sind. Dennoch stellt dieses Buch einen Abriß der Geschichte der Tschechoslowakei in diesem Jahrhundert, ihr Verhältnis zur Kirche dar und gibt einen Querschnitt über die sozialen Gegebenheiten anhand der Person Stephan Trochtas. Im abschließenden Teil findet sich eine repräsentative Auswahl seiner Hirtenbriefe.

